Fragmente

über

Menschendarstellung

auf

den deutschen Bühnen

von

Wilhelm August Iffland

Schauspieler zu Mannheim.

Erste Sammlung.

Gotha,

bey Karl Wilhelm Ettinger.

1785.

BIBL. UNIVERS.

PITT
UNIVERS
U.S.A.

Fragmente
über Menſchendarſtellung auf der deutſchen Bühne.

Erſter Abſchnitt.

Ueber die Entſtehung dieſer Fragmente, und den Zweck ihrer Bekanntmachung.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber die Entſtehung der deutſchen Bühne, und ihren Fortgang nebſt einer Berichtigung der Redensart: „Die Nation hat und hält ihr Schauſpiel.“

Dritter Abſchnitt.

Was iſt Natur, und wie weit geht ihre Grenze auf der Bühne?

Vierter Abſchnitt.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Laune? und welches ſind die Grenzen von beyden?

Fünfter Abschnitt.

Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler?

Sechster Abschnitt.

Können französische Trauerspiele auf der deutschen Bühne gefallen, und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beyfall erhalten sollen?

Siebenter Abschnitt.

Ist Händeklatschen, oder allgemeine Stille der schmeichelhafteste Beyfall?

Achter Abschnitt.

Giebt es allgemein sichere Regeln, wo der Schauspieler in seinen Reden Pausen machen müsse?

Neunter Abschnitt?

Beytrag, zu des Herrn Hofrath May, Abhandlung: „Ueber die Heilart der Schauspielerkrankheiten."

Zehnter Abschnitt.

Von den Beurtheilungen, Journalen ꝛc. über die Schauspiele.

Erſter Abſchnitt.

Ueber die Entſtehung dieſer Fragmente, und den Zweck ihrer Bekanntmachung.

Ihro Excellenz, der Herr Vicekammerpräſident, Freyherr von Dalberg, Intendant des deutſchen Schauſpiels zu Mannheim, geben dem Ausſchuß des Nationaltheaters, bey jeder Verſammlung, eine dramaturgiſche Frage, zur Beantwortung auf. Meinerſeits ſind dieſe Fragmente, die Verſuche zu Beantwortung jener Fragen, vom 4ten November 1782, bis dahin 1783.

Ich habe von Jugend auf Leidenschaft für die Schauspielkunst. Ich gehöre unter die Wenigen, welche diesen Beruf wählten. Wählten, ohne üblen Verhältnissen dadurch entgehen zu wollen, und ihn noch ehren — nachdem sie ihn gewählt haben. Ich darf mir schmeicheln, daß Kritik und Aufnahme des Publikums, diese Wahl gebilliget haben. Dieses läßt mich glauben, daß es manchem jungen Mann, welcher der Bühne sich widmen möchte, sehr willkommen, dem Dilettanten aber nicht unangenehm seyn werde, über Schauspielkunst etwas zu lesen, welches auf Erfahrung, zum Theil auf Ausübung gegründet ist. Denn die gewöhnlichen Rezensionen, und rezensirenden Journale, befriedigen, außer Personalität und Neugier — nur wenig und Wenige.

Hierzu kommt, daß der wunderliche verworrene Begriff von Schauspielkunst, den die Zunftkomödianten hegen und pflegen, dem angehenden Schauspieler, Zeit, Fleiß und Hoffnung verschwinden läßt.

Ge

Geſchweige daß ſie über die Reliquien ihrer Lade nur ſelten, hochdunkle Erklärungen abgeben. Dieſe ſchädliche Thorheit veranlaßt mich, Beobachtung über wahre Schauſpieler, und meine Meinungen bekannt zu machen.

Bey der Beobachtung eines Groſſen oder Großgenannten Schauſpielers, hat mich der Kredit nie geblendet. Ich gab mir Mühe zu unterſcheiden. In der Ferne thun, Zeit, Anmaßlichkeitsgabe, Manier und Rutine, auch auf Männer von Einſicht, mehr als man faſt glauben ſollte.

Man muß daher Selbſt — und recht nahe hinzugehen, um der Sache gewiß zu werden.

Mehr als Fragmente? Kann und will ich nicht liefern. Ich bin gewiß, ſie ſind hinreichend, einen jungen Mann von Talent, vor der Gefahr zu hüten, daß er genug gethan zu haben glaubt, wenn er den Held ſeiner Prädilektion, kopirt. Den Ausſchweifling können ſie abhalten, eine Beſchäfftigung zu wählen, welche,

so sehr, als irgend eine, Fähigkeit, Fleiß, Ausdauer und gute Sitten erfordert. Dieser erste Band dürfte vielleicht nur dem Schauspieler und Redner brauchbar seyn; die Fortsetzung, wie ich hoffe, wird in Beziehung auf Menschenkunde, gemeinnütziger werden.

Zweyter Abschnitt.

Ueber die Entstehung der deutschen Bühne und ihren Fortgang, nebst einer Berichtigung der Redensart: „Die Nation hat und hält ihr Schauspiel.“

Unter der Finsterniß, worinne die Mönche Deutschland gefangen hielten, — der Regierung andächtelnder Fürsten, unter der Wuth der Religionskriege; konnte freylich wenig für die schönen Künste gethan werden. In verschiedenen Gestalten erschienen dennoch Versuche zu Schauspielen,

len, es entſtanden ſogar Schauſpieler. Allein, (was überhaupt bey der Menge kleiner Staaten, deren einer den andern von jeher überwachſen wollte, großen Schaden gethan hat,) das ſpaniſche Hofzeremoniel, welches mit Karl dem fünften nach Deutſchland kam, und von dem kaiſerlichen ſich ſehr bald an alle die verſchiedenen deutſchen Höfe verbreitete — gab dem deutſchen Ernſt, noch überdies einen ſtarken Anſtrich ſpaniſcher Grandezza.

Vermöge dieſer Richtung der Nation, aus Achtung für die alten Dekrete gegen die Hiſtrionen, nach dem abergläubiſchreligiöſen Begriff, deſſen Reſte wir noch oft an unſern Kindererziehern wahrnehmen, vermöge deſſen das Gebärdenſpiel, das Menſchennachmachen, für eine Gaukeley des Teufels gehalten werden mußte, vermöge alles dieſes, konnte man nicht dulden, daß ein ernſthafter Deutſcher — ſich dazu hergab, Komödienſpieler zu ſeyn. Lieber bequemte man ſich in der Folge, über den Scherz in fremder Sprache, über Fremde zu lachen, als daß man

einem

einem Vorurtheil entsagen wollte, welches, so ungereimt es auch war, dennoch auf Achtung für die Nation sich gründete.

Die erste Ursache also, warum ausländisches Schauspiel in Deutschland die Stelle eines einheimischen ersetzte, ist nicht eben schmeichelhaft für das Ausland, nichts weniger aber, als der Beweiß unsrer anerkannten Unfähigkeit dazu. War das nicht von jeher der Fehler unsrer Nation, bey innern eignem Reichthum zu darben, oder durch die Industrie andrer Völker damit uns versehen zu lassen, was wir selbst reichlich hatten?

Unsere Kälte, das Mißtrauen in unsere Kräfte erstickte, vertilgte den Sprößling mancher vaterländischen Kunst, während wir jedes Produkt, jede Kunst, welche uns das Ausland, vorzüglich das schlaue Frankreich, im leichten reizendem Gewande darbot, mit Wärme aufnahmen, und mit deutscher Großmuth belohnten. Gut genug, wenn nur durch die fremde Pflanze eine bessere Frucht bey uns eingeführt und durch

durch die Nahrung des kräftigen deutschen Bodens, endlich einheimisch worden wäre.

Als aber Staatsmänner und Fürsten des Vaterlands vergaßen, deutscher Kunst spotteten, das Volk seinen Grosen folgte; und der wollüstige Gesang von der Seine her, die Nerven erschlaffte, Kräfte in den Schlaf wiegte, — da ward das Verderben allgemein!

Der Fremdling, seine Sitten und Kunst, gewannen so ausschließlich das Bürgerrecht, daß der Deutsche in seinem Vaterlande Miethling ward, seine Kunst geähmt wurde, von seiner Sitte viel verlohren gieng.

Bekannt ist, daß es gegen den Ton eines Mannes von Geschmack war, deutsch zu lesen, zu sprechen, oder zu schreiben.

Die Lectüre der französischen Dichter, war in Deutschland allgemein.

Jedermann suchte mit Sentenzen aus den Trauerspielen des Korneille und Racine zu glänzen. An den deutschen Höfen konnte kein Nahmensfest, keine Hoffeierlichkeit, ohne diese Tragödien bestehen.

Doch,

Doch, als dieſe fürtrefliche Schauſpiele endlich ſo ganz alltäglich wurden, und aus Frankreich ſelbſt, keine Werke mehr kamen, welche neben dieſen hätten beſtehen können; ſo ſchien das eine baldige Veränderung des Geſchmacks zu verkündigen; wenigſtens war dieſe Epoche nicht mehr im Steigen.

Um eben dieſe Zeit nahmen mit der wälſchen Muſik, die Intermezzen überhand. Die deutſchen Schauſpieler machten bereits hie und da Aufſehen; allein die Großen beſuchten dieſe Vorſtellungen gleichſam nur incognito.

Mit unter gab es Männer, welche die Nation anredeten, ihrer Künſtler, ihrer Rechte, ihrer Würde eingedenk zu ſeyn. Vielleicht auch, daß man ſchon jezt, die Blüthe der deutſchen Kunſt, der Pflege gewürdiget haben würde; allein, die Erſcheinung eines großen Mannes in Ausland, verzögerte ihr Aufkommen.

Voltaire!

Mit ihm fieng eine neue glänzende Epoche der franzöſiſchen Litteratur an.

Er

Er ward bald überall in Deutſchland geleſen und auswendig gelernt, wie in Frankreich. Voltairs Schauſpiele waren es, welche den franzöſiſchen Schauſpielern den verlornen Reiz der Neuheit völlig wieder gaben.

Man gieng, ein Stück von Voltaire zu ſehen, mit der Feierlichkeit wie in die Kirche. Jeder beſtrebte ſich der erſte zu ſeyn, welcher eine ſchöne Stelle, eine prächtige Tirade gefunden, gelernt, verſtanden hatte. Der Nachbar rief den Nachbar zur Bewunderung auf, Parterre und Logen, und Logen und Paterre lebten in und für Voltaire, alle aber gefielen ſich in der Art ihre Extaſe an den Tag zu legen.

Die Epoche der voltairſchen Schauſpiele ſetzten die italäniſchen Spektakel aus allen Beſitz, zurück in die Schranken der großen Oper und Kammermuſik, beſtimmten die Unentbehrlichkeit des franzöſiſchen Schauſpiels für Deutſchland.

Die deutſchen Schauſpieler, welche um dieſe Zeit lebten, waren weit beſſer als die Schauſpiele, worinnen ſie auftreten mußten.

mußten. Hin und wieder wurde ein wackerer Deutscher von gerechtem Eifer entflammt, er sprach für deutsche Kunst, — aber wie ein Unglücklicher, von einem Schiffstrümmer, weit über See, einer Stadt entgegen ruft, die unter Getümmel und Fackelflammen, ihre Bachanalien feiert — so verschwand sein Rufen — und Er!

Wir haben, im Ganzen genommen, keinen Patriotismus für Deutsche, und Deutschland überhaupt; was wir so nennen, ist Eigensinn für die Provinz, deren Eingebohrne wir sind.

Le Roi et la Nation! rufe man das in Paris — und der Franzose aus Lyon und Bretagne, aus Nancy und Orleans haben nur ein Interesse. Der Kaiser und Deutschland! — rufe man das in Wien, und der Deutsche aus Bremen und München, Berlin und Dreßden, haben dabey ganz verschiedenes Interesse.

Eben deswegen fehlt uns der erhabene Sporn, welcher überall die inländischen Künste eher reifen ließ. Eben darum

achteten

achteten weder die Großen noch das Volk auf das Schauspiel ihrer Nation.

Als aber nun allmälig die deutschen Dichter Ruf erhielten, als nach und nach jede Provinz ihren Dichter, oder Dichterling hatte, den sie eine gegen die andere pries; so wurde überall der Stolz der Provinzen geweckt.

Es entstand Nacheifer, und dieser Nacheifer der Provinzen würkte dann endlich nach, was freilich der Eifer für die Nation, weit früher, weit mächtiger gewürkt haben würde.

War Vaterlandsliebe nicht das Gefühl, so ward sie doch überall das Gedicht, und würkte auf die Deutschen. Man vereinigte sich, dem Hohn der Ausländer, Werke deutschen Geistes entgegen zustellen, mit den Dichtern reiften die Schauspieler.

Nun sah man an verschiedenen Orten, vortreffliche Schauspiele der besten deutschen Dichter, von guten deutschen Schauspielern geben.

Die Dichter thaten alles, die Schauspieler zu belehren, aufzumuntern, und durch Nachruhm zu lohnen.

Nicht leicht kann irgendwo, eine Kunst so schnell und mächtig gestiegen seyn, als die Schauspielkunst seit funfzehn Jahren in Deutschland.

Da nach und nach in Deutschland die Militairverfassungen sehr vergröfert worden waren, und so nach gröfere Fonds erforderten, so ward von da an, Oekonomie theils die Seele, theils die Aussenseite, aller deutschen Höfe. Dies kam dem deutschen Schauspiel sehr zu statten.

Die französischen Schauspieler waren überall sehr theuer bezahlt, dennoch mißhandelten sie ihr Publikum beständig, mit langweiliger Vorführung ihrer uralten Paradepferde.

Das Volk, dessen zutrauliche Unterwürfigkeit, seinem Grossen, auch in Sachen des Geschmacks, Despotismus eingeräumt hatte, ward es endlich überdrüßig, auf sein Vergnügen die drückende Schatzung einer fremden Sprache und unerträg-

täglichen Eigenſinns gelegt zu ſehen, ließ dieſe Spektakel leer und hieng ganz dem deutſchen Schauſpiel an.

So wurden nach und nach, an allen Höfen, theils aus Oekonomie, theils aus Patriotismus, oder aus kleinen Nebenurſachen, (welche aber gewöhnlich mit groſſen Nahmen belegt wurden) die franzöſiſchen Schauſpiele abgeſchafft und die deutſchen eingeführt.

Von da aus, wo in Berge und Wälder, Deutſchlands Genius traurend geflohen war, wo mit alter Volksſitte allein noch deutſcher Nationalgeiſt herrſcht; von dort aus, entſtand zuerſt das gute deutſche Schauſpiel; dort ſpielten Ekhof und die Sekkerin, was Leſſing und Weiſſe ſchrieben.

Nur unſre beſſere Köpfe waren bis daher mit der engliſchen Litteratur genau bekannt.

Von Shäkeſpear hatte man eine Ueberſetzung, aber ſie kam nicht in jedermanns Hände.

Die Nahrung war zu ſtark auf die franzöſiſchen Trauerſpiele.

Von den mehresten wurden daher Shäkespears Werke, mehr angestaunt, als verstanden, mehr geehrt als gefühlt.

Die Erscheinung von Göthens Schriften hat, glaube ich, eine Stimmung in uns zurückgelassen, welche der Uebergang war, um Shäkespear zu vertragen, zu fühlen, zu verstehen, und zu spielen.

Schröder war der Erste der zu Hamburg Hamlet auf das deutsche Theater brachte. Daß das geschah und wie es geschah, das wird Schröders künftiger Biograph nicht vergessen, da es wegen der Folge, welche diese hamburger Vorstellung auf den geänderten Geschmack an Schauspiel und Schauspielern in Deutschland hatte, eine der wichtigsten Epochen des Theaters, das kräftigste Mittel wider Gallomanie — einer von Schröders männlich erworbenen Lorbeern ist.

Durch Götz von Berlichingen und die Erscheinung der englischen Stücke auf unsrer Bühne, haben hie und da grosse Köpfe sich bewegen lassen, die Geschichte ihres Vaterlandes, ihrer würdig zu benutzen.

mußen. So wunderbare abentheuerliche Geburten, auch immer dadurch veranlaßt worden ſind, ſo iſt doch eben durch dieſen Geſchmack der geiſtloſe Klingklang des ehemaligen Staatsaktionenſpiels, für immer, hoffe ich, verdrungen worden. Die Vorſtellung dieſer Stücke erfordert Geiſt und Eigenheit. Das hat den Schauſpielern einigermaßen Selbſtſtändigkeit verſchafft.

Denn bis jetzt weiß ich nicht, ob wir nicht eben ſo wenig deutſche Schauſpieler, als deutſche Schauſpiele haben.

Wer die Kräfte, die Eigenheiten der deutſchen Nation kennt, der wird es ſo gut wiſſen, als ich es nur ſagen könnte, was eigentlich ein deutſcher Schauſpieler ſey.

Die Chronologien, die Journale und Almanache nennen ihrer genug. Aber wie viele von dieſen ſind deutſche Schauſpieler? Sittenmangel, Rauheit, Phlegma und eine Sprache deren Gebrauch eine Mundforme veranlaßt, welche die Plumpheit perſonifizirt — ſind nicht Deutſchheit.

Die mehresten der alten deutschen Schauspieler, waren eine glückliche Mischung von Eigenheit und Kopie französischer Schauspieler; viele der spätern Schauspieler sind Kopien dieser Kopien. So ist nach und nach die zufällige Würkung einer unbilligen Ursache — als Grundregel unter den Schauspielern angenommen worden. Ein paar — ich darfs nicht anständiger benennen, praktische Kunstgriffe fremden Kothurns, einige, von der wälschen Bühne nach Frankreich übergewanderte Lazi wurden von den Schauspielern mit dem glänzenden Nahmen Schauspielkunst belegt. Diese selbst aber, war und ist noch hie und da, ein Arkanum, womit nur die ältern Priester hausen zu dürfen glauben.

Indeß, die dramatische Quasi-Excommunikation, womit die Zunft, die Laien verfolgt, welche, ohne diese ehrwürdige nichtsbedeutende Geheimnisse erforschen zu wollen, Schauspieler sind — ist ganz unwürksam worden.

Heil unſern Zeiten! daß Menſchenkunde, der Inbegriff menſchenbildender Darſtellung worden iſt; daß ohne Zunftdiſtinktion, der Tempel einem jeden geöfnet iſt, der Kräfte hat ihn zu erreichen.

Wenn aber hie und da, in Bildersturmereifer, die neuern Schauſpieler dem Dinge noch zu viel thun ſollten; ſo bin ich deswegen unbekümmert, da man bey jeder gröſſen heilſamen Revolution, den richtigen Blick auf das groſſe Ganze, durch Nebendinge nicht darf irren laſſen.

Das iſt, dünkt mich, die Rechenſchaft welche die Künſtler des deutſchen Schauſpiels, der Nation ablegen müſſen. Aber wie ſteht die Nation gegen ihre Künſtler.

Man ſagt jetzt von der Nation, ſie habe und halte ihr Schauſpiel.

Iſt das?

So haben wir wenig gethan.

Iſt es nicht?

So dürfen wir von uns zufrieden ſeyn.

Wir wollen sehen in wiefern sich das so verhält?

Es ist ein löbliches Zutrauen in unsere Kräfte, und unsern Eifer, wenn man von der wahrscheinlichen Unterstützung eines nützlichen Dinges, wie von bereits geschehenen Dingen spricht, wer es aber sieht, daß man mit Begnügen des guten Anscheins unthätig wird — der soll aus Pflicht des Mitbürgers diesen schädlichen Irrthum rügen.

Wir sind überall geduldet, an vielen Orten geliebt, wir werden gut bezahlt für das was wir thun. Da aber dieses gegenwärtige Thun mit der Erschöpfung gegenwärtiger Kraft, selbst noch die zukünftige schwächt; so dürfen wir gerechte Belohnung auch dann noch fordern, wenn wir nichts mehr thun können. Selbst unsere jetzige Einrichtung aber, ist wie die Haushaltung eines gutmüthigen Verschwenders, wo niemand frägt, „wie „stehen wir?“ wir taumeln im Rausch, von Ehre, Wohlleben und Kunstfeuer.

Wie

Wie lange? wozu?

Ich liebe die Kunſt ſo ſehr, und hänge zu eifrig an der deutſchen Kunſt, um meine ahndenden Vermuthungen, (wenn das ſo fort dauren ſollte,) hierüber ſagen zu wollen. Mit ſtrenger Wahrheit will ich das Gemälde unſrer Verhältniſſe ohne Vorurtheil freymüthig zu entwerfen ſuchen.

Wir geben und empfangen dafür, das iſt bis jetzt der Zweck zu deſſen Erreichung wir durch übereilte Skizzen Neugierde befriedigen müſſen, ſtatt daß wir bilden ſollten.

Der rechte Zweck?

Deſſen Erreichung, iſt die Unbeſtimmtheit unſrer Verhältniſſe zuwider.

Deutſchland hat für ſeine Schauſpiele gute, auch groſſe Künſtler. Aber iſt es nicht leider wahr; daß eben ihre Größe, ihnen oft ſo hinderlich iſt, als dem ſchlechten Schauſpieler ſeine Ungeſchicklichkeit? Fünf bis ſechs Direkteurs ſpekuliren durch ganz Deutſchland auf ſie, wie der Krämer auf ſeine Waaren. Daher denn die nothwendige Befriedigung ungeheurer

Prätenſionen der Schauſpieler, aus dieſer, die Verſchwendung derſelben, daher die widerſtrebenden Verhältniſſe zwiſchen Direkteur und Schauſpieler, welche der vereinigten Kraft, wodurch allein der erhabene Zweck erreicht werden könnte, ſchlechterdings im Wege ſtehn. Ich will den Fall ſetzen, vor der Hand ſey auch keine andere Verbeſſerung möglich, warum dürfen denn, (da die Direkteurs, faſt aller ausländiſchen Bühnen, den Zuſtand ihrer Finanzen bekannt machen) warum dürfen denn die deutſchen Direkteurs, unter der Firma, Kunſteifer und Bildung, ungeſcheut auf uns wuchern, oder verſchwenden? Iſt das Schauſpiel ſo unbedeutend für einen Staat, daß jeder der einen gemalten Wald, und ein paar reiche Kleider aufgetrieben hat, ſich zum Direkteur aufwerfen darf? Wahrlich man ſollte die Einſicht und den Geſchmack eines ſolchen Mannes auf die ſchärfſte Probe ſtellen, ehe man ihm das gefährlichſte aller Monopolium verleiht, das Monopolium, unſer Herz und unſere Sitten zu bilden.

Die

Die Groſſen Deutſchlands, haben viel für die gegenwärtige Unterhaltung des Schauſpiels gethan. Da aber nur die Gewiſſheit des nöthigen Fonds und der Fortdauer, einem ſolchen Inſtitut Zweckmäſſigkeit, gegründeten Ruf und Eigenheit verſchaffen kann: ſo iſt die Frage: Was iſt dafür gethan?

Nichts!

Denn wo iſt die Bühne in Deutſchland, davon man mit Gewiſſheit ſagen könnte, ſie werde auch dann beſtehen, wann — — — —!

Ich überlaſſe es dem Leſer, nach Kenntniß der Partikularitäten der Städte und Höfe, dieſes wann! auszuführen. Ueberall aber haben die deutſchen Schauſpieler dieſem wann einen bedenklichen, traurigen Sah anzuhängen. Das iſt viel geſagt. wenn es aber hart geſagt ſcheint, ſo iſt das die Schuld der voreiligen Hoffer, der gutmüthigen Uebertreiber oder der unbeſtellten Champignons, welche dem augenblicklichen Einfall eines Groſſen zu irgend einer theatraliſchen Einrichtung,

unter

unter blühenden Figuren, in unsern Journalen, die Dauer einer Ewigkeit versprechen, darauf aber den Irrthum nicht nachholten, wenn eine solche Einrichtung, mit dem Zufall der sie entstehen ließ, wieder verschwand.

Ich will der Unglücksfälle nicht erwähnen, welche wegen dieser Ungewißheit, auch den einzelnen Schauspieler treffen. Das ist aber sehr hart, daß eben deswegen, der Schauspieler, wenn er anders weise für sein Glück seyn will, nie die Freuden des Gatten, des Vaters genießen darf.

Sind denn diese anerkannt nützlichen Mitbürger, sind die Deutschen nicht der heitern Aussicht werth, die wir dem Ausländer so bereitwillig darbieten? Man darf nur bemerken, welchen Vorzug der Eigenheit, diejenigen Bühnen haben, bey denen durch das Bemühen des Patrioten, das Verhältniß der Schauspieler eine gewisse Zeit von Jahren ist gesichert worden; um mit Gewißheit zu bestimmen, wie bald Deutschland sein Nationalschauspiel,

ſpiel, Bühnen und Künſtler haben würde. Warum aber erwartet man das ſo unmittelbar von den Groſſen, was man aus ſeinen eignen Mitteln thun könnte.

Jeder groſſen Stadt iſt das Schauſpiel unentbehrlich geworden, und kommt ihr hoch zu ſtehen.

Könnte nicht jede groſſe Stadt, unter der Aufſicht Männer bekannten Geſchmacks, die Einrichtung treffen, daß der Schauſpieler weniger lieferte, eben deswegen mehr leiſtete, dann aber Bedingnisweiſe, lebenslänglichen Unterhalt hätte?

Iſt Bildung nicht der Hauptzweck, führen Volkskenntniſſe und Geſchmack nicht die Aufſicht über die Bildung, ſo iſt das Schauſpiel ein ſehr gefährlicher Zweig des Luxus. Obrigkeitliche Verſicherung lebenslänglicher Verſorgung, macht uns minder koſtbar, veredelt unſre Sitten, und unſern Stand. Finanz und Polizey ſollten daher uns verbeſſern, um ſich ſelbſt zu verbeſſern.

Daß

Daß es noch nicht dahin gekommen iſt, das gereicht denen zum Vorwurf, welche am Ruder ſind, und dadurch, daß ſie nicht den Eifer haben gegen Vorurtheil und Gewohnheit, nach Ueberzeugung zu handeln, das hartnäckige Uebel übertriebener Prätenſion des Schauſpielers und eigennützigen Kunſthandels des Direkteurs, in dem Mark unſerer Einrichtung forteitern laſſen.

Warlich, es ſind ſchon Dinge mögſich gemacht worden, die anſcheinend und auch würklich ſchwerer waren. Daher bin ich gewiß, daß einſt — vielleicht bald, irgendwo ein Mann, beſeelt für die Kunſt und das Beſte des Volks, einen weiſen Plan männlich ausführen werde, der, wenn er nachgeahmt wird, uns berechtigt zu ſagen: „Die Nation habe und halte „ihr Schauſpiel.“

Dritter Abſchnitt.

Was iſt Natur? und wie weit geht ihre Gränze auf der Bühne.

Was iſt Natur?

Natur! — ich wünſchte, daß der arge Mißbrauch dieſes Wortes, aufgehoben ſeyn möchte.

Alles was leicht in die Augen fällt; wird ohne Bedenken damit geprieſen — und doch iſt das Wort von ſo mächtiger Bedeutung. —

Es iſt Natur. — So ſagt man, um die Vortreflichkeit irgend eines Dinges zu erheben. Das Wort Natur, iſt hier ein Bild, das gröſſeſte, kühnſte, das je gewagt worden iſt — das Bild von Gottes Schöpfung! Ja der Natur iſt nirgend Einförmigkeit, nirgend Mißverhältniß. Nichts iſt unzweckmäſſig. Eines erheiſcht das andere. Jeder kleine Theil, iſt im beſtimmteſten Verhältniß mit dem Groſſen. Im Anblick des Ganzen iſt Schönheit.

Ich muß alſo an einem Werke, eben dieſes genaue Ebenmaas aller Verhältniſſe, eben dieſe Schönheit geſehen haben, um das Urtheil gültig zu machen — „es iſt „Natur!“

Wenn daher eine Sache ſo beſchaffen iſt, daß der anſchauende Menſch fühlt; Hier iſt nichts zu viel, nichts zu wenig — hier fehlt nichts: ſo iſt ſie Natur. Alſo ſind Natur und Vollkommenheit, ſynonym.

Das Schauſpiel iſt ein Gemälde der Menſchen, ihrer Leidenſchaften und Handlungen. Der Schauſpieler macht, durch den Menſchen den er in einer Rolle hinſtellt, dieſes Gemälde lebendig. Natur auf der Bühne, iſt alſo:

Menſchendarſtellung.

Menſchendarſtellung? — Scheint doch das Wort ſelbſt jede weitere Erklärung zu verbieten. — Gleichwohl verurſachen die verſchiedenen Geſichtspunkte woraus ſie angeſehen wird, jene einander widerſprechenden Arten, ſich in Ausübung

derſelben zu nehmen; dieſe aber machen eine Erklärung ſehr nothwendig.

Nur der ſtellt Menſchen dar, welcher die Mehrheit täuſcht.

Nur der kann andre täuſchen, welcher ſelbſt ſich täuſcht.

Wer die Mehrheit nicht täuſcht, der erzählt von dem Menſchen, den er darſtellen ſoll.

Das Erſte, iſt Natur und Wahrheit. Das zweite, iſt die Komödienkunſt.

Wenn die Natur in der Menſchendarſtellung, das allerfeinſte Gefühl für das ſinnlich Schöne nicht verletzt, dann iſt auch gewiß die Gränze derſelben, das ſittlich Schöne, beobachtet: da die Beſtimmung von dieſem, aus dem Gefühl von jenem entſtanden iſt.

Das iſt mein Verſuch zur Beantwortung dieſer Frage.

Ich glaube aber der Wahrheit keinen unwichtigen Dienſt zu leiſten, wenn ich nun die Frage: „Was iſt Natur, und „wie weit geht ihre Gränze auf der Bühne?" — in die wichtige Frage verwandele.

In wie weit ist das, was Natur — Menschendarstellung ist, auf unsern Bühnen möglich?

Die Darstellung des ganzen Menschen, ist ohne Begeisterung nicht möglich.

Daher darf die Natur in ihren reichen Ausstattungen die ächten Schauspieler nicht vergessen haben.

Lebendig oder leblos, alles in der Natur ist ihnen deutliche Sprache; so empfangen sie von jedem Gegenstande, Stoff für Geistesreichthum und Einbildungskraft, von welcher die Täuschung abhängt. Sie haben hohes Gefühl für Harmonie. Einen fassenden Blick der alle minutillima der feurigen Einbildungskraft übergiebt. Witz — ein feines — feines Gefühl für das sinnlich Schöne. Unterscheidungskraft. Hierzu fügt die Bildung eine geschärfte Kritik, welche alle diese Eigenschaften, zu Erreichung eines Zwecks ordnet. Von der Natur ist die ächte Kunst unzertrennlich. Die ächte Kunst — Darunter verstehe ich die Einwürkung der Kunst, an welche man, ehe man sich ihrer bedient, eben so wenig vorher

vorher denkt, als an die Einwürkung der Nerven in die Handlungen des Körpers.

Kunſt leitet die Natur, und Natur berichtiget die Kunſt.

Aber das iſt dem Genie nimmermehr als Studium nothwendig, was, vom Genie abſtrahirt, um derer willen in Regeln geängſtiget ward, die kein Genie haben.

Der Augenblick nun, wo die Seele alle mächtigen Kräfte aufbietet um Menſchen darzuſtellen, iſt die Würkung des göttlichen Funkens, iſt die hohe heilige Begeiſtrung, worüber neulich Graf Stolberg geſchrieben hat.

Die verſammelte Menge ſchwindet vor dem Schauſpieler — in einem ſchwarzen Chaos iſt er allein — ganz ſo der Menſch der er ſeyn will, daß er tödten muß wie Barnwell, und vergeben wie Calas. Des Dichters groſſe Begeiſterung macht ſeine Schöpfung lebendig. Die groſſe Darſtellung des Schauſpielers, iſt die Begeiſterung des groſſen Dichters. Dieſe Gröſſe, kann der Menſch nicht oft

aufhalten, auch sind die Verhältnisse nicht so, daß sie belohnt werden könnte — Daher entstehet —

Vernachläßigung.

Leider muß man es gestehen, eben jene glücklichen Menschen, verlassen sich, wenn nun die Göttin ihr Gesicht von ihnen abwendet, auf ihre ältern Lorbeern. Begehen an den grossen Geheimnissen der Natur, durch kalte Nachahmung, den undankbarsten Hochverrath. Sie betäuben sich gegen das Gähnen über ihre Mißgestalt, und entheiligen den Altar worauf sie oft so glänzend prangten. Jemehr den Zuschauer die grosse Darstellung der Natur ergriffen, um so viel kälter muß er werden, wenn er alle Züge in schwachen Andeutungen sich verlieren sieht; die um desto undeutlicher seyn müssen, je feiner der Künstler sonst ist.

Elende Dichter, matte Rollen, werden bey solchem Spiel noch elender, noch matter.

Bey denen Verhältnissen der deutschen Bühne, schaft also ein solcher Menschen-

dar-

darſteller, wenig Nutzen; denn, wenn er nicht hinreißt; ſo pflegt er Kälte über das Ganze zu verbreiten.

Nun ſchreien die Kunſtkomödianten über Genie und Natur, welche dahin nicht gehörten. Gerade, als ob jene durch Vernachläßigung Genie und Natur erproben wollten.

Dieſe haben Recht zu klagen, das iſt gewiß: aber es iſt nicht geradezu Nachläßigkeit, warum jene oft kalt ſind, warum ſie lieber ſchlecht ſcheinen, als zum Gebrauch der Oberfläche ſich entſchließen wollen; ſondern die Furcht für die ausgemachte Wahrheit, daß der Gebrauch der Oberfläche, die Natur ſo weg ätze, daß der Schauſpieler zuletzt kaum im Stande iſt, auf der Bühne natürlich: guten Morgen, zu ſagen.

Wem ſollten nicht Beyſpiele hievon aufgefallen ſeyn? Da aber das Genie, von Berufspflichten, deren man ſich einmal unterzogen hat, keinesweges freyſprechen kann: da der Direkteur, die Größe des Schauſpielers nicht fordert,

die Schuldigkeit, (nemlich genaues Memoriren, lebhaften Vortrag, gehörigen Beytrag zur Rundung) aber bezahlt: so ist die Pflicht des Menschendarstellers zu arbeiten. — Freylich arbeiten! — und arbeiten müssen, bringt den Künstler um seinen Nahmen.

Es ist nun so und wird leider sobald nicht anders werden. —

Der mächtige Menschenmaler, muß dann und wann auch mit Vestibülanstreicher werden.

Die seltnen, feierlich grossen Opfer, am Altar der Göttin, würden ihn, lobgepriesen aus allen Dachstübchen der Journalisten — verhungern lassen; die öftern, ihn gar umbringen. Daher soll er sich nicht sträuben, er soll die Weise der täglichen Priester im Vorhofe ergreifen, den Gegensatz der Menschendarstellung —

Die Komödienkunst.

Sie ist daher, wo man die Menschen so oft beschuldiget: die Sprache der Natur sey ihnen hieroglyphe; aus Frankreich,

reich, zu Hause. Lange zog sie in verzerrten Copien, welche den Grossen statt der Thierhetzen dienten, auf dem deutschen Theater herum, und ist in verbesserter, ich glaube, ich darf sagen, gerade deswegen jetzt, schädlicherer Gestalt, noch bey uns geblieben.

Nach ihrer Verbesserung hat sie zwey Abtheilungen.

1) Die Gabe zu reden.

2) Die Kunst zu reden.

Die Gabe zu reden, hat sehr grossen und auf der Bühne grossen Werth.

Ich mache den Unterschied, zwischen sehr groß — und groß, deswegen, weil die erste Benennung der Würkung öffentlicher Reden zukommt. Schade daß in unsern Zeiten diese selten gebräuchlich sind.

Auch werden die fürtrefflich ausgearbeiteten Reden der grossen Staatsmänner, selten gut gesagt: Nur bey dem Debatten des englischen Parlements mag der Eifer für Nation und Freyheit, Meisterstücke in der Gabe zu reden hervorbringen. Bey uns sollten wir sie am mehresten da

ſuchen, wo wir ſie aber freylich am ſeltenſten finden, — auf der Kanzel. Die Gabe zu reden, kann auf der Bühne gefallen; aber allein nicht täuſchen. Darum iſt ſie von der Menſchendarſtellung nur eine Abtheilung. Sie ſetzt indeß wichtige Kenntniſſe voraus, erfordert wenigſtens eine Seite des Gefühls, welche auf die andere ſchlieſſen läßt. Sie kann bis zu Thränen rühren, aber doch ſelten ohne vorhergegangene groſſe Gradation des Dichters.

Elektriſche Würkung, dieſe ächte Probe der ächten Menſchendarſtellung — habe ich davon nie geſehen. Mich deucht, zwiſchen dem Menſchendarſteller und dem groſſen Redner, iſt der Unterſchied, wie zwiſchen Blitz und Wetterleuchten.

Die Kunſt zu reden, das iſt: die Bemühung eins ums andere, höher oder tiefer, ſtärker oder ſchwächer zu reden, dies ausgeartete enterbte Stiefkind der Natur, ausgeſchloſſen von aller Mitwürkung der Seele, iſt ein Handwerk. Man

verkennt es, mischt den Verstand mit hinein, und giebt ihm durch das Wort Kunst, ein Gepräge, welches anfangs überall gilt, zuletzt aber sich so vergreift; daß man höchstens aus Gefälligkeit die Münze einwechselt. Diese Kunstredner, (oder um das eingeführte Wort beyzubehalten,) diese sogenannten Deklamateurs, wenn sie nur etwas routinirt sind, wollen doch auch ihr System haben, um der Welt aufzudringen: sie unterlieſsen das aus Grundsätzen, was sie zu thun unvermögend sind. Daher bestimmen sie soviel Gränzpünktchen, um die Wahrheit beym Aermel zu erwischen, daß sie darüber bey der öffentlichen Balance, vor allen Pünktchen, den grossen Punkt verlieren.

Man sollte wider diese Kunstrednerey mit Feuereifer reden; denn schon mancher gute Kopf ist im Begnügen derselben verlohren gegangen.

Wenn die Seele frey ist, so ist gemeiniglich der erste Blick, der rechte Blick, an den soll man sich halten, denn wo Gefühl und Verstand gleichen Schritt gehen,

hen, da kann ſichs ſelten treffen, daß der Verſtand dem Gefühl Vorwürfe zu machen hätte.

Der groſſe Blick über das Ganze, ſchafft Meiſterſtücke, aber, es ſoll nur ein Blick ſeyn, lieber ein wiederhohlter Blick, aber immer doch nur ein Blick. Ueber dem vielen Denken, über jener elenden Korrektheit in Kleinigkeiten, die, wenn ſie das erſte Augenmerk war, nie etwas groſſes geſchaffen hat, verſchleift die Spitze des feinen Gefühls, der Verſtand geht allein, und das Ganze wird nie herzliche Wahrheit, Natur, haben. Ich glaube, man ſoll bey guten oder mittelmäßigen Schauſpielen, die Gabe zu reden empfehlen. An ganz dürren Tagen, oder bey halber Krankheit, bleibt ja immer noch die Kunſtrednerey übrig.

Das kann jede Direktion fordern, denn ihre Verhältniſſe ſind ökonomiſch beſtimmt.

Welcher Künſtler aber dieſe Pflichten erfüllt, der hat dann auch Forderungen zu machen.

Er darf laut klagen, wenn, nach irgend einer Convenienz, ein bloßer Nahme bezahlt wird, wenn auf dieſe Art, hunderte umſonſt ausgegeben werden, wo man übrigens aufs genaueſte ſparen muß.

Er hat das Recht, zu fordern, daß man ihn nicht uſurpire; das heißt: daß man ihn nicht unnöthig in kleine Rollen ſtecke, daß man ihn und ſeine Lage nicht in die Rückſichten mit einſchließe, die man um andrer willen zu nehmen für gut findet; kurz, daß man dem Verdienſte den nöthigen Boden zu ſeiner Nahrung laſſe, welches ſehr ökonomiſch geſchehen kann, wenn man gerecht genug iſt, jedem Schauſpieler im Kunſtverſtande, ſoviel und nicht mehr Erde zu geben, als er Schatten wirft.

Vierter Abschnitt.

Was ist der Unterschied zwischen Kunst und Laune? und welches sind die Gränzen von beyden?

Es ist eine außerordentliche Reizbarkeit der Nerven, vermöge welcher der Mensch an fremder Sache solchen Antheil nimmt, daß sie ihm eigen wird. Bey dem Schauspieler entsteht hieraus, während der Darstellung auf einem geheimen Wege zu der Seele, eine ungewöhnliche Behaglichkeit.

Diese Behaglichkeit nun versetzt in die Lage die Sache welche man sich eigen gemacht hat, unbeschadet der Wahrheit, mit Gefälligkeit vorzutragen.

Gefälliger Vortrag unverfälschter Wahrheit — ist Laune!

Die Gabe, alle Uebergänge und Sprünge der Launen im Leben darzustellen, erfordert mannichfache Laune. Diese hängt

wohl

wohl ganz von der Feinheit der Organisation ab.

Einfache Laune, das ist: ein Anstrich einer Laune hängt von der Richtung ab, welche der Mensch durch Erziehung und Schicksale erhält.

Die mannichfache Laune können keine Umstände des Lebens ganz unterdrücken; die einfache Laune aber, kann unter Umständen ganz verloren gehen.

Die Laune entstehet blitzschnell. Auf Ruf und Willen kommt sie eben so wenig, als ein Mensch, den man in einer grossen Gesellschaft darauf anredet, daß er belustigen möge, angenehm wird unterhalten können.

Man sollte sich daher fast nie Mühe geben ihre Ader zu entdecken.

Laune ist es, welche dem Körper die Eigenschaft mittheilt, daß er allemal ganz genau mit der Sprache geht, um den Ausdruck deutlicher zu machen, oder zu verstärken: Der grosse Ausdruck hingegen (ich möchte ihn den Garrickschen Ausdruck nennen,)

nennen,) kann nur das Werk der Begeistrung seyn.

Laune erlaubt dem guten Schauspieler (den die Darstellung oft mehr in die Lage versetzt als seinen Dichter,) sie erlaubt ihm zu Zeiten, so glücklich zu geben und zu nehmen, als der Dichter am Pulte es nicht kannte.

Ich habe vorhin schon gesagt, daß man von demjenigen, welcher einfache Laune hat, bey weitem noch nicht sagen könne, daß er überhaupt Laune habe. So giebt es eine gewisse Art, Dinge zu sagen, die man trockne Laune nennt; welche im komischen sehr gute Würkung thut, aber das ist nicht Laune überhaupt. Eben so muß man eine gewisse komische Frechheit nicht dafür ansehen. Entweder ist sie bey guten Schauspielern ein Mittel auf Leben und Todt, in gänzlicher Würkungslosigkeit; oder die unverschämte Zudringlichkeit des Brodkünstlers brandschatzt den Geschmack, unter dieser bizarren Larve, welcher die Laune so ungleich ist, als die edle Freymüthigkeit der Frechheit im Le-

ben.

ben. Bey den Schauſpielerinnen beſonders, verwandelt ſich die Laune dann und wann in Muthwillen.

Verſchiedene, von der Kenntniß und Würkung eines ſchönen Ganzen hergeleitete, zu ähnlicher Erreichung anerkannte Begriffe, ſind Kunſt. Wie kann aber die Kunſt, jene Gänge, Wendungen und Sprünge nachmachen, welche ganz eigen aus der Korreſpondenz der Organiſation des Körpers mit der Seele entſtehen?

Wenn alſo hie und da, die natürliche Laune ihren Mann im Stiche gelaſſen hat, ſo kann recht wohl die Kunſt dieſe Lücken ausfüllen. Aber den Mangel der mannigfachen Laune kann die Kunſt nimmermehr erſetzen; denn wenn da, wo Laune erfordert wird, Kunſt und Laune geſchieden, jedes ſeine Würkung für ſich einander gegenüberſtehen; ſo iſt Kunſt allein — Zwang. Vor die Schaubühne geht der Zuſchauer nicht um zu handeln, er will dort empfangen, leidend ſeyn; wo er aber Zwang ſieht möchte er ſelbſt handeln und helfen. Die Nüancen der Kunſt ſind mehrentheils

rentheils nicht passend und ängstigen den Zuschauer, weil er Mühe verschwendet sieht, woran er nicht Theil nehmen kann. Eine Nüance der ächten augenblicklichen Laune hingegen, ist ein schöner, vollständiger, passender Gedanke, (denn alles was nicht zur Sache paßt, hemmt eo ipso die Laune.)

Die Uebergänge der Laune sind gefällig und deutlich, die Uebergänge der Kunst sind hart, oft zu weit gesucht, also undeutlich.

Und — (was den Unterschied zwischen Kunst und Laune, beständig hart auffallen lassen muß) — und wie konnte die Kunst allein jene grosse Würkung hervorbringen, vermöge welcher der Körper — das unbedeutenste Glied desselben, durch verhältnißmäßige Handlung, sichtbaren Antheil an den Gedanken der Seele nimmt? Man wird sehen, daß die Kunst den Schauspieler gelehrt hat, sich schön zu bewegen, aber der Mangel an natürlichem Gefühl und Laune, wird ihn nie die Bewegung treffen lassen, die gerade in diesem

Augen-

Augenblick, in dieſem Verhältniß, nothwendig war, und würken mußte.

Es giebt eine Art Spiel (oder ich will das verhaßte Wort Spiel weglaſſen.) Es giebt Menſchen, die zum Dienſt der Natur ſo eingeweihet ſind, daß ſie oft ohne Worte, die deutlichſte Sprache der Seele, zu der Seele finden. Bey ihnen verwandelt ſich der ganze Menſch in den gegenwärtigen Gedanken. Sie ſind dann im Stande, die Ahndung eines groſſen Gedankens oder Zuſtandes der Seele, oder den feinſten Kitzel komiſcher Laune, durch die einfachſte Bewegung der Hand deutlich und ſtark zu malen.

Das, was ich hier geſagt habe, muß dem, welcher über die plötzlichen Würkungen groſſer Schauſpieler auf das Ganze nicht ſeine genaue Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte, eher Figur in der Schreibart, als Wahrheit zu ſeyn ſcheinen.

Der Unterſchied von Kunſt und Laune iſt der nämliche wie von gezwungenen und natürlichen Lachen.

Durch Kunſt allein wird niemand Laune haben wollen, als der, dem die Laune fehlt.

Ueberhaupt — ſo gewiß es iſt, daß die Werke des bloßen Verſtandes, auf der Bühne eben ſo ſehr ohne Würkung ſind, als die Werke welche Gefühl und Verſtand zuſammen ſchufen, ihre volle Würkung thun; eben ſo gewiß iſt es, daß ein Schauſpieler ohne dichteriſche Talente, oder die Anlage darzu, nie ein groſſer Schauſpieler ſeyn kann.

Woher ſonſt käme es, daß ſo manche Künſtler, deren Verſtand und Urtheilskraft entſchiedenen Werth haben, die man allgemein im Privatleben ſchätzt, daß dieſe, bey groſſem Fleiß, doch überall da nichts würken, wo Gefühl, Laune, oder Begeiſterung, für die Würkung entſcheiden ſollen.

Woher käme es ſonſt, daß Künſtler von minderm Verſtande und minderer Urtheilskraft, die menſchenfeindlich gehaßt ſind, und es verdienen, daß dieſe allgemein rühren, hinreißen, erſchüttern?

Woher

Woher anders, als weil die freygebige Natur den Werth ihrer Geſchenke in ihnen geltend macht.

Was die Grenzen der Laune anbetrifft? So glaube ich — ſie gehen ſo weit, als die Grenzen des Guten nur gehen können. Wo man aber das Gute nicht vollbringen kann, ſoll man es doch wenigſtens wollen.

Fünfter Abſchnitt.

Welches iſt der wahre Anſtand auf der Bühne? und wodurch erlangt ihn der Schauſpieler?

Jede Hauptbeſchäftigung des Menſchen durch das ganze Leben, giebt ſeiner Denkungsart, durch dieſe ſeinem Aeußern, eine eigene Richtung. So hat jede merkliche Abſtufung der Stände im Ganzen, ihr verſchiedenes Aeußere, Benehmen oder Anſtand.

Diesen Anstand eines Jeden, durch geübte Unterscheidungskraft zu treffen, und so wie die Situationen, worinnen der Dichter seine Personen versetzte, so wie diese steigen, oder fallen — im Verhältniß mit der ersten Angabe bis zu Ende fortzugehen, das ist der wahre Anstand. Ich will sagen, „die Wahrheit im Anstande.“ Gemeinhin begreift man aber unter dem Worte, Anstand, den guten, edlen Anstand, also frägt sich's,

Welches ist eigentlich der edle Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler?

Hier muß ich gleich zwey Dinge trennen, die man gewöhnlich verwechselt. Nämlich: ein anders ist der Ton des Weltmannes, ein anders ist der Anstand des edlen Mannes.

Bey dem Weltmanne muß das Ich ganz verschwinden. Bey dem edlen Manne tritt es aus Bescheidenheit einen Schritt zurück. Nach diesem Maasstabe ist der Unterschied durch alle Verhältnisse.

Eine

Eine fürtreffliche Anweiſung um den Ton des Weltmanns zu erlangen, ſind die Briefe des Lord Cheſterfield an den jungen Stanhope. Er empfiehlt ihm, den Grazien zu opfern. Freylich nicht den Grazien, an deren Altären, unſere jungen Herren, opfern und liebeln; ſondern der griechiſchen Simplicität, der Urbanität der Römer.

Ich komme nun zu dem edlen Aeußern, oder Anſtande.

Edel — ein edler Mann!

Das Wort, die Benennung, iſt von den einzelnen Eigenſchaften des Edeln, ſo allgemein gebraucht worden, daß ich mich faſt unbeſtimmt ausdrücke, wenn ich den edlen Mann zum Maasſtabe des edlen Anſtandes angebe.

Id quod honeſtum eſt, und *virum honeſtum*, ſo nennt Cicero die Sache und den Mann, welche ich meyne.

Zufriedenheit, Ordnung, Freyheit, Weisheitsliebe, Güte und Feſtigkeit, ſoll der Anſtand dieſes Mannes ankündigen.

So fern von Pralerey seine Gedanken und sein Wille sind; so wenig seyn sollendes, so gar nichts schimmerndes kann auch sein Aeußeres haben.

Es ist daher unmöglich, diesen Anstand des Philosophen genau nachzumachen, denn man wird es immer dem Auge ansehen, ob der Mensch seine Ideen, seine Phantasien zu läutern, zu ordnen pflege, dem ganzen Körper, ob er mit dem Gedanken gehe, — oder ob er sich zu Worten bewege.

Das sicherste Mittel ein edler Mann zu scheinen — wäre also wohl, wenn man sich bemühete, es zu seyn.

Es giebt freylich Kunstwege um den grossen Haufen zu täuschen. Aber auch nur den grossen Haufen!

Wer selbst jemals einen grossen Gedanken dachte, der wird es auch genau wissen, ob der Schauspieler grosse Dinge fühlte und verstand, oder ob er damit prunkte.

Ohne

Ohne ſelbſt edles Gefühl zu haben, iſt alſo die Vorſtellung des Edlen nicht möglich.

Denn wie die Kopie des Edlen auf der Bühne oft ſo unedel ausfällt, davon will ich einige Beyſpiele anführen.

Vorſtellung edler Verachtung zum Beyſpiel: Aus Ueberzeugung verachtet der edle Mann, nicht aus böſem Eifer.

Es iſt das feyerlichſte Gericht über den Böſewicht, wenn der, welcher den Menſchen am meiſten achtet, den Menſchen verachten muß.

Der gewaltſamſte Angriff auf den Inſtinkt zur Eigenliebe, iſt Verachtung.

Dieſe Verachtung nun, wie wird ſie manchmal auf der Bühne ausgedrückt?

Mit zierlichen Ellenbogen und holer Hand ſcheint der Schauſpieler von der Erde etwas zu holen, welches dann aber dem Böſewicht grimmig vor die Füße hingeſchleudert wird. Das iſt gemein. Der Menſchenkenner wird daraus genau wiſſen,

daß der Schauspieler, welcher sich so nimmt, in seinem Leben nur die gallige Verachtung gegen jemand gefühlt haben müsse.

Gleichwohl nimmt es der grosse Hause (und wir kennen ihn ja, auch der grosse Hausen) er nimmt es oft für edel, weil er glaubt, es gränze an das Heroische. Wie mit der Verachtung; eben so geht es mit der Vorstellung edler Beschämung. Zurechtweisende Güte wird in Ironie oder Predigt verwandelt. Zu dem Ansehen des gutmüthigen Wohlwollens, muß eine Ehrentags Menuet, sich ihre Wendungen abborgen lassen.

Woher kömmt es, daß man auf der Bühne so selten die Gutmüthigkeit ächt vorgestellt sieht. Es ist doch gleichwohl das herrlichste Mitgefühl, welches man dem Zuschauer einflößen kann.

Dies ist eine wichtige Frage!

Mehrentheils suchet man auch die edle Simplizität vergebens, womit die Helden Roms, Griechenlands, der alten Deutschen erscheinen sollten. Ich schweige von der römischen oder griechischen Mas-

kens

Lenkleidung, von dem heroiſchen Gebrüll der Jenenſer Renomiſten, womit Manlius und Aeneas ſich uns ankündigen. Aber wenn vermöge der Ableitung des Wortes Anſtand — der Anſtand in dem Benehmen beſteht, was einer Perſon oder Sache zukömmt? So iſt der Anſtand und die Verzerrung eines vom Ballet ausgewanderten Figuranten, nicht der Anſtand dieſer Helden.

Je reiner man das Schöne fühlt, je edler iſt die Bewegung. Eine edle Bewegung ſagt oft ſo viel als ein edler Gedanke. Das Edelſte aber iſt das Schönſte.

Die Launen eines edlen Mannes haben ihre eigene Wendungen. Seine Fehler ſind eher zu dulden, als die Fehler der alltäglichen Menſchen; weil ſie oft noch aus edlen Urſachen entſtanden und wieder gereizt wurden.

Die Vorſtellung des Zorns iſt daher eben ſo kritiſch, als der Zorn mancherley iſt.

Schauſpieler welche den Weimann kopirten, durch Routine ſich eigen machten;

haben auf dem Wege beträchtliches Glück gemacht. Daher denn aber auch alle Dinge, die edles Menschengefühl erfordern, von ihnen im Ton und in der Façon des Weltmanns gesagt werden. So daß alle Menschen die lieber und leichter sehen als fühlen, nichts dabey vermissen.

Wie überhaupt dem, der grosser Gedanken und Verhältnisse ungewohnt ist; allemal die kleinste Vorstellung der Größe am meisten gefallen wird, weil er sie mitfühlen kann. Aechte Größe erregt seinen Neid, er fühlt sich klein, da die Allmacht der guten Sachen ihn zur Bewunderung eines Zustandes zwingt, dessen er nicht fähig ist.

Manche Schauspieler hat dieser abschreckende Gedanke schon vom rechten Wege abgeführt, oder doch auf lange Zeit muthlos gemacht. Diese müssen es vergessen haben, daß der Geist nicht älter wird, und daß nur der Anstand der vom Geist ausgeht, allezeit wahr und schön bleibt. Manieren werden unge-

bräuch-

bräuchlich, müſſen uns dann eben ſo widrig auffallen, wie uns jetzt eine Friſur von Anno 45 auffällt. Welchen Unfällen, von Seiten des geänderten Geſchmacks, ſind daher nicht die Schauſpieler ausgeſetzt, wie unverbeſſerlich ſind ſie nicht, welche die Manieren, die in ihrer guten Zeit gefielen, auch dann noch durchſetzen wollen, wenn mit den Jahren die Geſchmeidigkeit des Körpers ſich verlohren hat, die Töne rauch und ſchneidend geworden ſind, ſie nun auf nichts neues mehr denken, weil ſie Petrus Schlüſſel gefunden zu haben glauben? — Dann verwandelt ſich die ehemalige Kopie des ſimplen Ausdrucks, in platten gemeinen Vortrag, aus dieſen in Bombaſt; dann — doch wozu nützte es hier, daß ich die altkomödiſchen Karrikaturen beſchriebe, deren ſaure Grimaſſen, ihre leeren Köpfe nebſt ihren idealiſchen Thronen den gehörigen Rang längſt angewieſen haben.

Man empfiehlt hin und wieder, den Tanz, als ein Mittel, den edlen Anſtand zu erlangen.

Ich

Ich bin weit entfernt ihn zu verwerfen, sobald man von ihm nichts weiter erwartet; als daß er der Maschine, deren sich die Seele bedienen will, mehrere Gelenkigkeit verschafte.

Außer dem aber, ist der Tanz eine erhöhete Nachahmung der Natur. Daher gehört ungemein viel Kenntniß der Wirkung unsers Körpers und eine fast unmöglich genaue Achtsamkeit auf sich dazu, um nicht durch den Tanz, sich ein Aeußeres zu geben, welches im Leben widrig und auf der Bühne geziert oder einerley ist. Man kann sich nur sehr schwer entschließen, jemand für einen denkenden Mann zu halten, welcher durch sich so wenig zu würken glaubt, daß er bey jeder Gelegenheit eine Tanzwendung gebraucht, um sich geltend zu machen.

Demohngeachtet haben manche unter Leitung des Tanzmeisters, den sogenannten schönen Anstand sich ganz zur Natur gemacht.

Diese haben ein für allemal ihrer Leinwand einen Grund aufgetragen, worauf hernach

hernach Deckenſtück oder Porträt, Miniaturgemälde oder Landſchaft — — ohne Barmherzigkeit, alles paſſen muß.

Sie haben die Sprache der Seele verſtümmelt. Sie haben ſich von der Natur geſchieden . . . Sie ſind vorbey.

Es giebt alſo keine Kunſtregel, um den wahren, edlen Anſtand, das iſt: Den Anſtand, welcher jedesmal aus der Sache folgt — zu erlangen.

Das Gefühl für den edlen Anſtand aber liegt gleich neben dem feinen Gefühl für das Unſchickliche. Wenn man nicht durch gänzliche Vernachläſſigung, Geringſchätzung, oder aus dem Eigenſinn, daß die rohe Natur allein hinlänglich ſey, das erſtere betäubt: ſo iſt bey dem Schauſpieler, die Bildung des Körpers unzertrennlich von der Bildung der Seele.

Sollte der Schauſpieler ſeine Seele nicht vorzüglich bilden? Er, den das pſychologiſche Studium auf den unmerklichſten Keim deſſen führt, was nachher Tugend oder Laſter wird: der in dem Spiegel der Seele, das Geſicht und den ganzen

zen äußern Menſchen, rein und deutlich ſieht, ſo rein und deutlich, daß er zu der Geſchichte des Menſchen Beyträge liefern kann, deren praktiſche Wahrheit, manche Mine der Bosheit, manche Gänge der argen Verſtellung unſchädlich machen kann. — Sollte er dieſes alles nur in Rückſicht auf ſeine Kunſt, oder wegen Spekulation auf Beyfall wiſſen? Beſſer wiſſen als viele? Indem er die Seelen andrer bildete, ſollte ſeine Seele leer ausgehen?

Das glaube ich nicht — will ich nicht glauben. Denn daß der Schauſpieler ſich Volkslehrer glaubt. — Das iſt, hoffe ich, nicht blos die Parade der Innung wodurch ſie ſich leere Titul zueignen, oder gegen die Angriffe allzu orthodoxer Geiſtlichen zu Felde ziehen will, ſondern es iſt das Gefühl des Einzelnen, Wahrheit.

Wahrheit, worauf der Künſtlerſtolz gegründet ſeyn muß, wenn er nicht in kleingeiſtiſche Impertinenz ausarten ſoll.

Dieſer

Dieſer genaue Menſchenkenner nun, dieſer Volkslehrer muß durchaus philoſophiſche Denkungsart haben, wenn er anders die Forderungen nicht verläugnet, welche das Herz an den Verſtand macht, hat er aber die, ſo kann mir auch für ſeinen Anſtand nicht bange ſeyn.

So komme ich denn wieder zu dem unläugbaren wahren Punkt, davon ich ausgieng.

Das ſicherſte Mittel ein edler Mann zu ſcheinen, iſt: wenn man ſich Mühe giebt es zu ſeyn.

Dann malt ſich jeder groſſe Zuſtand der Seele auf dem Geſicht, und theilt dem Körper den verſtärkenden Ausdruck mit. Der Menſchendarſteller wird ſchnell und richtig, von einem Zuſtande zu dem andern, mit der Wahrheit des gewohnten edlen Gefühls übergehen.

Er iſt die weiſſe Leinwand, worauf er das Gemälde ſeiner Phantaſien augenblicklich aufträgt.

Sprache, Bild, Blick, Schritt, Hebung des Arms, alles muß in einem

Nu!

Nu! — aus dem Guß eines Gefühls entſtehen. Wo das iſt, da erſchallt die Stimme der Natur aus ihrem Tempel — und Veſtris muß verſtummen.

Sechſter Abſchnitt.

Können franzöſiſche Trauerſpiele auf der deutſchen Bühne gefallen, und wie müſſen ſie vorgeſtellt werden, wenn ſie allgemeinen Beyfall erhalten ſollen?

Die Verſchiedenheit des Nationalgeiſtes, hebt allen Vergleich der franzöſiſchen mit der deutſchen Bühne auf.

Mangel deutſcher Schauſpiele, Gährung unbeſtimmten Geſchmacks im Volk, Seltenheit deutſcher ſelbſtſtändiger Schauſpieler — — machen gleichwohl dieſe Frage ſehr nothwendig.

Ich

Ich habe, außer der Truppe des Herrn Hammon und Gesellschaftsvorstellungen, nie französisches Schauspiel gesehen. Glaubwürdige Männer aber, haben mir Ihre Erfahrung hierüber mitgetheilt.

Ich will versuchen, wie weit ich damit, und mit der Kenntniß des Karakters beyder Nationen, diese Frage beantworten kann.

„Französisches Trauerspiel"

Heißt das so viel, als: die Vorstellung einer Begebenheit welche durch Nationalgeist, oder eigene Volksrichtung entstanden ist; so lasse man es von unserer Bühne. Denn eher können wir uns, den Geist und die Sitten aller Nationen, eigen machen, als den Geist und die Sitten der Franzosen.

Die französischen Dichter aber, haben Begebenheiten aus der Weltgeschichte dramatisch behandelt, warum sollen wir diese Stücke nicht geben können.

Ich glaube, man könne den französischen Dichtern den Vorwurf machen, daß die Helden ihrer Trauerspiele, oft ganz

Franzoſen, nichts von dem ſind was ſie ſeyn ſollten.

Freylich könnten nun die Ueberſetzer, den deutſchen Schauſpielern, der Wahrheit, einen wichtigen Dienſt leiſten, wenn ſie dem Imperator, dem Sultan, den Federhut nehmen, Helm und Turban geben wollten.

Aber ſelbſt ohne dieſe Verbeſſerung, was fehlte den deutſchen Schauſpielern, zu der guten Vorſtellung dieſer Stücke?

Die Franzoſen haben Hang zu Oſtentation und Enthuſiasmus. Das veranlaßt bey ihren Dichtern Tiraden, deren glänzende Recitirung, vereiniget mit jenem berühmten Tragödien Schritt, den Kothurn der franzöſiſchen Bühne ausmachen. Ihre Sprache, gleicht einer Grazie, welche über blumigte Wieſen hüpft. Sprache und Sitten, ſind aber in nothwendigem Verhältniß; nach der Wahrheit, von der Würkung der Kontraſte, ſollen daher die Franzoſen dieſen erhöheten Kothurn auf ihrer Bühne haben.

Wir auch?

Durchaus nicht!

Die deutsche Sprache, gleicht einem grossen wohlgeordneten Körper der mit Majestät einher schreitet; der Kothurn der französischen Bühne, muß daher bey dieser Sprache ein kaltes, ermüdendes Einerley würken.

Der deutsche Schauspieler darf nichts von der Art des französischen haben, dieser, nichts von jenem.

Die Franzosen geben Vorstellungen.

Die Deutschen, Darstellungen.

Ihre Gemälde der Leidenschaften, sind prächtig.

Unsere, wahr.

Pracht ist Tünche welche, die Häßlichkeit versteckt, verderbende Leidenschaft — zum schönen Fehler macht.

Wahrheit führet die Hand auf das Herz.

Genügt aber vielleicht dem einen Theil, an leiser Berührung, während der andere, eines harten Griffs bedarf? Ich entscheide nicht darüber, aber das ist gewiß:

Wen das Erſte befriedigt, dem kan das Andre nicht gefallen.

Jeder Schauſpieler, welcher den mehreren Theil ſeiner Nation befriedigt, iſt, für ſeine Nation, ein groſſer Schauſpieler.

Eine Spielart welche aus Nationalkarakter und Sittenrichtung entſtanden iſt, kann nie allgemeiner Maasſtab werden.

Wir dürfen alſo durchaus, das franzöſiſche Spiel nicht nachahmen wollen, wenn die Vorſtellungen ihrer Trauerſpiele, auf unſerer Bühne Würkung thun ſollen.

Die mehrſten der alten deutſchen Schauſpieler aber, waren eine glückliche Miſchung von Eigenheit, und Kopie franzöſiſcher Schauſpieler, viele der ſpätern, ſind Kopien dieſer Kopien. Dieſe dritte Verpflanzung ausländiſchen Kothurns, was kann ſie würken?

Staatsaktion auf der Bühne. Gähnen oder Spott im Amphitheater. Dieſer fremde Kothurn iſt die Sprache in der Alles wie Nichts, und Nichts wie Alles klingt,

Singt, die schützendeste Aegide, für Gefühllosigkeit und Eigenheitsmangel.

Jede zur Gewohnheit gewordene Façon, ist bey dem Schauspieler ein falscher Bug, welcher Wahrheit von Schatten und Licht unmöglich macht, die Figuren verstümmelt.

Bestimmtheit der Fächer wegen, fürchte ich, der französische Schauspieler werde am ersten eine Façon für seinen Helden haben.

So ist die Ursach manches Theaterkrieges, auch die Ursach eines grossen Vorzuges der deutschen Bühne.

Die deutschen Schauspieler sollen daher mit Gefühl für Rhythmus und Harmonie überhaupt, einen Kothurn wählen, welcher der Sprache und den Sitten der Deutschen angemessen ist. Zu dem Ende sollen sie die Geschichte der Nation, mit philosophischem Geist studieren: sie werden dadurch Reichthum für die Phantasie, aus dieser, Kraft für ihre Ideale erhalten. Dadurch sind sie in den Stand gesetzt, wenn sie Helden darstellen, auf der

unfaçonirten edlen Urſitte der Nation zu beharren.

Jedes Kunſtwerk aber, welches in einfach groſſer Manier angefangen und vollendet iſt, thut verhältnißmäßige Würkung. Dann iſt die von den Vorgängern im leidigen Gewohnheitsſchlaf angeerbte Schellenkappe fremden Kothurns, mit Ehre von ihrem Haupte genommen — dann ſind ſie deutſche Schauſpieler.

So viel was die Hauptrollen anbetrift.

Die Urſach aber, warum das Ganze, franzöſiſcher Trauerſpiele, bey uns keine Würkung thut, iſt die Vernachläßigung der in dieſen Stücken äuſerſt wichtigen Beſetzung der vertrauten Rollen. Denn, das verdienſtwidrige Eindringen in die erſten Stellen, welches bey dem deutſchen Schauſpiel nur zu leicht und allgemein zugeſtanden worden iſt; läßt die zweyte Stelle, leer, oder in ungleichem Wechſel, ſchlecht beſetzt.

So lange auch die Unbestimmtheit unserer Verhältnisse, und die Ernstlosigkeit der Direkteurs, es verdienstlos seyn lassen, wenn ein Schauspieler mit Ehre der zweyte seyn könnte; so lange ist dieses Eindringen keine Unbescheidenheit — obwohl durch die Berichtigung dieses Zustandes, der Stein gefunden ist, welcher das Gewölbe schließt!

Ich wünschte, die Franzosen mögten es vergessen haben, daß wir, da ihre Sitte unser Empfehlungsbrief seyn mußte, in der Kopie ihrer Fehler, so lange fröhnten; daß die Deutschen im Selbstgefühl ihres Werths, die französischen Schauspieler (die sie oft nicht einmal kennen) nicht als Erbfeinde verfolgen.

Einem jungen Schauspieler, sagte Baron einst: „Es ist gegen die Regel, „die Hände über den Kopf zu heben; ers „hebt sie aber die Leidenschaft dahin; so „ist es fürtreflich."

Laßt uns tiefe Hochachtung für jeden französischen Schauspieler haben, welcher des Glaubens ist.

Die Menſchen, welche das Geſchwätz der dornigt dürren na bonne oder das Urtheil deſſen, der ſeine achttägige Anweſenheit aux boulevards bekannt machen will — gegen uns aufſtehen heißt?

Sollte man nie widerlegen.

Siebenter Abſchnitt.

Iſt Händeklatſchen, oder allgemeine Stille der ſchmeichelhafteſte Beyfall?

Freunde, Ruf, Ehre — Alles was ein Meiſterwerk dem Schauſpieler verſchaffen kann, dauert gewöhnlich nicht ſo lange als die Erſchöpfung, welche dadurch bey ihm veranlaßt wird.

Aus einer Häufung von Staatsaktionen, aus Verſen, deren Barbarey alle Harmonie verſcheuchte — ſchuf Ekhof oft mit Verſchwendung aller Seelenkräfte, groſſe

grosse Werke. Keine Leinewand hat sie uns aufbehalten. Kaum erinnert man sich noch der unschätzbaren Augenblicke, wo er in dem Zeitraum zwoer Stunden, eine Kraft die andere verdrängen, ein Feuer das andere verzehren hieß, und selbst in den Ruhepunkten der Natur, uns es verbarg, daß die Maschine die Gewalt der Seele nicht ausdauren konnte.

Er ist nun nicht mehr — und alles, was denen, die seine Werke zurückrufen möchten, langsam traurig über die Disteln auf seinem Grabe entgegenhallt, ist — er war da!

Daher ist der augenblickliche allgemeine Beyfall des Künstlers größter Lohn. Er soll darum nicht nur sich bemühen, er soll darnach ringen. Denn:

Wo Wahrheit ist, ist Beyfall:
Wo Beyfall ist, ist Wahrheit.

Wo Wahrheit ist, ist Beyfall? Das ist denn wohl schon erwiesen und anerkannt. Aber wo Beyfall ist, ist Wahrheit? das scheint verwegen, unrichtig gesagt.

Das ist sicher, hätte ich Glauben genug, diesen Satz ohne nähere Erklärung, wie er da steht, geltend zu machen! Helden und Heldinnen, von der Residenz bis zum Amtsflecken, würden willfährig seyn mir eine unvergängliche Ehrensäule zu errichten. Aber so muß ich wieder verderben, was ich gut gemacht zu haben scheine.

Das Händebewegen des Mannes vom sogenannten Ton, die Prädilektion für Schauspieler und Schauspielerinn. Die bestellte Kabale; sind bey ihrer Einzelnheit, allezeit sehr vorlaut, und verrathen, eben dadurch, daß sie keinesweges Stimme der Versammlung sind.

Nur des Volks einstimmige laute Anerkennung, vollendet aufgestellter Wahrheit — ist Beyfall.

Beyfall ist es also was ich fordere, nicht Beytritt, wo aber Beyfall ist, ist Wahrheit.

Ob indeß der laute Beyfall, oder die Stille, dem Schauspieler am meisten schmeicheln? — das hängt von der Art

der

der darzustellenden Handlung ab, denn diese bestimmt die Art des Beyfalls.

Ich will einige der Fälle anführen, wo die Stille nicht nur erforderlich, sondern wo schlechterdings Stille oder Unruhe, die deutlich darthuenden Beweise, guten oder schlechten Spieles sind.

Bey jeder grossen Handlung, jeder feyerlichen Ceremonie, bey der Ankündigung, Entwickelung, bey dem Sprunge eines Karakters, bey Begebenheiten, wovon der Anfang eines Stücks Ahndung gab, bey diesen allen ist die ganze Versammlung, so zur Stille vorbereitet, oder geräth so sicher dahin, daß es nun nur von dem Schauspieler abhängt, ob er, und wie er davon Gebrauch machen will.

So lange der Schauspieler recitirt, wenn auch mit Geschmack und Feuer, ist das Publikum nicht fixirt und fixirt ihn nicht; sobald er aber durch Nüancen und die unzählichen Dinge, welche diesem anhängen, die Darstellung des Menschen zuwege bringt, dann nimmt nach Maaßgabe der Wahrheit, die Ruhe zu, geht

in

in Stille über — wird endlich feyerlich — tod. Während deß iſt der Zuſchauer ſo in die Sache verſetzt, daß er nicht an die Trefflichkeit des Künſtlers denkt, bis das Bild verſchwindet. Dann hört der Traum auf — man erwacht — es erfolgt ein Othemzug — Stille, der Geiſt des Zuſchauers hat ſich von der Täuſchung erholt — nun erfolgt der laute Beyfall.

Dieſer Beyfall aber, der dann erſt erfolgt, wann der Künſtler bereits dem Zuſchauer aus den Augen iſt, ſcheint mir deswegen der ſchmeichelhafteſte zu ſeyn, weil er dabey nichts, ſondern ſein Werk allein alles für ihn that. Darum ſagte ich vorhin, das Bild verſchwindet. Der Gegenſatz iſt, wenn man dem Zuſchauer das Bild wegreißt. Dann überholt der Ehrgeiz die Größe des Künſtlers, er will noch gegenwärtig ſeyn, wenn man ihn belohnt, daher führt er das Werk in ſeiner Trefflichkeit, bis an die Spitze — hier bricht er ab, geht aus ſeiner Schöpfung, wird wieder Er ſelbſt, der Zuſchauer wird erinnert, erwacht aus der Täuſchung, erholt

erholt ſich, und der Künſtler iſt noch gegenwärtig, da man ihm lohnt.

Manchmal ſpielen die Schauſpieler mit falſchem Feuer, ſie recitiren, und ſind ohne Wahrheit, gleichwohl erhalten ſie lauten Beyfall. Aber es iſt eine ſchlimme Sache mit dieſem Beyfall, er iſt laut aber nicht voll. Die guten Schauſpieler haben dafür ein delikates Ohr. Es ſcheint ihnen, als ob der Zuſchauer mit dem Künſtler einen Handel eins ins andere, das mittelmäßige gegen das fürtreffliche gerechnet, geſchloſſen hätte, nun aber kontraktmäſſige Zahlung auch für den unvollſtändigen Artikel leiſtete.

Dieſer Beyfall — er hat etwas hülfegebendes — mitleidiges, man wünſcht ihn nie.

Der gröſſeſte, der ächte Beyfall, hat im Augenblick ſeiner Aeußerung bey dem Zuſchauer nichts weniger zum Zweck als die Belohnung des Schauſpielers.

Es iſt ein Verlangen des Zuſchauers, ſeine zurückgedrängten Kräfte zu erlöſen. Verlangen nach Mittheilung des Gefühls,

welches

welches unter den Verhältniſſen ſich nicht anders äußern kann, als durch ein einfaches, lautes, für die Bedeutung anerkanntes Zeichen — Händeklatſchen. Die Zuſchauer belohnen alſo um ſo mehr, je weniger ſie es in dem Augenblick wollen.

Was ſich ſonſt noch über die mögli-chen, billigen, nöthigen, oder gemiß-brauchten, unartigen Wege zum Beyfall ſagen ließe, gehört hier nicht her, ſondern in das Kapitel von Rhytmus, Harmonie, oder in die Kronik der Bühnen, Schauſpieler und ihrer Epochen.

Achter Abſchnitt.

Giebt es allgemein ſichere Regeln, wo der Schauſpieler in ſeinen Reden Pauſen machen müſſe?

Im erſten Abſchnitt, über die Grenzen von Kunſt und Natur: habe ich einen Unterſchied gemacht, zwiſchen der Kunſt zu reden, oder der Gabe zu reden. Ich habe nun Gelegenheit, darauf zurück zu kommen. Ueber Erſtere ſage ich nichts. Ich halte ſie für nichts mehr, als den Gebrauch von Höhe, Tiefe und Mitte, deren verſtändige Abwechslung, wo möglich, den Zuhörer wachend erhalten ſoll. Es iſt alſo die Gabe zu reden, oder der geborne Redner, deſſen Eigenſchaften, wenn ich ſie zu erklären verſucht haben werde, demnächſt das Reſultat zur Beantwortung dieſer Frage, in näheres Licht ſetzen werden.

Alles was ich vom Redner überhaupt ſagen werde, das gilt auch von den Abtheilun

theilungen der Redner, vom Kanzler, Schauspieler und Prediger — unter gewissen Einschränkungen — sogar von dem ernstlichen Gespräch im Zimmer.

In der Hauptsache sind alle Eins. Wo die Schauspieler aber dennoch von jenen merklich abweichen, das will ich anzuzeigen suchen.

Bey dem, was zum Redner äußerlich erfodert wird, halte ich mich nicht auf. Es ist fast Jedermann bekannt. Sey es nun auch, daß dieses Aeußere nicht geradezu einnehme, — nur beleidige es nicht durch Härte irgend einer Art. Das erste worauf ein Redner bedacht seyn muß — und immer nicht das leichtste — ist: die Art des Auftretens. Ich habe hierüber genaue Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt. Mehrentheils bemerkte ich, daß selbst das Wort auftreten — den irrigen Begriff veranlaßt zu haben schien, zufolge deß, Redner und Schauspieler oft in möglichster Gravität und Spannung auftreten. Man nennt das: Im Geist der Rede oder Rolle auftreten, und verspricht

grosse

grosse Wirkung davon. Wenn ich diese Wirkung für den ersten Augenblick auch nicht läugne, zugebe: Daß, besonders der Redner, sich ganz gut dabey fühlen mag, so ist doch gewiß, daß die Erschlaffung welche darauf folgt, groß ist; — je mehr man sich vorher fühlte, je minder nun.

Wer Vorbereitung verräth, hemmt die Täuschung; gespannte Erwartung kann die nöthige Gradazion mindern. Ich wünsche daß der Redner mit dem Gedanken komme: „Ich will unter euch treten" nicht mit dem: „Sehet, hier oben stehe „ich!" — daß, ich glaube mich auf die Art deutlich zu machen, — daß wenn er unter uns dasteht, auf die ganze Figur bescheiden geschrieben stehe: „Thue Recht „und scheue Niemand!"

Ein Anderes ist es freylich mit dem Schauspieler, der in Darstellung gewisser Karaktere von seiner gewöhnlichen Person nichts mitbringen darf. Wohl, der komme im Karakter auf die Bühne. Nur — (wenn nicht die Lage es ausdrücklich anders erfordert) komme er so, wie der

Mensch, den er darstellt, kommen würde, ehe er handelt. Auch hierinn sey immer bescheidene Gewißheit, nicht Zuversicht. Zuversicht beleidigt den Zuschauer; und entspricht dieser Zuversicht nicht alles aufs vollkommenste — so hat man sich auf eine Höhe gesetzt, worauf man nachhero zappelt. Alles Zubehör des Liebhaberfachs, macht denen, welche diese Rollen spielen, die Zuversicht, sogar den Anschein davon, am schädlichsten. Die sogenannten Karakterrollen, können diesen Fehler etwas mehr unter den Eigenheiten der eben erforderlichen Manier verbergen. Ich erinnre mich eines Falls, der mich unterstützen wird.

Von einem grossen Schauspieler, der gewohnt ist mit Ankündigung aufzutreten, habe ich an einem Orte, wo er der allgemeine Liebling war, gesehen, daß er in der ersten Vorstellung des Athelstan, als Egbert allgemein mißfiel; ohne gleichwohl weniger zu thun, als er in Rollen von der Art gewöhnlich that. — Ich bin gewiß, seine Aufnahme würde auch den Tag

den

den allgemeinen Liebling bezeichnet haben, wenn nicht der Prunk seines Auftretens, sein nachheriges laues Spiel zu sehr ins Licht gesetzt hätte.

Daß nun freylich der Nimbus womit Kredit und Zeit den Schauspieler umgeben, dergleichen Fehler in ihrer Wirkung mindern, beweiset indeß nichts gegen die Richtigkeit dieses Satzes.

Alle die verschiedene Eigenschaften womit der Redner auf die Zuhörer wirkt, weis ich nicht passender zu benennen, als mit den beyden, hier sehr bedeutenden Worten: Deutlichkeit und Gefälligkeit.

Die Beschreibung eines angenehmen natürlichen Redners, vereinigt mit dem Gefühl von seiner Wirkung, können die Anlagen zu diesen Eigenschaften entwikkeln, wo aber diese nicht sind, da würde eine Sammlung aller Fälle und Regeln, den widerrechtlichen Redner nur auf die offene See hinaus treiben, wo er weder steuern noch sich helfen kann.

Der Blick, der mit Eins, Sich, Volksstimmung, Schicklichkeit, Schön-

heit und Wirkung übersieht — ist nur dem gebornen Redner gegeben: Er gebraucht ihn, ohne zu wollen. Er sieht so, weil er nicht anders sehen kann. Es versteht sich von selbst: daß der Schauspieler hier unendlich mehr Schwierigkeit vor sich hat, als der Redner. Doch ist es Zeit zu sagen, was ich unter der Deutlichkeit des Redners verstehe. Nicht etwa nur die Sprachdeutlichkeit, sondern die Gabe, die logische Entstehung und Ordnung der Gedanken, dem Zuhörer deutlich, gleichsam sichtbar zu machen. Ueber die Mittel dazu — nachher.

Jetzt will ich untersuchen, in wiefern die verschiedene Interpunkzionen dem Schauspieler Regeln seyn können, oder nicht. Die Deutlichkeit des Sinnes dem Leser zu übergeben, ward die Interpunkzion eingeführt.

Man ist zu dem Ende über gewisse Zeichen allgemein einig geworden. In den letztern Zeiten aber, haben einige grosse Männer sich eine Interpunkzion auch für den Ausdruck des Gefühls oder

der

der Eigenheit gewählt, und da gebraucht, wo Geistesstärke, Eigenheit der Wendung, Neuheit des Dialogs und der Sprache, die gewöhnliche Interpunkzion der trocknen Moral und Amtsbescheide nicht vertragen konnten. Seit dem sind, von Yorks Reisen bis zu jeder Kalender-Geschichte, die Querbalken, Schlachtschwerdter, halbe Reihen Striche, ganze Reihen Pünktchen, ja sogar die Knippel — in allen Meßprodukten erschienen. Wer ist wohl mehr von dieser Wuth, in Pünktchen angeredet zu werden, wo der Verstand sich nichts denken kann, in Strichen zur Uebergabe des Gefühls, aufgefordert zu werden, geplagt, als die Schauspieler? — Denn das ist ausgemacht, daß der Dichter, für jeden solchen Strich womit er die Rolle belehnt hat, ein prächtiges Gemälde des Schmerzes, oder einen nervigten Ausdruck grosser Leidenschaft in der Darstellung erwartet. Wo ein Komma, ein Semikolon und Punkt hingehört, das ist berichtigt, aber wo giebt es Regeln für den Gebrauch jener

Mode? Keine! — Jeder gebraucht ſie nach ſeinem Gefühl oder Aftergefühl. Ohnmöglich aber können Schauſpieler und Redner das Opfer dieſes Mißbrauchs werden! Es muß alſo ein bewährtes, anerkanntes Gefühl ſeyn, welches eine Interpunkzion für das Gefühl angeben, und bey der Uebergabe, in Leben aber tragen fordern kann. Selbſt denn überfragt ſichs noch, ob dieſe Interpunkzion für den Schauſpieler getroffen ſey, der dieſe Rolle darzuſtellen hat, ob ſie ihm, das heißt: ſeiner Figur, Körperkräften, Blutumlauf, Temperament und Erziehung zufällig angemeſſen ſey?

Geſetzt nun ſie wäre es nicht?

Iſt nun der Schauſpieler etwas minder, oder iſt er nicht etwas mehr, wenn er nicht das gedruckte Blatt, ſondern ſein Blut interpunktiren läßt? Darf irgend eine Interpunkzion ihn hindern, den Menſchen, den er darſtellen will, zu drehen und zu wenden, bis er ihm anpaßt?

Nein!

Nein!

Denn der Befehl des Bluts, gereizt von der Gabe der Versetzung, das Hinreissen des augenblicklichen auf den höchsten Grad verfeinerten Geschmacks, ist Stempel der Wahrheit. Diese Wahrheit im ganzen Ich! ist, dünkt mich, die Sache, worüber die Dichter, die krittelnden merciers dem Schauspieler nicht sagen können, wie er sie erlangen soll.

Ehe ich zu der Beschreibung der Wirkung und Eigenschaften des gebornen Redners übergehe, muß ich über die Beschaffenheit seines Hauptwerkzeuges etwas sagen.

Die Sprache.

Dieser Körper darf nicht verstümmelt seyn, wenn der Gebrauch seiner einzeler Glieder, Ausdruck der Wahrheit und Schönheit werden soll. Beständige Uebung und genaue Aufmerksamkeit, verschaffen der Zunge eine Gewißheit, jedem Worte nicht mehr Ton mitzugeben, als es bedarf. In diesem weisen Haushalte, liegt die Harmonie der Sprache. Aber

hiebey hat man alle Kritik des Geſchmacks nöthig, um die Koſtbarkeit zu vermeiden. Zu viel Sprachdeutlichkeit beleidigt das Ohr, ſie veranlaßt Kopfton. Einförmigkeit des Rhytmus. Dieſes wirkt Schläfrigkeit des Zuhörers, er will ſich herausreiſſen, daraus entſteht Bewegung, Unachtſamkeit, und da dieſe Dinge in einer Verſammlung anſteckend ſind, ſo werden ſie, vereinigt mit dem Bemühen Stille zu gebieten — Geräuſch. Des Redners nun erhöhete Sprachdeutlichkeit, ſtatt Aufmerkſamkeit zu erregen — wird uns angenehmer Baß, welcher das Geräuſch begleitet. Die Verſammlung glaubt es mit des Redners Kräften aufzunehmen, da man bey ſanfter Sprache, ſich für den Stärkeren, es für unrühmlich hält, Uebergewicht zu gebrauchen.

Wenn der Redner nicht Sylben verſchluckt, oder das Nachtragen der Zunge vernachläßigt; ſo kann die Verſammlung bey ſeiner feinſten Tonſchwindung nichts verlieren.

Der

Der Redner ist zu beklagen, wenn die Umstände ihn nöthigen zum Schreyer zu werden, doch hilft ihn das Pathos allenfalls aus dieser Verlegenheit. Noch grösser aber ist die Verlegenheit der Schauspieler.

Unsere Schauspielhäuser sind fast alle mehr für die Raumachien der Römer, als die Stücke von Lessing, Destouche, und Gotter, gebauet; gleichwohl sind die gewöhnlichen Volksversammlungen, nicht zahlreicher als das Haus sie fassen kann, in dem Konversazionsstücke Wirkung thun. Ich war oft Zeuge, daß die Wüsteney eines grossen Hauses, Stücke um drey Viertheile herabwürdigte. Hamlet habe ich auf einer kleinen Bühne minder verlieren sehen, als Mariane auf einer grossen. Wenn nun obendrein, diese grosse Häuser stimmwidrig gebauet sind, was kann man da von dem Schauspieler fordern?

Daß er als Komödiant seine Schuldigkeit thue, und fein deutlich sey? allerdings.

bings. Nur fordere man dann nicht seine Menschendarstellung, in seinen Stücken.

Gute Polizey? ist freylich bey dem allen vorausgesetzt, wie Athem zum Leben.

Mögten immer unsere Parterren die Strenge der Franzosen haben, wenn sie dagegen auch ihre Sittlichkeit annehmen wollten.

Der Schönrednerey des Komödianten, ist keine Unart hinderlich, aber die erhöhete Einbildungskraft des Menschendarstellers, wird durch Ungezogenheit jeder Art, gekältet, vertilgt.

So nähere ich mich immer mehr der Gewißheit, daß Redner und Schauspieler ohne dichterische Talente nicht groß sind.

Nutzung des Augenblicks, in jeder Rücksicht, ist mehr eine Schöpfung des Darstellers, als Wirkung der Sache. Soll der Zuschauer nicht bloß eingeführten Schönlaut künstlicher Perioden empfangen; so muß der Künstler auf sein ganzes Wesen die Stimmung selbst übertragen, welche den Gedanken gebahr.

Ich habe alsdann von Schonung oder plötzlicher Berührung des sinnlichen Gefühls der Zuhörer, erstaunenswürdige Wirkung gesehen.

Ich habe Redner gehört, die alle Gründe, Beweise oder Ueberredungen des Verstandes, an den Verstand mit einer gewissen leichten Feyerlichkeit sagten, dann aber in der Ueberzeugung, daß der Verstand allein sehr bald zu Spitzfindigkeit übergehe. — Von der Höhe herunter gingen, und durch Berührung des sinnlichen Gefühls — gleichsam die Wirkung ihrer Rede, in der Zuhörer freyen Willen ließen, welche sie durch diese Feinheit von der Untersuchung zurückberufen hatten, diese Berührung des sinnlichen Gefühls, besteht hauptsächlich, in einem reinen Gefühl alles Wichtigen und Schönen, und in der Kenntniß des Ausdrucks der Empfindlichkeit, der auf den mehreren Theil wirkt.

Nichts wirkt stärker und schöner auf die Menge, als eine richtig durchgeführte und wahr wiedergegebene Gradazion.

Wenn

Wenn der Redner bey einer wichtigen Begebenheit, von Ahndung bis zur Furcht, alle Möglichkeiten dem Verstande gegeben hat; so ist für die Spitze der Wirkung, in der wohlgebildetesten Deklamazion, nun nichts mehr übrig. Wenn er aber in einem nicht gespannten weichen Uebergange, zur Furcht selbst übergeht, so darf endlich ohne Scheu seine Gestalt und seine Rede der Schreck selbst seyn, dann wird der Fall gegenwärtig, und die Wirkung ist unfehlbar.

„Sie erschrecken mich" saat man auf den Bühnen, und fährt zugleich zusammen.

Warum geht der Schreck selbst nicht vorher, und das Wort nachher?

Der Schauspieler hat hier weiteres Feld als der Redner, weil er durch Nüance bis an Handlung gehen kann. Nur aber bis an Handlung: denn diese selbst ermattet die Rede; so wie in einer Gallerie die Büsten den Gemälden Vorwurf zu seyn scheinen.

Die Berührung des sinnlichen Gefühls würde aber fast wirkungslos seyn,

wenn nicht von Anfang an, die Anzeige der Entſtehung und Ordnung der Gedanken vorhergegangen iſt.

Dieſe aber, geſchieht keinesweges durch den Mechaniſmus von Stimmveränderung, oder den gewöhnlichen harten Accent; ſondern der Geſchmack giebt die feine Farbenmiſchung an, wodurch Reichthum, Richtigkeit und Feinheit der Gedanken in ihr gehöriges Licht geſetzt werden, und die Gabe, wodurch die Figuren Vollſtändigkeit, Rundung und Schönheit erlangen, iſt das Reſultat vieler Kenntniſſe und die Folge genauer Verwandſchaft mit allem, was in der Natur ſich freuet oder leidet.

Die Haltung des Gedankens, oder das Bemühen einen Gedanken beſonders für die Aufmerkſamkeit des Zuhörers auszuzeichnen, erfordert auf keine Art Wichtigkeit, vielweniger die höchſte Wichtigkeit — eine Pauſe.

Gedankenhaltung geſchiehet durch die Schattirungen, in Schleifung, Stärke oder Schwäche der Wörter, durch die

feine

feine Anwendung von Weichheit oder Härte, bey dem Gebrauch gewiſſer Buchſtaben.

Es giebt Worte, welche an ihrer Stelle Schönheit ſind, deren Klang gleichwohl an andere Worte, Verhältniſſe oder Dinge erinnert, welche dem ſinnlichen Gefühl widrig ſind; dies iſt der Fall Geſchmack zu beweiſen, oder zu verläugnen. Leſſing läßt in Emilia Galotti die Gräfinn Orſina ſagen:

„Während daß ich hier mit Ihnen einen elenden Schnickſchnack
„halte — — —
„ „ — „ — „ „ wo ich das Gequike, das Gekreiſche hörte.
„Verdammt über das Hofgeſchmeiß
„ſo viel Worte ſo viel Lüge.

Gewiß hat Leſſing nicht gewollt, daß der Accent auf die Worte Schnickſchnack, Geſchmeiß, Gequike gelegt werden ſollte. Sprachdeutlichkeit des Schauſpielers verſetzt hier die Szene aus dem Vorzimmer in die Kaſerne. Wenn dieſe Worte halbdeutlich hingemurmelt

werden,

werden, ſo bezeichnen ſie das Aufkochen der bitterſten Verachtung, und erhalten dem Gegenſtande, den wir achten ſollen, keuſche Lippen.

Eben ſo muß Klaudia, da der Zorn des edlen Weibes den Höfling amüſiret, auf eine Art wüthen, die uns zeigt, daß ihr häuslicher Zorn, des Geiferns nicht gewohnt iſt. Oder ſie ekelt uns, und wir lachen endlich mit Martinelli.

Ueber dieſen Punkt ließe ſich ein Kommentar ſchreiben, aber, vergebens wäre er für die geſchrieben, welchen dieſe Dinge nicht gegen die Nerven anſtreben. Die Anzeige, wie ein Gedanke den andern anſteckt, verhindert, daß die Zuhörer nicht einen unnatürlichen Sprung zu finden glauben. Sie geſchiehet durch gewiſſe Halte der Wohlredenheit, willkührlich unſerm Bedürfniſſe, und der Stimmung, aber angemeſſen dem Geiſt, worinne die Darſtellung oder der Vortrag geſchiehet. Das Schwindenlaſſen des letzten Gedankens, beweiſet die Aufdämmerung eines neuen entſcheidenden Gedankens

kens, und macht den Halt nothwendig. Denn in der Nothwendigkeit dieser Dinge liegt ihre Wahrheit. Diese Halte der Wohlredenheit; sind nur Stiefgeschwister der Pausen; aber so vielseitig in Erfordernis und Ausführung daß es ohnmöglich ist, sie nach Regeln zu bestimmen. Man hat hie und da versucht, nach Beyspielen aus dem Leben genommen, sich darüber Regeln zu machen. Man pflegte alsdann im Glauben sicher zu gehen, von großen Männern diese Beyspiele herzunehmen.

Allein auch dies ist unnütze; sogar schädlich. Denn das kann bey den uns vorkommenden Fällen nicht gebraucht werden, was etwa einem Manne anpaßt, der die ganze politische Maschiene regiert, und selbst bey diesen Menschen wie viele ihrer halte, sind oft nur Beförderung der Importanz. Wenn wir uns daher auf die Kopie dieser Dinge einlassen so werden wir einerley, und nur zu oft wird der Mangel an edler Wahrheit dem Zuschauer deutlich machen, daß diese Manieren im Vorzimmer abgelauret sind.

Das

Das ist was ich über die Zulänglichkeit einer Interpunction für den Schauspieler zu sagen hatte. Ich gehe nun zu dem Haushalt in Verwendung des grossen Nachdrucks über — zu den Pausen.

Für den grossen ernsthaften Ausdruck nehme ich folgende Abstufungen an:

Merklich, bedeutend, wichtig, feyerlich, fremd und — abentheuerlich.

In dem Uebergange von einer Stimmung zu der andern ist die Pause zwischen den höhern Graden dieser Abstufung in der Mitte.

Eine Pause ist ein gänzliches Stillstehen, Stocken, aller Dinge welche zuvor Leben hatten; die Halte der Wohlredenheit der Redner und Schauspieler aber sind nur Innehalten der Sprache.

Eine ganz unerwartete Begebenheit oder Begegnung, überhaupt alle die Ereignisse, welche, eine Kette von Grundsätzen, Rathschlüssen, Hoffnungen und Vorsätzen, auf einmal unnütz machen, veranlassen eine Abspannung der Körperkräfte, eine Betäubung des Seelenvermögens.

mögens. Dies iſt die Pauſe. Die Erholung davon geſchiehet nie, ohne daß alle Kräfte einen höhern Schwung nähmen.

Die Gährung zwiſchen wiederaufleben den verſtärkten Kräften und geſchärften Seelenvermögen, gebiert die Raſchheit der Entſchlüſſe oder Sprünge, und giebt den äußern Menſchen Eigenheit in der Ausführung.

Die Nothwendigkeit der Handlung ſchaft alſo die Pauſe, und keine Regel.

Es giebt aber Fälle, wo die eigne Schöpfung des Schauſpielers in der Darſtellung Pauſen erfordern kann. Dann ſind ſie das Werk raſchen Blutumlaufs ſeiner Organiſation, und was aus beyden folgt, lebhafter Einbildungskraft, unmerklich geleitet von Kunſt und Bildung und einem dunkeln Gefühl des rechten Augenblicks, des jetzt, wie man es von einem Feldherrn fordert. Jeder Mangel des Künſtlers kann dem Zuſchauer eher verborgen werden als der, jener nöthigen Reizbarkeit, um der Darſtellung einer Pauſe, Wahrheit zu verſchaffen. Gleichwohl

wohl führen die rhetoriſchen deutſchen Schauſpieler, deren Vorſtellungsart, ſich der franzöſiſchen Manier nähert, leicht über dieſe Schwürigkeit hinaus. Ihre Theorie erhält kaltes Blut und hohes Alter, ſie lehrt — inne zu halten, eine ſchöne Bewegung zu machen und in einem andern Tone wieder anzufangen. Ich ſetze auch den Fall, das Rezept werde, durch Augen hin- und herwerfen, durch auf- und niederkeuchen der Bruſt, verbeſſert, durch irgend eine krampfartige Bewegung verſtärkt — dem fühlbaren Menſchen ſagt das nichts, und der Kenner bemitleidet die mühſame Grimaſſe des Handwerkers.

Ich habe vorhin, von der Kenntniß des rechten Augenblicks, des jezt geſagt. Dafür giebt es gar keine Theorie und die Routine reicht bey weitem nicht hin.

Es mag ſeyn, daß eine Pauſe im gemeinen Leben einige oder eine Minute daure; allein auf der Bühne, wo alles dem Zeitraum angemeſſen ſeyn muß, worinne die ganze Handlung gedrängt iſt, wo nichts mit dieſem in Mißverhält-

niß ſtehen kann, ohne das feine Gewebe der Täuſchung zu zerreiſſen, dort habe ich zufolge anhaltender Beobachtung geſehen, daß ſie nur äußerſt ſelten länger als ein aushaltender Athemzug dauren darf.

Je erſchütternder die Urſachen der Pauſen ſind, je mehr die Seelenkräfte betäubt ſind, um ſo gröſſer iſt die Ruhe der Maſchine, ihre Bewegungen entſtehen nur aus dem Mechaniſmus alltäglicher Handlungen, ohne Bezug auf die Sache. Der Kontraſt dieſer äußern Bewegungen mit dem was innerlich vorgehet iſt dem Umſtehenden ſchauerlich. Die Darſtellung dieſes Zuſtandes von einem Meiſter, iſt der Triumph des Menſchendarſtellers. Wie ſelten iſt es aber, daß das Blut dahin treibt. Wie ſchwer, in dieſem hohen Aufgebot der Phantaſie. Doch eine gewiſſe Reinheit der Anordnung zu behalten, ohne die Kürze des Zeitraums zu übergehen. Wie ſchwer iſt es leidender Menſch, und genauer, feiner Künſtler zugleich zu bleiben. Wie nahe die Grenze der Vollkommenheit, oder Plattheit, der Bewunderung.

derung, oder des Auszischens! — Es ist — wie ich neulich so äuſerſt treffend gelesen habe — der Gang des Nachtwandlers.

Die Kunſt allein, thut zur Erreichung dieſes Zuſtandes — wohl nur wenig.

Unfehlbar aber, muß der Schauſpieler, in einem aufgeſtellten Karakter, die Dinge, Schwächen oder Verhältniſſe vorher merklich gemacht haben, wovon der Zuſchauer vermuthen kann, daß, wenn sie in einem gewiſſen Grade verletzt werden, nothwendig wichtige Reden, Entſchlüſſe oder Handlungen, veranlaſſen müſſen. Die Zuſchauer ſehen alsdann, wenn nun der Hauptpunkt kömmt, nicht den, der anredet, angreift oder verletzt: ſondern den, der leidet. Allgemeine Neugierde erreget Stille und auf allen Geſichtern ſteht —

Was wird der machen?

Dieſe Stille, dieſe Aufforderung, dieſe Geſichter, allein auf den gerichtet der nun handeln ſoll, ſind warlich fähig das Blut zu erhitzen, um eigne Täuſchung zu vollenden; Vaterliebe für den kommenden Theil der Ausführung, der

höchste Ehrgeiz — entzünden endlich das kochende Blut, das Auge emaillirt sich immer reiner und feuriger — Dies dies! ist der Augenblick, wo der Künstler — im Namen alles Abentheuerlichen, nicht deutlich werden wollen darf — wo ein Fingerzeig, bis ans Gräßliche befiehlt — Arme und Schritte, die Täuschung aufheben, die Stille in Räuspern verwandeln, den Zuschauer in unerfüllter Erwartung auf den Sitzen herumrutschen lassen.

Ich glaube daß drey auf diese Art vereitelte Erwartungen, dem Kredit mehr schaden als etliche schlecht gespielte Rollen.

So oft ich Pflicht und Ehrenhalber ausführen mußte, wozu ich mich in dem Augenblicke wohl ganz und gar nicht fühlte, fühlte ich mich nach der Vorstellung ermatteter, als nach dem heftigsten, wirklichen Verdruß. Doch fühlte ich den Trost, daß ich nie die Stirne hatte, ohne Vorwurf meine guten Mitschauspieler, während einer solchen Periode der Unfähigkeit, anzusehen.

Für das, was ich Pause nenne, giebt es also wohl allgemeine Regeln, denn es lassen sich Fälle angeben, wo die Handlung sie erfordert; aber keine sichern Regeln für die Ausführung, denn das Aeußere muß ein deutliches Bild innerer Zerrüttung seyn, und es ist Unmöglichkeit diesen Zustand, mit gewöhnlich laufendem Blut für den Kenner, wahr darzustellen.

Um meine Gedanken über die Pausen noch deutlicher zu machen, will ich, aus dem Leben genommen, einen Baurenzank beschreiben, worinn einer dieser Leute vom rechthaberischen Zank augenblicks — zur rasenden Wuth übergieng.

Daß die Szene in einer Dorfschenke spielt, ist mir lieb; weil diese Menschen nicht in Erziehung verhüllt, jede augenblickliche Empfindung, auch augenblicklich ausdrückten.

Der Zank entstand um eine Kleinigkeit, war im Anfange nur Bellen, Rechthaberey, Schikaniren mit wechselseitigem Bemühen, das Gelächter der Versamm-

lung zu erregen. Trotz allem Fluchen, auf den Tisch schlagen und Lärmen, diente, alles Ueberschreyen wollen, nur zur Behauptung des letzten Worts. Es erfolgte mancher Halt und Einschnitt, um der Beystimmung, dem Urtheil der Anwesenden Zeit zu geben. Allein dies alles war bey weitem noch nicht Pause. Nur ein unbedeutendes Wort war es, begleitet mit einer bedeutenden Miene des Gegners, und zur tödlichen Beleidigung vollendet, durch einen verdumpften, mit Saufen in sich zurückgetriebenen Ton, welcher das gellende Gelächter der Versammlung nach sich zog und den Sieg entschied. Da tobte das Blut des Ueberwundenen, schlug in fürchterlichen Wellen zum Herzen, während von aussen die ganze Maschine sich in Kraftlosigkeit und Pflegma aufzulösen schien; nur die Augen ahndeten Ungewitter — einige unarticulirte fremde Töne, entschlüpften der tiefen Brusthöle — bis endlich einige Funken rückkehrender Distinktion, die Gährung dieser Masse in Flammen ausbrechen ließ — und die Handlung blu-

tig

tig wurde. Dies war die Pauſe, worinn der Uebergang vom Zank zur Wuth lag.

Geſetzt die Szene wäre auf der Bühne: Wer will mit kaltem Blute dieſe fürchterliche Verlängerung der Geſichtszüge, dieſe lallende Zunge, dies Phlegma des Körpers, jene ſchrecklichen Töne, dies Auge, das halb Kohle, halb fürchterlicher Brand iſt — die Beſtimmung der Zeit — wo? wie? wie lange? — wer will mit kaltem Blute dieſes nachahmen!

Es giebt einige groſſe Schauſpieler, welche ihr ganzes Anſehen dahin verwenden, um zu behaupten, man könne es, man müſſe es ſogar. Sie ſcheinen zu glauben, ihre Größe erhalte den Zuſatz der Selbſtändigkeit, wenn ſie die Lächerlichkeit begehen, von der Dankbarkeit gegen die Natur ſich loszuſagen.

Dem ſey wie ihm wolle, ich habe nie gefühlt, wenn dieſe Herren nicht fühlten, ſie täuſchten mich nie, wenn ſie ſich nicht vorher getäuſcht hatten.

Sonderbar ſind die Neckereyen des Künſtlerhumors. Zu Wien riß ſich ein

Schauſpieler die Haare aus, ſchlug ſich blutig und behauptete, die Natur thue alles dieſes, und Eckhof — ſein Schatten zürne nicht über dieſe Nachbarſchaft; — Eckhof behauptete, die Kunſt thue alles, — und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen.

Neunter Abſchnitt.

Beytrag, zu des Herrn Hofrath May Abhandlung über die Heilart der Schauſpielerkrankheiten.

Herr Hofrath May zu Mannheim, der durch ſo manche Handlung des menſchenfreundlichen Arztes bekannt iſt, hat über die Heilart der Schauſpielerkrankheiten einen fürtreflichen Brief geſchrieben. Dies Geſchenk iſt um ſo viel bedeutender, da wir bisher gar keine ſolche Vorſchrift hatten.

Lange

Lange schon war ich des überzeugt, daß jene schnelle Reizbarkeit der Nerven, welche der Beruf des guten Schauspielers voraussetzt, oder zuwege bringt, ihm freylich mehrere Freuden gewähre, als andere; ihn aber auch jeder Leidenschaft, jedem Kummer, weit gefahrlicher aussetze, als andere.

Die angenehme Ueberzeugung, zu dem Nutzen und Vergnügen des Publikums etwas beygetragen zu haben, ist die belohnendste Freude des Schauspielers; da er sie aber nur durch Aufopferung mancher häußlichen Freude, so wie der Gesundheit selbst, erwerben kann, so wird er gern die Ordnung sich eigen machen, welche der Arzt von ihm fordert.

Eben habe ich diese fürtrefliche Abhandlung zum zweytenmale gelesen, worinne der Arzt, die feinsten Unterscheidungen der Darstellung und ihrer Wirkung auf Schauspieler und Publikum, so treffend angegeben hat: daß eben so viel der Schauspieler für den Arzt, als der Arzt für den Schauspieler geschrieben hat.

Ich

Ich bin überzeugt, dieser grosse Arzt hat uns die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, unsere dankbare Hochachtung so lebhaft voraus zu setzen als sie ist, da er in diesem Werke, durch den Wetteifer von Gründlichkeit und Geschmack, sich ein uns vergängliches Denkmal errichtet hat.

Unter den Grundsätzen, woraus die Maasregeln des Verhaltens für die Schauspieler bestimmt sind, ist auch der

„Nebst der vorzustellenden Leidenschaft, naget auch untadelhafte „Ruhmsucht, an der Empfindsamkeit des meisterlichen Schauspielers." wahr! Nochmehr aber macht der Gegensatz hievon das Unglück vieler Schauspieler. Ich will daher zu dieser Stelle, mit Erlaubniß des Verfassers, eine Note machen; die, wenn sie befolgt wird, ein heilsames Präservativ gegen eine fürchterliche Krankheit enthält.

Die untadelhafte Ruhmsucht des Schauspielers besteht: in dem Bestreben, aus sich selbst, und durch sich selbst den Ruf der ächten Größe zu erhalten.

Fürwahr

Fürwahr dies Bestreben ist angreifend genug. Der Gegensatz davon ist: Wenn der Schauspieler die nützbaren Hülfsmittel zu Ruf und Grösse für Ruf und Grösse selbst ansieht; daraus entsteht, Rollensucht.

Sie verhindert das Emporkommen des Schauspielers eben so sehr, als Gleichgültigkeit, sie ist ein schleichendes Gift, welches die Blüten der Kunst, so wie die Freuden des Lebens vernichtet.

Es ist nur zu gewiß, daß Uebereilung und Nachläßigkeit, die Folgen der Rollensucht werden; daher wird der ächte Künstler, mit aller Festigkeit geprüfter Grundsätze, gegen dieses traurige Uebel sich rüsten, das dem anfangenden Schauspieler unter mancherley Gestalt anwandelt. Wer dann aber nur zu der Ueberzeugung gekommen ist: daß Menschenkunde der Innbegrif der Schauspielkunst ist, der wird es beruhigend fühlen, der denkende Künstler sey in jeder Rolle kenntbar, wenn er will.

Der gute Schauſpieler, ſchmälert ſeine Rechte, wenn er zugiebt, daß man ihn mehrere male hintereinander übergeht.

Es iſt aber der gröſſeſte Beweiß von Achtung für das Publikum, wenn man einer an ſich billigen Forderung, um des ununterbrochenen Fortgangs des Ganzen willen, entſagt. Denn bey der Bühne wird die billigſte Forderung, wenn ſie zur Unzeit geſchieht, oft zur unbilligſten Prätenſion. Ueberdem, welcher Schauſpieler den zufälligen Ueberſchuß eines Jahrs mit dem zufälligen Verluſt des andern Jahrs vergleicht, der wird in der Summe ſelten verlohren haben: denn, das nothwendige Gleichgewicht des Ganzen, erfordert, daß man von jedem guten Schauſpieler, den beſtmöglichſten Gebrauch mache.

Nacheifer und Eiferſucht.

Sie ſind unterſchieden, wie Ruhm und Rollenſucht. Von jedem guten Schauſpieler glaube ich: daß er, neben der Erreichung des Hauptzwecks, durch die Eigenheit ſeines Talents, etwa noch

einen

einen besondern Zweck zu erreichen sich vorsetze. Um zu wissen, was er dem zu folge geleistet habe, oder nicht? Wird er für die Untersuchung gewisse Zeitpunkte festsetzen. (welche doch nicht zu nahe auf einander folgen dürfen) Sagt er sich nur bey dieser Untersuchung, daß andere, nach Verhältniß, der Erreichung ihres Zwecks näher sind, als er dem Seinigen; so wird die Achtung für die Thätigkeit des Mitschauspielers seine Bewunderung erregen, ihn beschämen. Das erneuerte Aufgebot der Seelenkräfte aber, welches aus dieser Beschämung entsteht — ist der edle Nacheifer.

Eifersucht des Schauspielers, handelt sehr ins kleine. Sie ist, die mehr als nagende, unersättliche Begehrlichkeit, Rolle um Rolle, Beyfall um Beyfall, Schritt um Schritt, das nehmliche zu wirken, was der andre wirkte.

Dieser mitleidenswerthe Zustand, nährt und hetzt alle die kleinen Schwachheiten und Leidenschaften, deren der Mensch nur fähig ist, eine gegen die andere, und

macht

macht den Schauſpieler, ſein ganzes Leben hindurch, zum Opfer einer Unanſtändigkeit, welche er in ihrem erſten Aufkeimen mit leichter Mühe würde haben unterdrücken können.

Der gute Schauſpieler, wird in der vollendeten Darſtellung des Mitkünſtlers, den eignen Werth nur ſtärker fühlen, mit jenem groſſen Mann wird er ausrufen: Auch'io ſon pittore!

Lob und Tadel des Schauſpielers über den Schauſpieler, könnten ſehr groſſen Nutzen haben (der unpartheyiſche Selbſtkenner wird ja wohl das ächte vom falſchen trennen können), wenn ſie nicht oft vom Dritten mißverſtanden, oder gemißbraucht würden.

Das Schauſpiel iſt die öffentliche Ausſtellung eines Kunſtwerks. - Ich achte jeden gegründeten Tadel, den Tadel des Sachverſtändigen aber doppelt.

Die Zeiten, heil der Aufklärung! ſind ja nicht mehr, wo man aus Achtung für die Gebrauche und das Herkommen der Zunft, wider ſeine Ueberzeugung glauben

glauben mußte. Man soll untersuchen, dann nach Kunstgefühl, mit strenger Wahrheit, loben oder tadeln. Oft habe ich das schon von meinen Mitschauspielern, sie haben es oft von mir gethan. Mit Laune, Ernst, Witz, oder wenn die Fehler darnach waren, mit Satyre. Ich für mein Theil, bin weit entfernt, Tadel für Verfolgung zu halten. Ich danke es meinen Mitschauspielern hier öffentlich, daß sie mich zu Zeiten, mit Satyre tadelten; Sie haben dadurch verhindert, daß ich nicht in Genügsamkeit verfiel, oder zum stolzen Schwächling ward.

Das sind meine Grundsätze über die heillose Rollen und Eifersucht. Ich darf versichern, daß ich sie befolge, und mich ganz wohl dabey befinde. Sie halten mich weit von dem vielköpfigen Ungeheuer der Kabale entfernt, und lassen mir Heiterkeit für dem Genuß häuslicher Freuden, daran ich Gott sey dank, nicht darbe.

Sey's — daß ich manchen Wunsch unterdrücken, manche Bewegung des

Bluts bekämpfen mußte, daß ich selbst jetzt, der Empfindung des ersten Augenblicks noch nicht Herr bin. — Unangenehme Tage macht mir keine entgangene Rolle! Wollte Gott, der Unterricht jedes angehenden Schauspielers, würde in Rücksicht auf diesen Punkt so wenig vernachläßigt, daß man davon ausgienge. Man sollte ihn überzeugen, daß ohne ein gutes Ganzes auch die einzeln Fürtreflichkeit übersehen werde. Gleichmüthigkeit bey den genannten Unruhen allein ist es, welche dem Schauspieler, das edle Gefühl unverletzt erhält. Denn fürwahr, wenn man alle Bemühungen der alten Aufwiegler, die Unlaunen der Mißvergnügten, das Bestreben der Achselträger auf die reizbare Eigenliebe wirken läßt: so kenne ich keinen Stand, welcher zu allen Erbsünden und wirklichen Sünden mehr Gelegenheit böte.

Zehnter Abschnitt.

Von den Beurtheilungen, Journalen ꝛc. über die Schauspieler.

Die Beurtheilungen der Schauspieler sollten auf die Verbesserung derselben so vielen Einfluß haben, daß es mir weh thut, immer mehr und mehr zu sehen, wie die Verfasser solcher Beurtheilungen durch ihre eigne Schuld dieses Zwecks ganz verfehlen.

Man muß, (sagen unsere Beurtheiler) man muß über diese Leute nicht schreiben. Wahrheiten können sie nicht dulden. Erhebt man sie nicht bis an den Himmel, so sieht man sich ihrer Nachrede ausgesetzt. Undankbarkeit ist der Lohn unserer Mühe. Aber (fragen die Schauspieler)

Wer schreibt über uns?

Wie schreibt man über uns?

Der Vorwurf der Beurtheiler hat vielen Anschein, so ist die Parthey der Schauspieler die leidende; eben darum will ich

zu ihrer Vertheydigung deutlich einleuchtende Wahrheiten sagen.

Schauspiel und Schauspieler sind überall ein wichtiger Theil der Konversazion, alles, was hierüber geschrieben wird, ist eine angenehme Unterhaltung, weil wir die Dinge und die Personen kennen, wovon geschrieben wird. Viele lieben, einige verstehen die Schauspielkunst, alle aber glauben sie zu verstehen. Alles nun, was über das Theater geschrieben ist, wird eifrig gelesen, und nach Maasgabe des Antheiles, des Vorurtheiles für oder wider Parthey und Richter, geglaubt, behauptet, verworfen und verfochten. In solchen Brochüren sich das Ansehen von Sachkenntniß zu geben, ist sehr leicht. So ergreift oft mancher, der durch ein Namenstaggedicht, auf weissem Bande gedruckt, zum schönen Geist sich privilegirt zu haben glaubt, auf unsere Kosten begierig die feile Gelegenheit seiner Feder Ruf zu verschaffen. Und warum sollten sie nicht? Wer soll ihre Unwissenheit rügen? Die Schauspieler schweigen.

Noch

Noch ist die Schauspielkunst mehr geliebt als geachtet, daher giebt es wenige, welche gründliches Studium dieser Kunst genug hätten, um etwas zuverläßiges darüber zu sagen.

Welche denn nun so als kompetente Richter sich aufwerfen, wie schreiben sie über uns!

Man spricht nicht mit uns, sondern zu uns. Oft gar — es thut mir leid, auch an den guten Beurtheilungen das Bemerken zu müssen — oft gar zu uns herab. Geschieht das aus Gefühl der Ueberlegenheit des Richters? Ist er so gewiß seiner Untrüglichkeit? so mögen uns seine Gründe diese Ueberlegenheit fühlen lassen, nicht seine Sprache. Was dieser Ton nutzt, das begreife ich nicht, desto mehr, was er schadet. Erbittern muß er den Brodkünstler. Bitterkeit aber vertilgt alle Empfänglichkeit für gutgemeynte, auch gutgesagte Wahrheiten. Oder wäre es die rechte Sprache des Kenners, des Richters, mit dem Künstler? Wohl nicht, wenn man anders jedem

Werke, auf deſſen Darſtellung man Zeit, Fleiß, Kenntniß und Kraft verwendet ſieht, Achtung ſchuldig iſt. Wer mit gründlicher feiner Kenntniß, mit Gutmüthigkeit in die geheimſten Adern ſo eines Werks zu dringen fähig iſt — der hat das Recht, um des Künſtlers und der Kunſt willen der Welt zu ſagen, was er fand und nicht fand.

Warmen Dank muß der Künſtler dem Manne zollen, der neben der Anzeige deſſen, was er leiſtete, mit beſcheidner Gründlichkeit anzeigt, was er diesmal nicht leiſtete. Wenn der Richter mit Gutmüthigkeit einen edlen Zweck erreichen will, warum wollte er auch mehr als ſagen was er glaubt. Warum wollte er durch Arroganz beleidigen, durch Witzeley ſich dem Verdachte ausſetzen, er wolle durch Ausſtaffirung blenden, durch Beluſtigung der Gründlichkeit entgehen, lieber ſich ſelbſt hören, als andern, ohne von der geraden Linie zu weichen, nützen. Oder ſpricht man ſo zu uns, weil man überhaupt — zu Schauſpielern ſpricht?

Wars

Warlich der überſehende, mitleidſge, duld-
dende Ton vieler Kritiken berechtigt zu
dieſem Verdachte! Ich würde mich ſchä-
men wenn ich darüber etwas zu ſagen in
Verſuchung käme.

Die mehreſten Beurtheilungen der
Schauſpieler beweiſen, daß man mehren-
theils ohne gründliche Sachkenntniß vor
uns hintritt, ohne Rückſicht auf Prädi-
lektion für Manieren, Lieblingsideen und
Vorurtheile, nach augenblicklichem Gefühl
ein Urtheil abfaßt, das dann ſofort mit
möglicher Genügſamkeit bekannt gemacht
wird. Oft ſind ſolche Kritiken in einem
brillanten Stile geſchrieben, falſche An-
maßung von Unpartheilichkeit und Wahr-
heitsliebe prangen in artigen Figuren ne-
ben jeder Verſündigung des Richters;
dann iſt der Schaden des Schauſpielers
unerſetzlich.

Auf die ſchiefe Rezenſion eines Bu-
ches läßt ſich antworten. Allenfalls hat
dann der Leſer das Corpus delicti vor ſich
liegen. Aber auf die ſchiefe Beurtheilung
von Rollen, was läßt ſich da ſagen? Sie

sind gespielt. Das Lachen, das sie belohnte, ist vergessen in Geschäfften, vertrocknet ist die Thräne, die dem Schauspieler floß, nicht Leinwand, nicht Stein erhalten ihr Andenken, ihr Werk kann nicht für sie reden. Jede Beleidigung die ihnen geschieht, widerfährt also einem wehrlosen Mädchen. Bey jeder Vertheydigung — würde man sich nicht dem Verdacht aussetzen, Marion pleure, Marion crie, Marion veut qu'on la marie! — Der Rezensent einer Schaubühne sollte Mittelsperson seyn zwischen dem Publikum und der Bühne, schiefe Richtungen unter beyden zu verhüten suchen.

Das ist ein Geschäfft.

Wenn man sich blos mit der unterhaltenden Seite dieses Geschäfftes befaßt, mit Gnadenbezeugungen und Strafen, heben oder fallen lassen; so fällt die gute Absicht, sogar der Schein davon, weg. Man erzeugt Erbitterung, (denn kein vernünftiger Mensch wird sich durch unbewiesene Machtsprüche sagen lassen — all dein Fleiß war schief gerichtet) nun schilt sich

der

der Richter endlich, höchst ungerecht, einen Martirer für die gute Sache. Man muß gründlich beweisen, nicht vorgefaßte, unbewiesene, einzelne Meynungen als unfehlbare Grundregeln aufdringen.

Was muß den Mann, der über seine Kunst dachte, mehr kränken, als wenn man ihm, ohne allen Unterschied über A. B. C. Dinge, Aphorismen zu Wegpfählen hinsetzt — Und ich frage noch einmal, wird dieser Ton den Brodkünstler bessern können, ehrt er die Person des Richters?

Die Verschwendung von Kräften und Gesundheit, die gehörige Haltung zwischen Grimasse und der nöthigen Verstärkung der Gebärde, welche die Leidenschaft gebiert, ist unendlich schwer zu berechnen, wird sehr oft verkannt, gar nicht gekannt, darauf sollte der Rezensent das Publikum aufmerksam machen, das sollte er vom Gegensatze scheiden. Denn unter Hunderten wissen neunzig, ob der Arm gut oder schlecht gebogen war, aber nicht Zehen unter Hunderten sind fähig, ächtes und falsches Gefühl auf der Bühne zu unterscheiden.

Nicht, als fühlte ich nicht, daß wir in körperlicher Bildung noch eben so weit zurück sind, als wir im einfachen Ausdruck von Leidenschaft und Natur fortgeschritten seyn mögen. Ich will nur die richtige Bemerkung machen, daß unsere Rezensenten jene Seite gar nicht bemerken, blos an der Außenseite hängen, während wir im Studium körperlicher Bildung fortgehen. Obgleich — langsam!

Auch ist es eine Gewohnheit mancher Theaterkritiker, den Werth eines Künstlers, einzig durch Vergleichung mit fremden Künstlern zu bestimmen. Hochachtung gebührt jedem Künstler der für seine Nazion gut oder groß ist. Niemand aber kann die Weise des englischen oder französischen Schauspielers dem Deutschen als Richtschnur vorschreiben. Der berühmte Le Kain hat in Deutschland nichts gewirkt. Wahrscheinlich würde Eckhof in Frankreich nicht gewirkt haben. Ist deswegen einer von beyden minder groß für seine Nazion? Kann man nun sagen, dieser allein ist der Standpunkt,

wornach

wornach die Augen aller Schauſpieler gerichtet ſeyn müſſen?

Weh thut mir es, wenn ich ſehe, daß man mitten in Deutſchland, in den Zeiten, wo alles von Deutſchheit und Nazionalkraft ſchwärmt — zum Paſſeport für Eckhofs Namen, den Namen des Engelländers oder Franzoſen braucht, daß man die Würde des deutſchen Künſtlers durch ein Wort zu erhöhen glaubt, welches man, indem man es braucht, noch für Ekſtaſe hält.

Ueberhaupt ſcheint es Mode zu werden, daß viele in ihrem Winkel ſich einen Künſtler ſchaffen, dem ſie ausſchließlich das Privilegium für geſunden Menſchenverſtand geben: oder daß andere, denen dafür ekelt, unſere Fehler ſuchen, ſtatt ſie zu finden, fremde Nazionalzüge uns einverleiben zu müſſen glauben. Doch ſind wir noch ſo wenig bekannt mit unſern eignen Gebräuchen und Sitten, daß auf vielen Theatern manche deutſche originelle Laune, erſt durch Formung nach ausländiſchem Schnitte verſtändlich wird.

So

So sind seit dem Aufkeimen der deutschen Bühne unzählige Brochüren erschienen, deren Verfasser, wissentlich und unwissentlich, alle Mühe angewandt haben, von oben herab, im mitleidigen, übersehenden Tone zu spötteln, zu loben, zu verwunden oder zu heilen, nach Personalinteresse, Konvenienz und Laune.

Ich habe Leute von Verstand, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und feinem Geschmacke, dem allen ohnerachtet sehr schiefe Urtheile über das Theater und die Schauspieler fällen hören: sie konnten nicht dabey verlieren; denn diese Kunst erfordert ihr eigenes Studium, und sie prätendirten nicht, dieses zu haben. Wer aber dieses im vollen Maaße thut, sich berechtigt dünkt, den Werth unseres Gepräges nach Belieben zu erhöhen oder herab zu würdigen, ohne bewiesen zu haben, daß er gründliches, tiefes Studium dieser Kunst hat; den sollte man beantworten. Hätte der Rezensent das irre führende Panier der Wahrheitsliebe die Spolien von Lektüre und Hörensagen

auch

auch überall zum Blendwerk hingepflanzt: so dächte ich, eine ganze Gesellschaft Künstler, die zu einem vereinigten Zweck arbeiten, wäre im Stande, eine neue feine Bemerkung von antiken Almanachswahrheiten, Prätension von gutem Rath, Kenntniß von Oberfläche zu scheiden. Warum man nicht so einem geheimen oder öffentlichen Richter die Larve der Selbstgenügsamkeit nimmt, ihm vom hohen Pferde herab invitirt, ihn bittet, daß er ohne mitleidige Herablassung hübsch manierlich sey, und wenn ihn, der sich als Richter ankündigte, jemals abgenutzte Folie blendete, der Bombast der Tiraden, die Konvulsionen tobenden grimassirenden Unsinns bis zum Panegirikus betäubten? — Warum man das mit zahmen Muthe lieber duldet, und sich kränkt, als beantwortet, wie es denn Billigkeit, wie es denn **Pflicht** wäre — das begreife ich nicht.

Hier schicke ich Ihnen die berliner Theaterzeitung. Die Götzen sind schon so schwarz geräuchert, daß man ihre Larven

nicht

nicht mehr erkennen kann. Je nun, wenn es die Herren nicht selbst incommodirt, immerzu geräuchert! Wenn die Dichter sofort auf Abgänge arbeiten, die Herren sofort räuchern; so wird man bald einen besondern Almanach der großen Schauspieler und Schauspielerinnen brauchen.

Und leider so ists Wahrheit, lieber Freund! daß die Kunst, die für den Deutschen keinen andern Lohn darbeut, als Bezahlung in der Jugend, schnellere tiefere Runzeln, gar keine oder doch traurige Aussicht ins Alter, und ein früheres Grab als andere, — daß diese Kunst ihres edelsten besten Lohnes, je nach guter oder übler Verdauung eines Modedichterlings, gewärtig seyn muß.

Scheinverdienſt.

Ein Schauſpiel
in fünf Aufzügen.

Von
Auguſt Wilhelm Iffland.

1794.

Personen.

Geheime Secretär Seefeld.
Mad. Seefeld, deſſen Frau.
Chriſtian,
Rath Ludwig,
Heinrich,
Sophie,
} ihre Kinder.
Wittwe Schmidt.
Kanzelliſt Schmidt, ihr Sohn.
Staabschirurgus Rechtler.
Henriette,
Johann,
} im Seefeldſchen Hauſe.

Erſter Aufzug.

(Bey dem geheimen Secretär Seefeld. Ein mit Geſchmack möblirtes Zimmer)

Erſter Auftritt.

Johann. (läßt einige große Verſchläge durch das zimmer in ein Seitenzimmer tragen) Henriette (kommt herein, als die Träger wieder abgegangen ſind.)

Henriette.

Johann!

Johann. Mamſell Henriette!

Henriette. Was ſind das für Verſchläge, die er da hinein tragen läßt?

Johann. Die Verſchläge? Ja, die kommen weit her.

Henriette. Nun?

Johann. Die kommen aus Italien.

Henriette. Von unſerm jungen Herrn?

Johann. Freylich. Er kommt heute ſelbſt noch an.

Henriette. Das freut mich. Was iſt er denn für eine Art Menſch?

Johann. Ja, ich weis wohl, was er für eine Art Menſch war, als er auf Reiſen gieng: aber wie er itzt ſeyn mag — wer kann das wiſſen?

Henriette. Nun, wie war er denn damals?

Johann. Gut, gut!

Henriette. So? — Hm! man kann gut, und doch recht fatal ſeyn.

Johann. Nein, er war angenehm. Er — er — wie ſoll ich ihn ſo beſchreiben? — Ja, zum Exempel, er ſtudirte viel, er —

Henriette. So?

Johann. Er ſprach viel — er trank gern Punſch, er ritt viel aus — er putzte ſich gern.

Henriette. Alſo ein artiger Herr?

Johann. Er tanzte gern —

Henriette. Ach der liebe Menſch!

Johann. Er war ſpendabel.

Henriette. O, er iſt gewiß gut.

Johann. Er machte Verſe.

Henriette. So recht traurige?

Johann. Potz! die Mama hat allemal geweint, wenn ſie vorgeleſen wurden.

Henriette. Ach, wenn er nur ſchon da wäre!

Johann. Mit Einem Worte, es war ein guter Menſch, der älteſte Herr Seefeld.

Henriette. Um Mittag kommt er?

Johann. Ja.

Henriette. Ach, wie freue ich mich!

Johann. So? ich nicht.

Henriette. Was?

Johann. Mein Seele nicht. Denn ſehe ſie nur einmal die Verſchläge an, die da gekommen ſind.

Henriette. Nun? darum?

Johann. Darum iſt er nichts mehr nütz. Für uns heißt das.

Henriette. Das begreife ich nicht.

Johann. Ja, man muß auch politiſch ſeyn, man muß die Welt kennen. Jetzt überlege ſie nur die Sache. Aus Italien kommt er! —

Henriette. Nun ja!

Johann. Mit all den Kaſten da!

Henriette. Nun ja denn.

Johann. Sind Sachen von Werth darinn, ſo hat er ſparen gelernt — und hat er ſparen gelernt — was nützt er dann uns? — Sind Sachen ohne Werth darinn, ſo hat er alles verthan — und hat er alles verthan — ſo frage ich wieder — was nützt er uns? Nichts!

Mit Einem Worte: seit die Kasten ins Haus gekommen sind, sage ich, er taugt nichts.

Henriette. Ach mit seinen Kasten — Ist er denn blond?

Johann. Ja.

Henriette. Scharmant!

Johann. Hm! — ist auch schon eine Weile her, daß er blond ist.

Henriette. Vielleicht sind Lieder, Schriften und Verse in all den Kasten. Wo Verse sind, ist ein gutes Herz, und wo das ist — —

Johann. Falsch, falsch! Wo solche Kasten voll Verse sind — ist ein leerer Beutel — eine uneingeheizte Stube im Winter, und klar Wasser im Sommer. Mit Einem Worte — die Kasten haben mich zur Desperation gebracht. Der Dienst hier im Hause wird ohnehin täglich schlechter.

Henriette. Das ist nun wohl wahr.

Johann. Ein knickeriger Herr —

Henriette. Ja wohl!

Johann. Eine verdrüßliche Frau — gut Essen und Trinken, aber sonst nichts, als der klapperharte Lohn. Ein Herr Sohn schickt zweydeutige Kisten aus Italien; der andere hat schöne Fracks und leere Taschen; die Tochter eine Liebschaft mit der Armuth. Kein Briefchen, kein Aufpassen trägt etwas ein.

Henriette. Das ist wahr, aber sie sind doch so schön unglücklich, die beyden Verliebten.

Johann. Das ist was Schönes!

Henriette. Sie sind so allerliebst traurig. Das geht einem zu Herzen.

Johann. Ja wenn's ein vornehmer Trauriger wäre, sapperment! Ich war mit einem jungen Grafen auf der Universität, der mußte denn auch über ein paar blaue Augen heimlich weinen, da habe ich mir die Augen manchmal mit gerieben — Sapperment! der hat mir für jede Thräne seinen Thaler für die Füsse geworfen — Ja dann geht es an. Aber der Liebhaber? ein trauriger Kanzellist — Was kommt da heraus?

Henriette. Nun freylich. Aber das Geheimniß! Nehme er einmal an, Herr Johann, das Geheimniß zu haben; so was ist doch herrlich.

Johann. Hm! — Sie ist ein hübsch Mädchen. Aber zur Frau möcht' ich sie schon nicht, denn sie nimmt Geheimnisse und Thränen für Einnahme.

Henriette. Verrathe er nur die guten Leute nicht

Johann. Den Kanzellisten und die Mamsell? Verrathen? — Hm! — es giebt mir auch Niemand was, wenn ich sie verrathe. So

mögen sie zusammen in der Heimlichkeit fort heulen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld (mit einem Frachtbriefe in der Hand.)

Seefeld. Sind die Verschläge da hinein gebracht?

Johann. Zu dienen.

Seefeld. (gebt hinein)

Johann. Der älteste Herr Sohn aus Italien taugt gar nichts.

Henriette. Aber —

Johann. Da ist ein Frachtbrief mitgekommen — das ist Ordnung. O weh! Ich sehe ihn schon im Geiste. Der hat starke Ecken auf der Stirne, zwey Guckgläser, läßt gern Röcke wenden, und ungern Geld wechseln — o weh! Da will ich mir doch den Ludwig loben, so mager es auch nach gerade bey ihm aussieht. (folgt Herrn Seefeld.)

Dritter Auftritt.

Henriette. Sophie.

Sophie. Liebe Henriette — er kommt — er ist auf der Treppe — er muß den Papa sprechen, er ist hieher gewiesen. Nur einen

Augen-

Augenblick will ich mit ihm reden. Gieb Acht — und wenn Mama kömmt — ſo —

Henriette. Verlaſſen ſie ſich auf mich, Mamſell. — (geht, indem tritt ein)

Vierter Auftritt.

Kanzelliſt Schmidt. Sophie. Hernach Henriette.

Schmidt. Ihr Herr Vater —

Sophie. Er iſt hier neben an.

Schmidt. Sophie — laſſen ſie mich mit Liebe und Ehrfurcht ihre Hand küſſen. Nun werde ich ſie wohl heute nicht mehr ſehen! — O Sophie!

Sophie. Lieber Schmidt! ſeit geſtern ſind wir viel unglücklicher.

Schmidt. Mein Gott!

Sophie. Die Mama ſpricht ſo verſteckt, und thut ſo geheim, daß ich fürchte —

Schmidt. Eine Heirath —

Sophie. Es ſcheint ſo.

Schmidt. O mein Gott! Bey aller Anſtrengung, Laſt, Sorge und Mühe — erhielt mich die Hoffnung aufrecht. Was kann ich ſagen? Faſt Jedermann kann ſie glücklicher machen als ich — aber Niemand kann ſie mehr lieben. O das Schickſal iſt ſo ungerecht!

Henriette. Die Mama kommt.

Schmidt. (verlegen) So muß ich —

Sophie. Bleiben ſie! erwarten ſie meinen Vater.

Schmidt. Aber —

Sophie. Wir lieben uns — Iſt das ein Vergehen?

Schmidt. Aber das Geheimniß —

Sophie. Ach!

Schmidt. Und ihre traurige Vermuthung! Sophie! Liebe und Armuth ſcheinen Jedem ein Vergehen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Madam Seefeld.

Mad. Seefeld. Was machſt du hier?

Sophie. Ich — ich kam um —

Mad. Seefeld. Nun?

Sophie. Ich kam ohne alle Urſache, Mama!

Mad. Seefeld. (zu Henriette.n) Und ſie? ſie ſteht auch da wie ohne Urſache.

Henriette. Ich habe die Verſchläge herein bringen ſehen, Madam!

Mad. Seefeld. Guten Morgen, Herr Kanzelliſt!

Schmidt. Ich mochte ihre Fragen nicht ſtören.

Mad. Seefeld. Haben ſie meinen Mann ſchon geſprochen?

Schmidt.

Schmidt. Ich erwarte ihn.

Mad. Seefeld. (zu Henrietten) Rufe ſie ihn doch.

Henriette. (ab)

Mad. Seefeld. Da haben ſie ja wieder einen Stoß Arbeit.

Schmidt. Wirklich mußte ich die Nacht dazu verwenden.

Mad. Seefeld. Die Nacht? Ja, das iſt ſchon übel. Aber das greift doch den Kopf nicht an, es iſt nur abgeſchrieben.

Schmidt. Freylich wohl.

Mad. Seefeld. Aber wer es concipiren muß, dem koſtet es Kopfbrechen. Ja mein Mann hat einen fähigen Kopf.

Schmidt. Und ein vortreffliches Herz.

Mad. Seefeld. Ey ja! er iſt ſo übel nicht. — Da klagen die jungen Leute über das Abſchreiben; aber an die, die es verfertigen muſſen, denken ſie nicht.

Schmidt. Ach Madam — ich klage über nichts, als daß ich nur abſchreiben kann.

Mad. Seefeld. Wie ſo?

Schmidt. Wenn ich ſo etwas ſelbſt ſchaffen könnte!

Mad. Seefeld. Ja freylich!

Schmidt. Dann dürfte ich im Gebiethe der Möglichkeiten umherſehen — dann dürfte ich manche Hoffnung haben. Aber ſo — weis ich itzt in der Bluthe von Jahren und Erwar-

tun-

tungen — „weiter kann ich nicht, als ich bin“ O das ist hart!

Mad. Seefeld. Sie sprechen ganz hübsch.

Schmidt. Die Wahrheit des Gefühls giebt manchmal den Worten Kraft.

Mad. Seefeld. Warum kommen sie nicht weiter?

Schmidt. Ich habe nicht studirt.

Mad. Seefeld. Kein Genie?

Schmidt. Man sagte — ich hätte — Aber meine Mutter war damals, als ich auf die Universität hätte gehen sollen, sehr kränklich; alles, was ich aufbringen konnte, gehörte ihr.

Sophie. War das nicht schön, Mama?

Mad. Seefeld. Ja, allerdings. — Aber das hätte sie nicht abhalten sollen: denn eine Frau von so einem Stande, was braucht die?

Schmidt. Eine kranke Mutter bedarf alles, was der Sohn hat und ist.

Mad. Seefeld. Nicht wahr, ihr verstorbener Vater war Bauverwalter?

Schmidt. Bauverwalter.

Mad. Seefeld. Ja, ich erinnere mich — Haben sie meinen Christian gekannt?

Schmidt. Ja, Madam.

Mad. Seefeld. Er kommt heut aus Italien wieder.

Schmidt. Ich wünsche ihnen Glück. Er muß ein hoffnungsvoller Mann geworden seyn.

Mad.

Mad. Seefeld. Nun — hoffnungsvoll war er, als er gieng. Jtzt kommt er wieder, und hat die Hoffnungen erfüllt, Herr Schmidt.

Schmidt. Ich zweifle keinesweges.

Mad. Seefeld. Es lieſſe ihnen auch nicht gut, junger Mann. — So einen Kopf, wie meinen Chriſtian, per „hoffnungsvoll" zu taxiren.

Schmidt. O Madam, ich war nicht im Stande —

Mad. Seefeld. (lächelnd) Ja, das möchte wohl der Fall ſeyn. So einen Kopf zu überſehen, iſt nicht Jedermanns Sache. (erhitzt) Gerade darum gieng er vor drey Jahren wieder hier weg, weil unſere lieben Stadtkinder ihn in die ordinäre Rahme ſpannen wollten, die für ihre Begriffe das allerhöchſte ſeyn mag.

Schmidt. Ich bin weit entfernt —

Mad. Seefeld. (mit Feuer) Mein Chriſtian iſt denkender Kopf und Künſtler. Mit Kunſtgeiſt beſeelt, faßt er jeden Gegenſtand auf, der ihm vorkommt.

Schmidt. So iſt er nicht glücklich.

Mad. Seefeld. Warum nicht glücklich?

Schmidt. Weil ich denke, daß die wenigſten Leute in der Welt für dieß Verdienſt Sinn haben.

Mad. Seefeld. O, er wird leben können, mein Chriſtian, wenn auch keine hieſige Kaſſe ſein Verdienſt lohnet —

Schmidt. Das glaube ich gern —

Mad. Seefeld. (heftig) Oder lohnen kann! Er wird weder sein Talent aufdringen, noch auch den Tagewerkern ihren sauern Bissen aus dem Munde haschen, die ihn angrinzen ohne ihn zu fassen, meinen Christian.

Sechster Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Ah, Herr Schmidt!

Schmidt. (überreicht die Arbeit.)

Seefeld. Schon ganz fertig? — Ich danke ihnen. Sie liefern doch immer vor dem Termin ab.

Schmidt. Ihre Zufriedenheit —

Seefeld. (schlägt ihn auf die Schulter) Die haben sie.

Schmidt. Rührt mich und erfreut mich.

Seefeld. Sie haben Talent. Wenn ich sie nur weiter bringen könnte, als zum Buchstaben nachmalen. Aber — aber sie haben nicht studirt, und das Vorurtheil —

Schmidt. Wenn so ein Mann glaubt, daß das Vorurtheil mir zu viel thut, so bin ich und fühle mich schon sehr erhoben.

Seefeld. Ich kann ihnen nicht sagen, wie leid es mir thut, daß ihre Mutter den Prozeß um den Garten verloren hat.

Schmidt. Der kleine Winkel Land war freylich unſere einzige Freude auf der Welt.

Seefeld. Und daß gerade mein Sohn Referent in der Sache ſeyn mußte!

Mad. Seefeld. Der oder ein Anderer.

Seefeld. Wollen ſie nicht appelliren?

Schmidt. Nein. Der beſte Prozeß iſt ein Loos in der Lotterie.

Seefeld. Ihr Fleiß erwerbe ihnen dann auf einer andern Seite Hoffnung und Freude.

Schmidt. (verbeugt ſich, und geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorige, ohne Schmidt.

Seefeld. Ein braver Mann!

Mad. Seefeld. Er dünkt ſich etwas.

Seefeld. Das darf der, der brav iſt.

Mad. Seefeld. Iſt das ein Weſen um einen braven Kopiſten!

Seefeld. Iſt das ein Aufheben um — um —

Mad. Seefeld. Um?

Seefeld. Das, was wir — Geduld! ich verſchieße kein Pulver ohne Noth.

Mad. Seefeld. Pulver? verſchießen? ey ey! Willſt du Batterien anlegen?

Seefeld. Ich will — — dir nicht ſagen, was ich will.

Mad. Seefeld. Etwa weil —

Seefeld. — Der keinen Willen mehr hat, der ihn gesagt hat.

Mad. Seefeld. Der muß sehr furchtsam seyn, der —

Seefeld. Wie viel Uhr ist es?

Mad. Seefeld. Und es zeigt eine Art Mißtrauen an —

Seefeld. Du wirst doch eine Art guter Tafel heute geben, da der Christian kommt?

Mad. Seefeld. Du verweisest mich in die Küche?

Seefeld. In das Reich, wo ich dir gehorchen muß.

Mad. Seefeld. O wenn meine Ideen immer befolgt wären!

Seefeld. Was für Wein willst du auf dem Tische haben?

Mad. Seefeld. — Wermuthwein, daß ich deinem Herzen Bescheid thun kann. Komm Sophie! (geht)

Seefeld. Bleib, Sophie!

Sophie. (geht, da ihre Mutter ruft, steht wieder, da ihr Vater ruft.)

Mad. Seefeld. (dicht vor ihrem Manne) Wem soll sie itzt gehorchen? (gespannt) Ich frage.

Seefeld. (sieht sie an, besinnt sich etwas) Dir, denn du hast sie zuerst gerufen.

Mad.

Mad. Seefeld. Geh Sophie!

Sophie. (geht ab)

Mad. Seefeld. Sey so gut und sag mir, was hast du?

Seefeld. Mancherley.

Mad. Seefeld. So rede!

Seefeld. Es ist noch nicht Zeit.

Mad. Seefeld. Wann ist es Zeit?

Seefeld. Wenn alle Ideen ihre Reife haben.

Mad. Seefeld. Alle Ideen? Man sollte glauben —

Seefeld. Ideen habe ich.

Mad. Seefeld. Wen betreffen sie?

Seefeld. Die nicht, die mich nichts angehen.

Mad. Seefeld. So betreffen sie mich?

Seefeld. (geht auf und ab.)

Mad. Seefeld. So bitte ich dich, rede!

Seefeld. Man muß sich sehr hüten, eine Uebereilung zu begehen.

Mad. Seefeld. Ist das alles?

Seefeld. Besonders in meinen Jahren, wo man nicht mehr Zeit und Kraft hat, eine Uebereilung gut zu machen. (geht)

Mad. Seefeld. Das ist alles?

Seefeld. Alles. Und wenn ich es so ausführe, so ist es viel. (geht in die Mitte ab)

Mad. Seefeld. Was will der Mann?

Achter Auftritt.

Madam Seefeld. Heinrich (kommt von der Seite)

Heinrich. Mama, ich kann's nicht mehr aushalten.

Mad. Seefeld. Was?

Heinrich. Das ewige Sitzen und Lernen und Kopfbrechen. Den ganzen Morgen sitze ich über dem griechischen Buche, daß mir von den Hühnerpfoten, die so auf dem Papiere da stehen, die Augen übergehen, und der Kopf schwindelt; und doch kann ich ihnen auf meine Ehre betheuern, ich weis nichts von allem, worauf ich gesehen habe.

Mad Seefeld. Elender Mensch!

Heinrich. Elend? Elend bin ich wahrhaftig nicht. Ich sage die Wahrheit. Wenn ich ihnen und dem Papa das Geld aus dem Sacke stähle, so wäre ich elend. Ich bin wahrhaftig ein guter Kerl, aber studiren muß ich nicht.

Mad Seefeld. Du mußt studieren, du sollst studieren, dafür bist du da.

Heinrich. Lernen, ja, dafür bin ich da. Was sie wollen. Aber studieren nicht. Das will mir gar nicht aussehen, als ob ich dazu da wäre.

Mad. Seefeld. Alle meine Kinder haben Genie, und du hast Genie, und willst es ver-

ker-

bergen; aber du ſollſt Genie haben, ſage ich dir, oder ich will deine Talente gewaltſam entwickeln.

Heinrich. „Luſt und Liebe zum Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe,“ ſagt das Sprichwort. Ich habe aber weder Luſt noch Liebe zu dem Dinge — was kann nun da heraus kommen?

Mad. Seefeld. Und wozu hätteſt du denn Luſt und Liebe?

Heinrich. Ja — was rathen ſie mir?

Mad. Seefeld. (im höchſten Zorn) Schneider zu werden. (geht)

Heinrich. (da ſie an der Thüre iſt) Mama!

Mad. Seefeld. (kehrt um.)

Heinrich. Schneider will ich nicht werden.

Mad. Seefeld. Du bringſt mich unter die Erde.

Heinrich. Sie machen mich unglücklich.

Mad. Seefeld. Ungerathner Menſche, der meine Liebe und Sorge nicht einſieht, der nicht höher will —

Heinrich. Wenn ich zu hoch gehe und kann mich nicht halten, ſo falle ich herunter.

Mad. Seefeld. Deine Brüder, die ſind —

Heinrich. Ja ja, eben meine Brüder.

Mad. Seefeld. Nun?

Heinrich. Die verleiden mir das Studieren.

Mad. Seefeld. Was ist das?

Heinrich. Der Christian reiset in der Welt herum und ist nichts. Der Ludwig hat einen Rathstitel und keine Besoldung —

Mad. Seefeld. Weil die Reihe noch nicht an ihm ist.

Heinrich. Wenn sie einmal an ihm ist, ist er ein alter Mann.

Mad. Seefeld. Wer hat dir das gesagt?

Heinrich. Ey, ich selbst.

Mad. Seefeld. Ein für allemal, ich leide keine Herabsetzung meiner Familie. Du hast einen fähigen Kopf, den sollst du brauchen — und studieren.

Heinrich. Mama, ich bitte sie —

Mad. Seefeld. Fort an deine Arbeit! Sey fleißig, und komm mir nie wieder mit dergleichen Propositionen. Ich will mit deinen Lehrern sprechen. Ich will dich examiniren lassen; du sollst mehr Stunden haben.

Heinrich. Ich habe ja nur zwey Stunden frey.

Mad. Seefeld. Du sollst keine frey haben.

Heinrich. Sie sind ja bis acht Uhr Abends alle besetzt.

Mad. Seefeld. Sie sollen bis zehn Uhr besetzt werden.

Heinrich. Mama, das thut wahrhaftig kein Gut, ich sage es ihnen. (geht ab)

Mad.

Mad. Seefeld. Das wollen wir ſehen. — Hat man nicht Mühe und Sorge mit den Kindern!

Neunter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

Ludwig. (küßt ihr die Hand) Guten Morgen, Mama!

Mad. Seefeld. Den habe ich nicht. Der Heinrich — ach der Junge macht mir das Leben ſauer. Er will nicht ſtudieren, er will was anders werden.

Ludwig. Je nun —

Mad. Seefeld. Nein, Sohn, nimm das nicht ſo leicht; ich beſtehe darauf, er ſoll und muß ſtudieren.

Ludwig. Nun ja, ſo muß er es auch — Hier habe ich einige Rechnungen, die nicht länger warten können. Wollen ſie die Güte haben, in einer gelegenen Stunde ſie dem Papa zu geben?

Mad. Seefeld. (durchſieht ſie) Hundert zwanzig Thaler? Hm! das iſt doch viel. Du haſt doch alles frey, alles. Dazu monatlich drey Louisd'or von uns.

Ludwig. Freylich wohl! Aber nehmen ſie nur, daß ich doch manches thun muß, was mein Stand erfordert. Daß ich immer noch ohne Beſoldung diene, davon nimmt die Welt,

mit der ich leben muß, keine Notiz. Lebe ich anders, ziehe ich mich zurück; so werde ich nicht bemerkt, und endlich vergessen.

Mad. Seefeld. Ich will sehen, daß ich deinen Vater disponire — aber nimm dich doch in Acht mit deinen Ausgaben.

Ludwig. Ich thue wahrlich nichts, was nicht unmittelbar der Wohlstand erfordert.

Mad. Seefeld. Nun du wirst doch auch endlich einmal in Besoldung rücken!

Ludwig. Ich hoffe es. Zeit wäre es. Adieu Mama.

Mad. Seefeld. Wo gehst du hin?

Ludwig. In die Session.

Mad. Seefeld. Adieu mein Sohn! Nun erwirb dir nur Ehre, darum bitte ich dich.

Ludwig. Sorgen sie nicht. (geht)

Mad. Seefeld. Ludwig — ich habe die besten Hoffnungen für dich bey der reichen Holländerinn.

Ludwig. Haben sie? Es ist ein herrliches Mädchen. O, wenn das glückt, so mag die Besoldung ausbleiben. (ab)

Mad. Seefeld. Hundert zwanzig Thaler! Es ist viel Geld — Ich muß alles aufbieten, diese vortheilhafte Heirath für ihn zu schließen.

Zehnter Auftritt.

Herr Seefeld. Mad. Seefeld.

Seefeld. (nimmt die Akten, welche der Kanzellist vorher brachte) Ich habe vergessen, die Papiere mitzunehmen.

Mad. Seefeld. Die hätte ja der Bediente holen können.

Seefeld. Den Bedienten will ich nicht viel mehr brauchen. (geht)

Mad. Seefeld. Du bist heut sehr sonderbar.

Seefeld. Hm!

Mad. Seefeld. Ich habe dir etwas zu sagen.

Seefeld. So bleibe ich da.

Mad. Seefeld. Du mußt so gut seyn, für den Ludwig etwas zu thun.

Seefeld. Herzlich gern, alles was ich kann.

Mad. Seefeld. (gibt ihm die Rechnungen) Er hat sich genöthiget gesehen — und das ist denn auch wohl zu begreifen — Wohlstands halber einige Ausgaben zu machen.

Seefeld. Nun, und ich?

Mad. Seefeld. Du wirst so gut seyn —

Seefeld. Zu zahlen?

Mad. Seefeld. Es muß ja nicht auf einmal seyn.

Seefeld. Es muß auf einmal seyn.

Mad. Seefeld. Willst du dann wohl die Liebe haben, und es übernehmen?

Seefeld. (geht auf und ab, und liest in den Nachrichten.)

Mad Seefeld. Nun, was sagst du?

Seefeld. Ich nehme es in Ueberlegung.

Mad. Seefeld. Es ist freylich etwas viel.

Seefeld. Wirklich? doch etwas viel?

Mad. Seefeld. Aber er ist doch nun einmal in dem Stande —

Seefeld. Das ist er.

Mad Seefeld. Und noch ohne Besoldung.

Seefeld. Ohne Besoldung, ja.

Mad. Seefeld. Du thust aber auch nichts.

Seefeld. (heftig) Arbeite mit Tagesanbruch, bin an den Tisch geschmiedet, daß oft mein Blut stockt, und ich weder sehe noch höre — arbeite so, daß ich kaum mehr weis, wie draußen Feld und Gras aussehen — und thue doch nichts? (kalt) Was soll ich mehr thun? Sprich!

Mad. Seefeld. Du verstehst mich nicht.

Seefeld. Wahrhaftig nicht.

Mad. Seefeld. Es hat dir ja nur einen Gang zum Präsidenten gekostet, daß Ludwig den Rathstitel erhalten hat, so denke ich —

Seefeld. Verflucht sey der Gang.

Mad. Seefeld. Mein Gott!

Seefeld (Pause, darinn er sich faßt) Weiter!

Mad.

Mad. Seefeld. So meyne ich, wenn du öfter zum Präſidenten giengeſt, und lägeſt ihm an wegen der Beſoldung für Ludwig.

Seefeld. (Kalt) Nein!

Mad. Seefeld. Wie? willſt du deines Sohns Glück nicht machen?

Seefeld. (geht einigemal auf und ab, dann ſagt er ihr mit nachdruck und Empfindung) Es iſt ſehr oft leichter zu fragen, als zu antworten. (geht ab)

Mad. Seefeld. Was will der Mann? Was hat er vor?

Eilfter Auftritt.

Mad. Seefeld. Sophie.

Sophie. Wollen ſie ſo gut ſeyn, Mama, und den Nachtiſch für dieſen Nachmittag anſehen, ob er ihnen ſo recht iſt?

Mad. Seefeld. Er wird ſchon recht ſeyn.

Sophie. (geht.)

Mad. Seefeld. Sophie!

Sophie. Mama!

Mad. Seefeld. Zieh dich heut beſſer an.

Sophie. Warum, liebe Mama?

Mad. Seefeld. Was ſoll die Frage?

Sophie. Finden ſie ſie nicht natürlich?

Mad. Seefeld. Nein!

Sophie. — Ich will mich anziehen.

Mad. Seefeld. Und spiele die neuen Sonaten von Pleyel durch, daß sie dir für den Nachmittag geläufig sind. Leg' deine Zeichnungen zurecht, und probiere die Arie: „Ihr Rosenstunden" (geht)

Sophie (sieht ihr nach, weint und sagt mit tiefem Schmerz): Ihr Rosenstunden — ihr seyd verschwunden! (dann folgt sie ihr schnell.)

Zweyter Aufzug.

(Das vorige Zimmer.)

Erster Auftritt.

Johann. Henriette.

Henriette.

Nun, ich folge ihm durch das ganze Haus nach; wo soll ich denn hin?

Johann. Hieher, mein Kind! Hier sind wir allein.

Henriette. Wozu denn?

Johann. Hat sie nichts gesehen? gar nichts? — im Hause meyne ich.

Henriette. Im Hause? — Daß der älteste Sohn angekommen ist — daß die ganze Familie im Jubel ist, daß —

Johann. Die ganze Familie? — Ja bis auf den Papa. Der Papa läßt kuriose Blicke herum gehen. Kurz um, mir ist nicht wohl bey der Sache, und ich nehme meinen Abschied.

Henriette. Seinen Abschied? Weswegen denn?

Johann. Ich bin schon deswegen gescheid, daß ich ihn nehme, weil ganz und gar kein Grund vorhanden ist, warum ich ihn nicht nehmen sollte. Als ich hier ins Haus kam, dachte ich, der alte Herr würde mir einmal so einen Kanzleydieners-Platz schaffen; aber der denkt nicht an mich. Hier ist nichts zu gewinnen, als daß man den lieben Athem im Gange erhält; also fort. Und das habe ich ihr auch rathen wollen. Was sie hier gewinnen kann, ist — höchstens ein gefärbter, alter, dünner, seidner Rock — das Final — wird eine arme alte Jungfer.

Henriette. Wenn mich die Mamsell nicht dauerte; aber die ist so unglücklich.

Johann. So lange sie unglücklich ist, kann sie ihr nichts geben; und wenn sie einmal glücklich ist, so braucht sie ihre Thränen nicht mehr. Dann giebt's zum Recompens eine alte mousselinene Fahne, ein: „ich bedenke

mich"

mich" — und die Sache iſt abgethan. Folgt ſie mir, ziehe ſie ab!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Ludwig.

Ludwig. Meine Mutter verlangt ſie, Henriette.

Henriette. (ab)

Johann. Da — ein Brief von der Herzallerliebſten.

Ludwig. (öffnet) Drey Bogen? Das leſe ein Anderer. (lieſt) „Unglück — die Pflichten gegen dein Kind."

Johann. Der kleine Herr Seefeld gleicht ihnen auf ein Haar.

Ludwig. Sie hat von meiner Heirath gehört. Wer kann ihr das geſagt haben?

Johann. Ja wenn wir nicht immer mit reichen Partien prahlten.

Ludwig. Der Vater will klagen. Verdammt! (lieſt) „Dein Wort, deine theuern Schwüre halten, der Meinige zu werden" (er iſt in Gedanken)

Johann. Ja, wenn ſie die Müllerstochter heirathen, ſo wird freylich aus der reichen Holländerinn nichts.

Ludwig. Ich muß zuvorkommen, ich muß meiner Mutter die Geſchichte erzählen. Wir müſſen ſie abkaufen.

Johann. Ja wenn der alte Kerl nicht auch ſeinen Bürgerhochmuth hätte.

Ludwig. Es muß gehen.

Johann. Und wie wird es mit mir?

Ludwig. Mit dir?

Johann. Habe ich nicht mit aller menſchmöglichen Pfiffigkeit ſtudiert, Geld in ihre leere Kaſſe zu bringen? Habe ich nicht endlich den weitgeſcheiden Gedanken gehabt, mit dem alten Seelmann zu negotiren, daß er hundert Thaler für eine vortheilhafte Relation an ſie ſpendiren möchte? Nun, die Relation iſt gemacht, die alte Hexe, die Frau Schmidt, hat das Paradiesgärtlein richtig verloren. Der alte Seelmann hat ihnen die hundert Thaler bezahlt; aber die fünf und zwanzig Thaler, die ich davon haben ſollte, wo bleiben die? Wo bleiben meine dreyßig Thaler Auslagen? Der verſprochene Dienſt, wo bleibt der?

Ludwig. Mach mir den Kopf nicht warm.

Johann. Und dann ſehe ich wohl, daß die Müllerstochter mich auch nicht nehmen wird.

Ludwig. Mach, daß du ihr beſſer gefällſt, als ich; das iſt deine Sache. (ab)

Johann. Deine Sache? ausſpotten? — ausſpotten und nicht bezahlen? Denkt doch! Endlich auch wohl gar niemals bezahlen. Da-

raus

raus wird nichts, Herr Rath — ohne Rath, wir ſind kluger.

Dritter Auftritt.

Johann. Herr Seefeld. Mad. Seefeld. Chriſtian. Sophie und Heinrich.

Seefeld. So laß uns denn deine Herrlichkeiten ſehen, mein Sohn!

Chriſtian. In der That Herrlichkeiten. Ich denke wohl, ſie werden ſie dafür gelten laſſen.

Seefeld. Johann, hilf die Verſchläge aufmachen.

Chriſtian. Geh er mit mir! (geht mit Johann in das Seitenzimmer)

Seefeld. (will dem Chriſtian folgen)

M. Seefeld. (zu ihrem Manne, indem ſie mit Wärme ſeine Hand faßt) Was ſagſt du?

Seefeld. Wovon —

M. Seefeld. Von Chriſtian.

Seefeld. Noch nichts.

M. Seefeld. Kennſt du einen intereſſantern jungen Mann?

Seefeld. Intereſſant? Nun ja, das iſt Etwas.

M. Seefeld. Etwas? Das iſt Alles. Was helfen alle Kenntniſſe ohne Grazie? Was nutzt das trockne Wiſſen, ohne die Gabe, ſich mitzutheil-

theilen, ſich verſtändlich zu machen, Andern die Empfindung mitzutheilen, die uns durchglüht?

Seefeld. Das iſt ſehr wahr geſprochen.

M. Seefeld. Fühlſt du das? — O ich bin die glücklichſte Mutter! — Mache meine Freude vollkommen — umarme mich und ſag nun auch, ich bin ein glücklicher Vater.

Seefeld. Ich ſehe dich gern froh, und habe viel gethan und viel unterlaſſen, um dich zufrieden zu erhalten, wenn nur nicht zu viel.

M. Seefeld. (mit Erſtaunen) Unerklärbar!

Seefeld. Und doch ſo leicht zu faſſen.

M. Seefeld. Du biſt ſonderbar ſeit einiger Zeit, und ich muß dich wohl deinen eignen Weg gehen laſſen. Es geht ja faſt alles itzt ſeinen Weg bey uns. — Mamſell Sophie ſpricht kein Wort.

Sophie. (aus tiefen Gedanken erwachend) Was befehlen ſie?

M. Seefeld. Ja ja. Ich werde dir befehlen; denn du haſt ſeit kurzem eine Miene angenommen, die mir mißfällt. (zu ihrem Manne) Ich habe eine Parthie für ſie.

Seefeld. So?

Sophie. Ach Mama —

M. Seefeld. Nun?

Sopie. Eine Parthie für mich?

M. Seefeld. Warum? Iſt es dir nicht recht?

Sophie. Ich höre ja in dem Augenblicke das erſte Wort davon.

M. Seefeld. (zu Seefeld) Sie iſt ſehr vortheilhaft.

Seefeld. Das wäre erwünſcht für das gute Mädchen.

Sophie. (ergreift ihres Vaters Hand) Bin ich das? O wenn ich ein gutes Mädchen bin, ſo laſſen ſie mich nicht aufopfern.

M. Seefeld. Aufopfern? und aufopfern laſſen? Wer bin ich, daß du bey deinem Vater Schutz und Rettung ſuchſt?

Sophie Sie ſagen, die Parthie iſt vortheilhaft. Ihre Gedanken ſcheinen ganz auf dem Worte zu ruhen. Sie nennen den Mann nicht —

M. Seefeld. Weil es noch nicht nöthig iſt.

Sophie Bin ich denn ſo läſtig, daß ich weg gegeben werden muß; hin an den Erſten den Beſten, der ein vortheilhaftes Geboth thun will?

M. Seefeld. Sophie!

Sophie. So auf einmal an einen Fremden, aus meiner Aeltern Hauſe weg vergeben werden muß?

M. Seefeld. Du machſt eine poetiſche Umſchreibung von dem Worte „Heurath,“ mein Kind!

Sophie. Das weis ich nicht, aber ich weis, daß ich für Wehmuth vergehen möchte, und da ihnen dieſe Stimmung zuwider iſt, ſo

bitte

bitte ich um die Erlaubniß, auf meinem Zimmer ausweinen zu dürfen. (will gehen)

M. Seefeld. Das sollst du nicht; denn deine Thränen sind Ungehorsam.

Seefeld. Erlaube es, ich bitte darum.

M. Seefeld. So geh, weine aus, und sammle dir Festigkeit zum Gehorsam für die, die dein Glück will.

Sophie. (geht)

M. Seefeld. Sophie — Ich erwarte es, dich mit trocknem Auge wieder zu sehen.

Sophie. Mit heißem trocknem Auge. (ab)

Vierter Auftritt.

Vorige. (ohne Sophie)

Seefeld. Nicht zu vergessen, daß ihre Stimme bey der Sache die erste Stimme ist.

M. Seefeld. Wie?

Seefeld. Die erste und — die entscheidende. Wer ist der Mann?

M. Seefeld. Hofrath Räder.

Seefeld. Er ist reich.

M. Seefeld. Sehr reich.

Seefeld. Uebrigens sehr nahe an Fünfzig.

M. Seefeld. Es ist eine Versorgung.

Seefeld. Wenn Sophie so versorgt seyn will.

M. Seefeld. (mit Nachdruck) Du kennst unsre Zeiten. Es ist eine Versorgung.

Seefeld. Es iſt ein ganz verlebter Menſch, der —

M. Seefeld. Es iſt eine Verſorgung, alſo muß ich darauf beſtehen.

Seefeld. Ich mit dir, nur nicht bis zum Zwang.

M. Seefeld. Da findet kein Zwang Statt, denn ſie liebt nicht.

Seefeld. Das weis man nicht.

M. Seefeld. Und wenn ſie liebt, ſo darf ſie nicht mehr lieben, eben weil man es nicht weis.

Seefeld. Der Schluß wäre wohl richtig.

M. Seefeld. Alſo —

Seefeld. Als Schluß, aber ſonſt nicht wohl ausführbar.

M. Seefeld. Nicht wohl ausführbar! nicht —

Seefeld. Pſt! nichts übereilt!

M. Seefeld. (zu Heinrich, der ſich auf eine Stuhllehne geſtützt hat, und in einem Buche lieſt) Was haſt du da für ein Buch?

Heinrich. (bringt das Buch) Anſons Reiſe um die Welt.

M Seefeld. Den ganzen Tag thuſt du, was du nicht thun ſollſt, und lieſt, wo du nicht leſen ſollſt.

Heinrich. Mama, das iſt das beſte Buch, was ich kenne. Daran denke ich Tag und Nacht, und deshalb bringe ich das griechiſche Weſen nicht in den Kopf.

M. See-

M. Seefeld. (nimmt es) So laß das Buch weg.

Heinrich. Kriege ich es nicht wieder?

M. Seefeld. Nein.

Heinrich. So denke ich an das, was ich gelesen habe.

Seefeld. (drohend) Heinrich!

Heinrich. Papa, ich kanns nicht anders. Wie die Leute auf dem Meere geschwebt sind, und was sie alles gesehen haben, Länder und Menschen und Thiere, und wie die ausländischen Menschen alle so ehrlich und geradeweg sind. Wenn ich so recht hinein komme in die Sachen, so packe ich das Buch mit beyden Händen fest. Und haben sie gelesen? wenn die Stürme und Gewitter angegangen sind, mitunter auch Lebensgefahr vom Feind; dann sind sie zusammen gestanden, Keiner ist von dem Andern gewichen, und haben sich gewehrt wie brave Kerls. Da, wenn ich das lese, kann ich nicht mehr sitzen, ich muß auf- und abrennen, und packen was Schweres auf, daß ich nur was anpacken kann. Ich möchte mit hungern, mit naß werden, mit hauen und schießen — Da kommt dann die Mama und der Herr Magister Erhardt mit ihren Büchern, Grammatiken und ihrem tipto, tiptote! Es geht wahrhaftig nicht mehr.

M. Seefeld. Nun? wie ists denn mit dem? Da soll wohl auch nichts übereilt werden?

Seefeld. Bey dem — am allerwenigſten.

M. Seefeld. Meine Geduld iſt am Ende.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Chriſtian (mit einem Kopfe in Papier gewickelt) Johann (trägt mehrere Schuhkaſten nach, die er auf einen Stuhl ſetzt, und geht wieder ab)

Chriſtian. Nun freue ich mich im voraus, auf die Empfindung, die ſie haben werden. (er ſtellt einen Tiſch in die Mitte, den Kopf darauf, und fängt an ihn loszuwickeln)

Heinrich. (drängt ſich zu) Chriſtian, was iſt das?

M. Seefeld. Eine Antike.

Heinrich. So?

Chriſtian. (hat ihn frey hingeſtellt, tritt zurück) Nun ſehen ſie!

Seefeld und M. Seefeld. (beſehen ihn).

Heinrich. Das iſt ein garſtiger Kerl.

Seefeld. Es iſt ein Nero.

Chriſtian. (mit Feuer) Die Mühe, die Gänge, die Künſte, die mich es gekoſtet hat, ihn, zu erhalten — davon haben ſie keine Idee.

Heinrich. Chriſtian! Chriſtian! Chriſtian!

M. Seefeld. Was iſt denn?

Heinrich. Da komm einmal her.

Chriſtian. Nun?

Heinrich. Sie haben dich für einen Narren gehabt. Sieh, da — da oben auf dem Kopfe iſt er geflickt.

Chriſtian. Das iſt die Urkunde ſeiner Aechtheit. (parthetiſch) Es iſt bekannt, daß gleich nach Neros Tode alle Statuen dieſes Kaiſers theils in die Tyber geworfen, theils zerſchlagen, und in der Folge verſchüttet wurden. Dieſes iſt einer von den in dieſem Aufruhr zerſchlagenen Köpfen. Ein ächter Nero.

M. Seefeld. Ah, ſo etwas iſt der Mühe werth.

Heinrich. Höre — wer hat denn ſeitdem die Stücke aufgehoben, von Nero an, bis du gekommen biſt?

M. Seefeld. Einfältiger Burſche! Chriſtian, du ſchenkſt mir herrliche Stunden. Ich danke dir dafür. (zu ihrem Manne) Er war nicht umſonſt da.

Seefeld. Gewiß nicht umſonſt.

Chriſtian. Dieſer Nero iſt die Krone meiner Acquiſitionen.

Heinrich. Aber höre — du mußt mirs nicht übel nehmen. Nero war ein meſchanter Kerl, was willſt du mit ſeinem Geſicht?

Chriſtian. Ich muß ihnen beyläufig ſagen, daß ich dafür achte, man hat dem Nero zu viel gethan. Nero war eigentlich ein ungewöhnliches Etwas ſeiner Zeit, ein Genie.

Heinrich. Geh doch weg, er hat die Stadt verbrannt.

Christian. Um sie schöner aufzubauen.

M. Seefeld. (zu Heinrich) Er veranlaßte also ein kleines Uebel, um ein größeres Gutes thun zu können.

Heinrich. Er ist doch allemal ein Mordbrenner.

Christian. Von den mehrsten alten und von allen merkwürdigen neuern Bildsäulen habe ich Abgüsse mitgebracht, die ich nun auch heut noch aufstellen will. Lassen sie uns nun zu den Gemmen übergehen. —

M. Seefeld. Hast du keinen Otto mitgebracht?

Christian. Erlauben sie, daß ich alles in der Ordnung zeige, worinn ich —

Seefeld. Christian! ich ehre diese Sachen alle sehr zu seiner Zeit —

M. Seefeld. (lachend) Zu seiner Zeit.

Seefeld. Aber ich bin kein Kenner.

Christian. Das weis ich.

Seefeld. Und mir liegen Sachen am Herzen, die mir — um deinetwegen wichtiger sind. Laß uns also das alles zu gelegnerer Zeit sehen.

M. Seefeld. Nein, es ist doch nicht möglich, daß man so kalt und todt gegen schöne Künste seyn kann.

Seefeld. Nero und Otto sind todt — Christian lebt, und soll noch lange leben.

Chri-

Chriſtian. Mama, ſie wiſſen, das kann man ſich nicht geben. Nicht zu Jedem ſprechen dieſe todten Formen, nicht jede Imagination wird davon ergriffen und genährt.

M. Seefeld. Das merkt man ja täglich. Aber ich kann euch nicht ſagen, was mit dem Anblick dieſes Nero alles vor mir ſteht. Was ich in der Geſichtsbildung alles ſuche und finde Dieſer kühne und doch ſpottende Zug zwiſchen den Augenbraunen —

Seefeld. Du haſt vorhin dem Heinrich Anſons Reiſen um die Welt genommen, weil ſie der griechiſchen Grammatik im Wege ſtehen. (er bedeckt den Kopf mit ſeinem Tuche) Ich verhülle den Nero, weil er den Aeußerungen meiner Vaterſorge im Wege ſteht — die für dasmal dich auch nicht angehen. Alſo geh, Heinrich!

Heinrich. (gebt ab)

Sechster Auftritt.

Vorige. (ohne Heinrich)

M. Seefeld. Nun, was ſoll itzt werden?

Seefeld. In der That, davon iſt die Rede. Ich thue dieſe Frage an dich, mein Sohn! — Was ſoll itzt werden?

Chriſtian. Wie ſo?

Seefeld. Mit dir, mit deiner Beſtimmung. Was wirſt du itzt in deinem Vaterlande, anfangen?

M. Seefeld. Dieſe Frage in dieſem Augenblicke!

Seefeld. Er muß ſie ſo oft gedacht haben, daß er mir — auch beym Eintritte in das Haus ſie hätte beantworten können.

M. Seefeld. Er hat Kenntniſſe, Erfahrung, Welt — Alles ſteht ihm offen.

Seefeld. Nun, was wirſt du denn von dem allen ergreifen, was dir offen ſteht?

M. Seefeld. Ein Talent der Art wird man nicht lange müßig am Wege ſtehen laſſen.

Seefeld. Wie willſt du von deinem Talent Nutzen ziehen?

Chriſtian. Die Wahrheit zu ſagen —

M. Seefeld. (ſchnell einfallend) Er iſt fremd durch ſeine Reiſen, und man hat gutes Vorurtheil für Fremde.

Seefeld. Ich frage ja dich nicht. Antworte mir, Chriſtian!

Chriſtian. Lieber Vater, ich habe geſucht, von meinen Reiſen ſo viele Vortheile als möglich zu ziehen, Kenntniſſe jeder Art einzuſammeln, den Zweck hatte ich immer vor Augen.

M. Seefeld. Und mit dieſem Fleiß —

Seefeld. Ohne Umſchweif. Mit einem Worte, was willſt du werden?

Chriſtian. (geht einige Schritte, und reibt unmuthig die Stirne) In der Villa Medicis, am Lago maggiore, bey den Schätzen des Vatikans, in Virgils Vaterlande — o, da dachte

dachte ich wenig an das, was ich in unſern Sandfeldern zwiſchen den rauchigen Strohhütten einſt treiben würde.

M. Seefeld. (mit Wärme) Findeſt du das nicht begreiflich?

Seefeld. (kalt) Nein!

Chriſtian. Das iſt ſchlimm.

Seefeld. Du biſt weder Bildhauer, noch Mahler.

Chriſtian. Auch hätte ich das nie ſeyn können. Die Ideale von Vollkommenheit, die ich fühle und faſſe, hätten mich an Ausführung eines Kunſtwerks verzweifeln laſſen

Seefeld. Gut! Du biſt alſo Kunſtliebhaber. Kannſt du davon leben?

M. Seefeld. Sollten unſere Gallerien nicht alles thun, einen Mann zu beſitzen, der —

Seefeld. Unſere Gallerien ſind beſetzt.

M. Seefeld. Muß es denn hier ſeyn?

Seefeld. Auswärts ſind dieſelben Verhältniſſe. Doch ſey es einſt auswärts. — Wovon lebt er bis dahin?

M. Seefeld. Leben! leben! Noch ſind wir da.

Seefeld. Er hat Geſchwiſter. — Kurz von der Sache zu reden, du mußt aufhören in den Künſten zu ſchwelgen — denke an Erwerb!

Chriſtian. (niedrig) Erwerb!

Seefeld. Erwerb — ja, mein Sohn. Ich mußte auch daran denken, ſonſt hätteſt du nicht reiſen können.

Christian. Nun denn — wie soll ich erwerben?

Seefeld. Für deinen Bruder Ludwig ist ein Titel gesucht, womit er ohne Sold sich herum treibt.

Christian. Da hat man ihm nicht gut gerathen.

Seefeld. (zu M. Seefeld) Hörst du das? (zu Christian) Ich war ein Narr, und that, warum man mich quälte.

M. Seefeld. Unter dem „man" bin ich verstanden.

Seefeld. Du hast die Rechte studiert. — Vor der Hand, bis du bekannt bist, und eine Stelle findest, rathe ich dir zu advociren.

Christian. Gott bewahre mich.

M. Seefeld. Das fehlte noch.

Christian. Zwischen Elend, Chikane und Bosheit meine Kräfte abwetzen — unter Flachköpfen leben und den Schneckengang der Formalität nach kriechen? Nein, das thue ich nicht.

Seefeld. Gewiß nicht?

Christian. Gewiß nicht.

Seefeld. Und einen Weg, etwas zu erwerben, den du gehen möchtest, kannst du mir nicht vorschlagen?

Christian. Ich weis nichts.

Seefeld. Gut.

M. Seefeld. Bedenke doch nur —

Seefeld. Ich habe itzt alles und von jeder Seite bedacht, wovon du nie etwas bedacht haſt — was ich leider zu ſpät bedacht habe. (er geht auf und ab) Ich bin heftig, und das darf ich itzt nicht ſeyn. Bey kälterem Blute will ich euch Allen meinen beſtimmten Willen ſagen — Indeß wollte ich, du hätteſt mitten in den Entzückungen, welche dir die Villa Medicis und der Lago maggiore darbothen, daran gedacht — daß deine Mutter Wittwe werden, und dann die Unterſtützung ihrer Söhne brauchen kann. (geht ab)

Siebenter Auftritt.

Mad. Seefeld. Chriſtian.

Chriſtian. Mein Vater iſt verdrießlich geworden, ſeit wir getrennt ſind.

M. Seefeld. Wer muß es mehr empfinden, als ich? — Indeß muß man wohl auf eine Art Erwerb denken, theils ſeinetwegen, aber auch deinetwegen, lieber Chriſtian.

Chriſtian. Ich will Vorleſungen halten über Sachen des Geſchmacks.

M. Seefeld. Gratis ja, aber für Geld — das leidet meine Ehre nicht. (raſch) Ey, wie wäre es denn, — da kommt mir ein Gedanke — ein origineller Gedanke. Und ſind nicht oft die ſchnellen Ideen die beſten? Unſer alter Hausfreund, der Stabschirurgus Rechtler —

Chriſtian. Lebt er noch, der alte, ehrliche, weitläufige Patron?

M. Seefeld. Ja. Seine Töchter ſind heran gewachſen. Beyde hüſch, ſteinreich, Beyde — Rechtler iſt dein Pathe — Rechtler liebt Gemälde — du biſt ihm neu — gefällt dir Eine von den Mädchen, ſo ſehe ich es für eine ausgemachte Sache an.

Chriſtian. Reich ſind ſie, das iſt wahr.

M. Seefeld. Du biſt dann Herr für dich, brauchſt nicht ſuchen Cour zu machen, und kannſt den edelſten Kunſtgefühlen Genüge leiſten. — Mein Sohn, beſuche ſie — gieb dir ein gewiſſes warmes Gefühl für den Vater, weil er dein Pathe iſt. Er hat keinen Sohn, ſo was fügt ſich oft ſonderbar. Thue alles, was die Leute gewinnen kann.

Chriſtian. Ich will gleich hingehen.

M. Seefeld. Je eher je lieber.

Chriſtian. Kommt es zu Stande, ſo ziehe ich wieder nach Italien — denn hier iſt es für mich nicht mehr zum Aushalten, das ſehe ich wohl.

M. Seefeld. Und das faſſe ich ſo ſehr — Thue, was zur Sache gehört — eile, ich bitte dich.

Chriſtian. Ich gehe hin, Mama. (ab)

Achter Auftritt.

Mad. Seefeld. (allein)

Ich muß es durchſetzen. Meine Erziehung laſſe ich nicht meiſtern; weder in den Grundſätzen noch in den Folgen.

Neune

Neunter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

Ludwig. Chriſtian iſt nicht hier?

M. Seefeld. Zum alten Rechtler. — Du bekümmerſt dich wenig um ihn.

Ludwig. Er kommt gerade zu einer Zeit, wo ich — nicht in der beſten Laune ſeyn kann.

M. Seefeld. Sey doch ruhig, dein Vater übernimmt die Schuld.

Ludwig. (küßt ihr die Hand) Das danke ich ihrer Güte.

M. Seefeld. Mach mir nur Ehre, ſo bin ich belohnt.

Ludwig. O das ſollte nicht fehlen. Aber wenn die Seele unter einem Drucke ſeufzet —

M. Seefeld. Erkläre dich, was iſt das?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Rechtler.

Rechtler. Ey der Tauſend, — da will ich hören, es ſey mein Pathe, der Chriſtianus wieder dahier angekommen.

M. Seefeld. Denken ſie nur, er iſt ſchon zu ihnen hin.

Rechtler. In meine Behauſung? Nun wie iſt denn der Knabe von Statur worden?

M. Seefeld. Faſt geblieben, wie er war.

Rechtler. Wie er war? Hm! (ſetzt ſich) Ja das Wälſchland iſt ein heißes Land, welche

Hitze

Hitze den Körper vermindert, oder doch deſſen Zunahme widerſtreitet. Indem die Fluida von der Sonne ein merkliches angegriffen werden.

M. Seefeld. Und die ſchönen Sachen, die er mitgebracht hat.

Rechtler. Doch auch Lavam? — hat er Lavam Veſuvii mit anher gebracht?

M. Seefeld. Ich weiſſe nicht.

Rechtler. Nur den Veſuvium hätte ich ſehen mögen; wäre auch noch hingereiſet, wenn ich den beyden Mädchen mit der Gartenbeſtellung trauen könnte, und die Patienten —

M. Seefeld. Ja, es iſt ein Wunder der Natur.

Rechtler. Ey bey Leibe! die Natur hat keine Wunder. Der Berg Veſuvius iſt zu betrachten —

M. Seefeld. Als ein feuerſpeyender Berg —

Rechtler. Als ein Körper. So wie der menſchliche Körper ſein Leben und Bewegung hat, erhält und beſitzet, vermittelſt des Blutes, alſo mag man ſagen, eben wie in den Adern das Blut im menſchlichen Körper hin und her gehet, eben alſo gehen durch den Boden Feueradern, die mit dem Veſuvio in Connexion ſind. Ja, es kann dieſer Veſuvius von dieſem Feuerkörper als die Herzkammer oder das Haupt angeſehen werden. Alſo —

M. Seefeld. Das iſt eine recht klare Idee.

Rechtler. Alſo daß ich ſagen möchte: eine Eruption — ein Feuerauswerfen des Bergs Veſuvii iſt zu nehmen, zu betrachten und zu halten, wie bey denen Menſchen das Naſenbluten. Wie dieſes von Abundantia Sanguinis herrühret, alſo jenes von Abundantia oder Ueberfluß des Feuers. Ja — es können hier — (er ſteht auf, und pocht mit dem Stock auf den Boden —) hier unter uns Adern bis hin zum Veſuvio gehen! Ja!

M. Seefeld. Wird mein Sohn nicht eine Freude haben, ihnen das alles zu erzählen!

Rechtler. Dieß nicht. Denn es gehört ad Hiſtoriam naturæ, worauf ich im Patent angewieſen bin, ſie zu wiſſen. Aber andere Sachen, als von denen alten Götzenbildern, dem Capitolio und von gemalten Sachen, da kann er mir erzählen. Ich will auch gleich — obwohl ich eigentlich mit ihnen einen Diſcurs zu führen hätte, dennoch heim gehen.

M. Seefeld. Ich kann meinen Sohn holen laſſen.

Rechtler. Nein. Ich will dem Menſchen doch auch meine indeß angeſchafften Kugelbüchſen, Tulpenzwibeln und Præparata zeigen. Derweilen empfehle ich mich.

M. Seefeld. Auf Wiederſehen — und baldiges Wiederſehen!

Rechtler. Ehebaldigſt. Es ſoll mich doch verlangen, was aus dem Chriſtiano geworden iſt. (ab)

Eilf-

Eilfter Auftritt.

Vorige. (ohne Rechtler)

M. Seefeld. Dem Himmel ſey Dank, daß er fort iſt! Was haſt du?

Ludwig. Ach! wenn es leicht zu ſagen wäre, ſo wüßten ſie es lange ſchon.

M. Seefeld. Du ängſteſt mich.

Ludwig. Ach, Mama! Sie werden mich haſſen.

M. Seefeld. Haſſen? — Ludwig — werde ich dich nicht einmal bedauern können?

Ludwig. Iſt der nicht ein Gegenſtand des Mitleids, der die Liebe einer ſolchen Mutter verlieren muß?

M. Seefeld. Mein Kind! (gerührt) So rede doch! Du wendeſt dich an einen Richter, der gerne verzeiht.

Ludwig. Ja, das macht mir Muth! Ich will reden. Sanfte Empfindung, Zärtlichkeit — iſt es nicht das Erbtheil meiner guten Mutter? Ich bin nicht weiſe mit dieſem Schatze umgegangen. Zufall, Schönheit reizten mich — ich liebe — eine Müllerstochter.

M. Seefeld. (ſehr ernſt) Ludwig!

Ludwig. Dieß Mädchen hätte — ich kann es nicht verſchweigen — durch ein lebendes Weſen Rechte auf mich, wenn ſie meines Standes wäre.

M. Seefeld. (zornig) Was iſt das?

Ludwig. Sie haſſen mich?

M. Seefeld. Ich verabſcheue dich!

Ludwig. So bin ich verloren, ſo iſt mir das Leben verhaßt. Ich — werde Rath ſchaffen — Nur das unſchuldige kleine Weſen ſey ihnen empfohlen. (geht)

M. Seefeld. Ludwig!

Ludwig. (kehrt um)

M. Seefeld. Was ſoll ich thun? — Ich müßte dir nicht verzeihen, und — kann dich nicht troſtlos gehen laſſen.

Ludwig. Sie geben mir das Leben wieder.

M. Seefeld. Hätte ich nur nicht deine Heurath ſchon negozirt, und bey dem guten Anſchein davon geſprochen!

Ludwig. Das weis das Mädchen.

M. Seefeld. Das gilt gleich.

Ludwig. Sie macht Anſprüche —

M. Seefeld. Die du doch nicht erfüllen wirſt?

Ludwig. Nein, aber —

M. Seefeld. Möchte die alberne Dirne ſich doch andere Träume noch in den Kopf geſetzt haben!

Ludwig. Aber ſie iſt kühn —

M. Seefeld. Und ich bin feſt.

Ludwig. Sie wird Stürme wagen, die uns in Verlegenheit ſetzen können.

M. Seefeld. Eine Müllerstochter? Alle Ungemächlichkeiten sind ihr doch ersetzt?

Ludwig. Davon hat sie nie etwas wissen wollen.

M. Seefeld. Das muß sie, das muß sie. Sorge dafür! zwinge sie dazu.

Ludwig. Eben ihre höhern Ansprüche —

M. Seefeld. Daß ich davon nie höre! nie! Dieß zu endigen und diese Unannehmlichkeiten zu ebnen, das sey deine Strafe. Da — nimm den Ring. Er ist hundert und fünfzig Thaler werth — er mag verloren seyn — nur daß du dem Geschöpf an Generosität nicht nachstehest.

Ludwig. Sie thun viel, aber dennoch fürchte ich, es wird —

M. Seefeld. Fürchten? fürchten? Bring die Sache zu Ende. Um vier Uhr verlange ich einen schriftlichen Revers, daß sie zu Ende ist. Jyt gehe — und — wenn du fürchten willst, so fürchte mich. Ich habe dir den Fehler der Jugend und Leidenschaft verziehen — den Mangel an festem Charakter würde ich dir nicht verzeihen — Keine Einwendung — geh und handle!

Ludwig. (geht ab)

Zwölfter Auftritt.

Mad. Seefeld. (allein)

Ich hätte ihn nicht so leicht wegkommen lassen sollen. Aber was thut man nicht, um das

Ver-

Vertrauen der Kinder in den Jahren zu erhalten, wo ſo Viele glauben, gar keine Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn!

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Sprichſt du mit dir ſelbſt?

M. Seefeld. Das iſt um nichts ſchlimmer, als mit dir; denn von dir erhalte ich auch keine Antwort.

Seefeld. Itzt werde ich auch handeln müſſen, ohne dir zu antworten. — Im Allgemeinen will ich dir nur ſagen, ich muß die Fehlſchritte wieder gut machen, die in der Erziehung meiner Kinder gemacht ſind.

M. Seefeld. Fehlſchritte? Ich habe ſie erzogen.

Seefeld. Das war der größte Fehlſchritt meines Lebens.

M. Seefeld. Undankbarer Mann!

Seefeld. Heiße mich lieber einen ſchwachen, albernen Mann.

M. Seefeld. Und was ſoll nun auf einmal noch geſchehen, daß alles anders wird?

Seefeld. Alles ſoll aufhören zu ſcheinen, alles ſoll ſeyn. Keines von meinen Kindern ſoll für klüger, für weiſer, für beſſer gehalten werden, als es iſt. Niemand von uns ſoll für reicher gehalten werden, als er iſt. Darauf

will ich all meine letzte Kraft und alle Gewalt verwenden.

M. Seefeld. Was iſt das?

Seefeld. Keine Scheinmenſchen, keine Scheinhaushaltung ſoll mehr ſeyn — alles Wirklichkeit. Willſt du das ſo mithalten?

M. Seefeld. Ich werde meine Sorge fortſetzen, wie bisher; niemals aber werde ich mein Wort und mein Anſehen zu Thorheiten hergeben, die uns Alle lächerlich machen.

Seefeld. Bey Gott! Du haſt mich lächerlich gemacht, und deine Kinder unglücklich.

M. Seefeld. Warum hätteſt du das nicht früher geſehen, wenn es wäre?

Seefeld. Als ich jung war und leichtſinnig, hat dein Geiſt mir die Herrſchaft entriſſen, und deine Liebenswürdigkeit lieh dem Unrecht eine glänzende Außenſeite. Als meine Kinder klein waren, war dein Einfluß unmerklicher, deine Grundſätze unſchädlicher. Als meine Kinder erwachſener wurden, war ich in Arbeit begraben und von Gewohnheit betäubt. Iyt, da meine Kinder Männer ſind, und leben wollen, und überall verſchloſſene Ausſicht haben, und mir das Grab nahe iſt — kein Reiz mich mehr betäubt; iyt bin ich fürchterlich erwacht — iyt will ich den Schutt aufräumen, noch retten, was zu retten iſt, und dich fragen, bitten, beſchwören, hilf mir die Laſt leichter machen,

machen, die auf meinem Herzen ruht, und mich zum elenden Menſchen macht.

M. Seefeld. Itzt, da du die Flecken, die unmerklich ſind, die Hinderniſſe, die zu überſteigen ſind, zu Laſtern und Unglück machſt, mich zu einem elenden Weibe herabwürdigeſt, itzt will ich auf meinen Grundſätzen ruhen, mir ſelbſt Gerechtigkeit geben, und ſagen, daß ich ſtolz auf meine Erziehung bin, und daß ich, was ich aus Syſtem gethan habe, nicht und um keinen Preis ändere.

Seefeld. Wir ſind nicht mehr jung; es iſt nicht aus Laune, wenn wir uns entzweyen — überlege es. Willſt du nachgeben?

M. Seefeld. Nein! nein!

Seefeld. Nun gehe ich meinen Weg ſtandhaft. Geh du den deinen, wie du willſt und kannſt.

M. Seefeld. Mach nicht, daß ich es bereue, daß ich irgend einen Weg jemals mit dir gegangen bin.

Seefeld. Beweinen muß ich es, daß meine Liebe ſich zu einem Weibe wendete, die Mann und Kinder ihrer Beleſenheit opfert.

M. Seefeld. Beweinen muß ich es, daß ich mich an einen Mann hingab, der muthwillig die Talente ſeiner Kinder unterdrückt, da er ſie heben könnte, und das redliche Bemühen einer ſorgſamen Mutter mit Kälte und Undank lohnt. (ab)

Seefeld. Unſelig iſt der Mann, der eine Hausfrau ſucht, und findet — ein gelehrtes Weib. (ab)

Dritter Aufzug.

(Das vorige Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Sophie. (iſt im Zimmer) Mad. Seefeld (kommt dazu)

M. Seefeld.

Wo iſt dein Vater?

Sophie. Hier neben im Zimmer.

M. Seefeld. Soll ich dich immer ohne Beſchäftigung finden?

Sophie. Meine Empfindung iſt ſo ſehr mit der Zukunft beſchäftigt.

M. Seefeld. Was willſt du hier?

Sophie. Mit dem Papa ſprechen, weil ſie mich nicht hören wollen.

M. Seefeld. Das hat keine Eile. Sey ſo gut und geh.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Was iſt das für ein lauter Wortwechſel?

Sophie. (geht ab)

Mad. Seefeld. Es ſcheint, deine Grillen gehen in noch ſonderbarere Handlungen über. Haſt du den Bedienten abgeſchafft?

Seefeld. Ja.

M. Seefeld. Warum?

Seefeld. Dir ein Beyſpiel zu geben, daß die Kammerjungfer überflüſſig iſt.

M. Seefeld. Und welche Bedienung ſollen wir künftig haben?

Seefeld. Die, welche unmittelbar nöthig iſt.

M. Seefeld. Wir haben keine Schulden.

Seefeld. Wir wollen keine machen.

M. Seefeld. Wir haben anſehnliche Beſoldung —

Seefeld. Und doch nichts geſpart.

M. Seefeld. Das wär itzt auch etwas ſpät.

Seefeld. Beſſer ſpät als gar nicht.

M. Seefeld. Warum haſt du das nicht früher bedacht?

Seefeld. Leider, leider, leider!

M. Seefeld. Wir haben bisher ſo gelebt.

Seefeld. Das war unrecht.

Mad. Seefeld. (heftig) Wir ſind eines Standes, der erfordert —

Seefeld. Daß wir keines höhern Standes ſcheinen wollen.

Mad. Seefeld. Ein geheimer Secretär hat den Rang eines —

Seefeld. Bürgerlichen Staatsdieners.

Mad. Seefeld. Man möchte von Sinnen kommen!

Seefeld. Daß man ſo ſpät zu Sinnen kommt? allerdings.

Mad. Seefeld. Ohne Wortſpiel — was iſt der Zweck deiner Neuerungen?

Seefeld. Unterhalt meiner Kinder.

Mad. Seefeld. O ſie haben bisher gelebt —

Seefeld. Witthum für meine Frau.

Mad. Seefeld. Ich habe mich noch nie in Rechnung gebracht.

Seefeld. Leider!

Mad. Seefeld. Und kann mich auf meine Kinder verlaſſen.

Seefeld. Nein!

Mad. Seefeld. Wird denn alles im ganzen Hauſe nach dem Maaßſtabe verändert?

Seefeld. Alles.

Mad. Seefeld. Um das Mährchen der Stadt zu werden?

Seefeld. Bisher waren wir das auf eine theure Weise; itzt wollen wir es auf eine wohlfeile Weise werden.

Mad. Seefeld. Treib mich nicht aufs äußerste.

Seefeld. Ungern.

Mad. Seefeld. Du weist von jeher, ich war entschlossen.

Seefeld. Ich war es leider nicht.

Mad. Seefeld. Ich setze durch, was ich anfange.

Seefeld. Von nun an ich auch.

Mad. Seefeld. Du solltest lieber die ganze Haushaltung in eine Quackerfamilie verwandeln.

Seefeld. Ihr Fleiß, ihre Sparsamkeit und Gutmüthigkeit soll die Grundlage meines Systems werden.

Mad. Seefeld. Man wird mit Fingern auf uns deuten.

Seefeld. Die ersten acht Tage.

Mad. Seefeld. Und wie das alles mit den reichen Kleidern, den schönen Möbels kontrastiren wird! wie sich das so allerliebst vereinigen lassen wird!

Seefeld. Wenn sich es nicht vereinigen läßt, so müssen reiche Kleider und schöne Möbels fort.

Mad. Seefeld. Was?

Seefeld. Fort.

Mad. Seefeld. Daß wir Bankerotierer scheinen?

Seefeld. Daß wir keine werden.

Mad. Seefeld. Das geht zu weit. Träume dir eine Welt, wie du willst; aber wenns zum Ausführen kommt, so vergiß nicht, daß ich einen Willen habe.

Seefeld. Der von meinem Willen geleitet seyn muß.

Mad. Seefeld. — Ist das der Mann, der sich so sehnlich um meine Hand bewarb?

Seefeld. (ernst) O Gott! Du warest ein liebenswürdiges Mädchen!

Mad. Seefeld. Der mich mit tausend Thränen gebethen hat, die Seinige zu werden?

Seefeld. Darinn liegt eben das Unglück, darum bist du die Tyrannin meines Herzens geworden, statt daß du der Trost meines Herzens seyn solltest.

Mad. Seefeld. Ich muß mir also sagen, daß Außenseiten, die zufällig deinem Ideal entsprochen haben, diese Jahre her etwas über dich vermochten, daß sie verschwunden sind, und daß nun —

Seefeld. Daß nun nichts meine Ueberzeugung besticht. Ich wende mich an deine Vernunft, an dein Herz. Laß uns das Heil unserer Kinder schaffen, so gut es — so spät — noch geschehen kann. Karoline! laß uns unsern Bund erneuern, die unlautern Leidenschaften

ten ruhen. Gegenseitige Dankbarkeit und Achtung sollen ihn heiligen, er ist um so edler.

Mad. Seefeld. Achtung? Ich dächte wohl, ich hätte von alten Zeiten auf Achtung Anspruch zu machen — und auf Dankbarkeit.

Seefeld. (wehmüthig) Karoline!

Mad. Seefeld. Und Billigkeit würde sie mir gewähren. Aber zur Billigkeit gehört ein edlerer Sinn als der, einer Frau zu sagen, daß mit der Gewalt der Reitze die Rechte der Natur sich mindern oder aufhören.

Seefeld. (nach einer Pause) Karoline! — Die Erschütterungen des Herzens sind in meinen Jahren nicht mehr wohlthätig. — Du hast mich vor das Bild einer fürchterlichen Zukunft geführt — Geh — vielleicht daß mit deiner Entfernung dieser Augenblick mir aus dem Gedächtniße kommt!

Mad. Seefeld. Ich sehe, ich kann mich nur auf die Rechte verlassen, welche die Gesetze mir erhalten. — Ich erinnere dich also in Zeiten, daß ich diese ganz gebrauchen werde. (geht ab)

Dritter Auftritt.

Herr Seefeld. (allein)

Ja wohl habe ich um ihre Hand gefleht. Das war verkehrt, und von daher — geht alles verkehrt.

Vierter Auftritt.

Herr Seefeld. Ludwig.

Ludwig. Sie haben befohlen, daß ich kommen soll.

Seefeld. Dir ein-für allemal zu sagen, daß du mir ganz und gar mißfällst.

Ludwig. Sie werden so gütig seyn, sich zu erklären, warum?

Seefeld. Dein Betragen ist ohne Ernst, deine Arbeiten sind ohne Fleiß.

Ludwig. Ich bin jung.

Seefeld. Der weitste Weg ist noch vor dir.

Ludwig. Die Arbeiten — lieber Himmel — die haben ihren von uralten Zeiten angewiesenen Gang. Man hat zu beyden Seiten Geländer, und trabet so fort.

Seefeld. Die Räthe klagen über dich.

Ludwig. Weil mein Rock einen andern Schnitt hat, und meine Schnallen eine andere Form.

Seefeld. Es ſind Leute von Verdienſt dabey.

Ludwig. Nun ja, von Tagelöhner-Verdienſt.

Seefeld. Thörichter Menſch! — Dem Fleiſſe, dem eiſernen Fleiße dieſer treuen Arbeiter danken ſeufzende Partheyen das Ende ihrer Prozeſſe. So wie ſie ſollſt du werden; du ſollſt der Menſchheit dienen — mit ſaurer Mühe dienen, oder du ſollſt wiſſen, daß ich den Muth habe, dich da wegzunehmen, und vor der Welt deine Unfähigkeit zu erklären.

Ludwig. Wenn ich, ohne ſie zu erzörnen, die Wahrheit ſagen darf, ſo ſehe ich nicht, was ich verlöre, wenn ich ſtatt, mit meinem Titel in dem Gerichtshofe ohne Sold zu fröhnen, mit meinem Titel ohne Sold zu Hauſe liebe.

Seefeld. Du haſt Recht. Ein Thor war ich, daß ich mich treiben ließ, dieſen Titel für dich zu ſuchen. Kindlich wäre es geweſen, mein Unrecht mir nicht vorzuwerfen. Aber Unrecht haſt du, zu vergeſſen, daß du in meinem Sold ſtehſt und alſo arbeiten ſollſt.

Ludwig. In ihrem Sold — Sie ſagen das mit einer beſondern Bitterkeit. Sind ſie nach philoſophiſchen Begriffen —

Seefeld. Ja ja! Eure Philoſophie iſt ein Wegweiſer, der ſich wenden läßt nach jeder Straße, die euch gemächlich dünkt. Ich wünſche

ſche nur, daß alles das, was ihr itzt philoſophiſche Begriffe nennt, uns nach gerade nicht um die ehrlichen Begriffe bringen möge. Mit Einem Worte, du biſt ein ſchlechter Arbeiter, und deshalb ſetze ich das, was du von mir bekommſt, auf die Hälfte herab, bis du verdienen wirſt, es ganz wieder zu erhalten.

Ludwig. Dieſe Hälfte läßt ſich indeß verwenden, meinem Bruder das Studium der Antiken zu belohnen. (geht ab)

Fünfter Auftritt.

Herr Seefeld. (allein)

Ach, wenn ich doch nur Zorn haben könnte! — aber ich möchte herzlich weinen. Ich fürchte, der Verſuch, mein Haus auf den Weg der Ordnung zu bringen, wird mir das Leben koſten.

Sechster Auftritt.

Herr Seefeld. Heinrich.

Seefeld. Komm her, Junge! ich muß wiſſen, was aus dir werden ſoll. Willſt du ſtudieren, oder nicht?

Heinrich. Nicht.

Seefeld. Was willſt du denn treiben?

Hein-

Heinrich. Ja — ich habe nicht daran gedacht. Eben etwas, wobey ich mich regen und bewegen muß. Laſſen ſie mich zur See gehen.

Seefeld. Das iſt nichts. Willſt du Kaufmann werden?

Heinrich. Die Ziffern und das Griechiſche — das kommt auf Eins heraus.

Seefeld. Willſt du Soldat werden?

Heinrich. — Reiter? ja; aber ſonſt nicht.

Seefeld. Warum gerade Reiter?

Heinrich. Weil's geſchwind geht.

Seefeld. Es hat auch Schwierigkeiten.

Heinrich. Wann könnte ich wohl anfangen zu dienen?

Seefeld. Ich will mich verwenden, ich will's nachſuchen.

Heinrich (mit Feuer) Papa — das Regiment kriegt nichts Schlechtes an mir.

Seefeld. Das hoffe ich.

Heinrich. Ich habe noch nichts geleſen, was ich nicht auch thun könnte.

Seefeld. Thu dein Beſtes, werde brav.

Heinrich. Wie meynen ſie, daß ihnen zu Muthe ſeyn wird, wenn ſie einmal leſen: „Lieutenant Seefeld hat da mit dreyßig Mann zwey hundert verjagt;" und wenn ſie mich beſuchen, und die alten Kerls machen ihnen Platz und richten ſich, weil ſie mein Vater ſind. Das iſt dann ein ander Ding, als wenn ſie in der Kanzley hinter meinem Stuhl her giengen.

Seefeld.

Seefeld. Gut, gut! Du kannſt es weit bringen. Aber überlege es — nun kommt erſt lange Zeit der Kadettendienſt —

Heinrich. Gemeiner! nichts Kadet!

Seefeld. Es iſt mir um ſo viel lieber. Aber das ſpäte Avancement?

Heinrich. Nein, nein, nein! Ich avanzire bald; den ganzen Tag will ich etwas thun. Jeden Hügel wie eine Batterie, jeden Trupp Pferde wie ein Detaſchement anſehen, und immer denken, wie komme ich dem Dinge bey? Nun will ich zeichnen lernen — mit den alten gedienten Böcken reden; und lernen — lernen, wo zu lernen iſt. Giebt's Krieg — hoho — da bin ich gleich bekannt. Bleibt's Friede — je nun, ſo muß mir doch mein ganzer ehrlicher Wille ſo zu Gatten kommen, und, wenn der General uns anſieht, ſo aus den Augen blitzen, daß er gezwungen wird, dem König zu ſagen: „Ew. Majeſtät, da ſehen ſie den Kerl, ſo hat das Regiment Keinen mehr!“ Laſſen ſie mich machen, Papa! — Die Bauern ſollen ſich bey meinem Namen noch oft genug einen Rauſch antrinken.

Seefeld. Und wenn ich dann einſt leſe — „Da und da ward der brave Seefeld zuſammen gehauen?“

Heinrich. Ey habe ich denn darum nicht alles das gewollt, was ich itzt ſage?

Seefeld. In Gottes Namen denn! du mein Letztgeborner ſtreite für dein Vaterland und deinen guten König. In Sieg, in Tod und Ehre haſt du deines Vaters Segen — Amen.

Heinrich. Vater — ich kann nicht weinen — aber die Augen brennen mich, und es wird mir enge auf der Bruſt. — Ich verſpreche es ihnen in die Hand — ich thue brav.

Seefeld. Und ſey menſchlich!

Heinrich. Das verſteht ſich. — Nun ſprechen ſie heute noch mit dem Herrn General?

Seefeld. Heute noch.

Heinrich. Itzt ſoll es ganz anders gehen, als bey der Grammatik. Ich bin ſo froh. Bin ich denn nicht gewachſen, ſeit ich mit ihnen ſpreche?

Seefeld. Du biſt mehr, als ich geglaubt habe.

Heinrich. Wollen ſie ſo gut ſeyn, und es der Mama ſagen? Sie ſetzt die Reden ſo ſpitz — dann bin ich kaput. (er geht) Und von nun an darf mich Niemand mehr kaput machen. (ab)

Siebenter Auftritt.

Herr Seefeld. Rechtler.

Rechtler. Ey, da iſt ja der Amicus.

Seefeld. Guten Tag, ehrlicher Rechtler!

Rechtler. Warum druckt ihr mir alſo die Hand?

Seefeld. Ha!

Rechtler. Die Cholera?

Seefeld. Nicht doch! ich habe eben dem König einen braven Rekruten gegeben — mein Heinrich wird Kavalleriſt! Der Menſch wird gewiß brav.

Rechtler. Will denn ſein Ingenium da hinaus?

Seefeld. Zum Sitzen taugt er nicht, und Feuer hat er — in Gottes Namen denn.

Rechtler. Alpha und Omega — Ja das muß bey jedem menſchlichen Unternehmen das, Fac totum ſeyn. Wenn aber der Menſch nicht ſtudieren will, wollte ich, ihr machtet meines Gleichen aus ihm; einen Chirurgum, und dann einſt mit Gottes Hülfe einen Staabs-Chirurgum.

Seefeld. Lieber Freund —

Rechtler. Keinen beſſern Pfing kann man treiben. Nehmet ſelbſt — dem Menſchen iſt nichts lieber als das Leben. Hat nicht unſer einer, vermöge ſeines Wiſſens, quaſi den Kapitalſchluſſel zur Lebensthür? Ergo —

Seefeld. das iſt ganz gut, aber —

Rechtler. Ganz gut? Sehr gut! Ergo — indem ich Herr und Corrector der menſchlichen Gebrechen bin — werde ich nach und nach entweder

weder aus der Patienten Dankbarkeit oder Angst — Herr ihres Willens. Begriffen?

Seefeld. O ja!

Rechtler. Armer Patienten Wille ist — das Himmelreich. Nun, die Assignationes dahin geben einen festen Tritt und guten Schlaf. Reicher Patienten Wunsch und Wille ist — die Zeitlichkeit cum Annexis von Küche, Keller, et cætera; wie ich dergleichen reicher Patienten Willen bis in meinen Beutel, Keller und Zimmer leiten kann, und meine vermöge meines Fleißes leite — das besagen meine Capitalia, Fuderfässer und Mobilia — Ergo hätte ich dem Henrico gewünscht, er möge — Lebens-Kapitalschlüsselverwalter — heißt Chirurgus, werden.

Seefeld. Ja, wenn sein Ingenium dahin wollte, hätte ich mir euch zum Führer erbethen.

Rechtler. Hätte mich angebothen. Hm, hm! Amicus! Eurer Kinder Ingenia sind gar besonders geführt.

Seefeld. Das weis Gott!

Rechtler. Seht ihr's ein? Kommt euch der Glaube? Ich habe es euch oft gepredigt. Salvavi Animam. Da ist der Christianus. Ein feiner Mensch, aber zu fein. Er ist bey mir gewesen.

Seefeld. Wie findet ihr ihn?

Rechtler. Absonderlich. Ich muß sagen, er hat mir zu keiner Zeitkürzung gedient. Auf

alle meine Fragen — ja und nein. Keine Descriptiones — keine Deutlichmachung. Mit Einem Wort, er lebt nicht allhier sondern in Wälschland.

Seefeld. Das fürchte ich.

Rechtler. Mag seyn, daß die Antiken seinen Geist einnehmen, wie er verlauten läßt; aber er hätte mich doch für eine lebendige, nicht berühmte, aber gute Antike ansehen mögen, die ihn noch dazu über die Taufe gehalten hat.

Seefeld. Er hat dich immer lieb gehabt.

Rechtler. Vor meinen Töchtern — die gleichwohl saubere honette Kinder sind — stand er da, schlug die Arme unter, und gähnte; das hat mich geärgert. Und denket doch, der Hektor schien ihn noch zu kennen, er kam unter dem Ofen hervor — der alte Hektor, und wedelte ihn freundlich an — er aber wußte nichts mehr von ihm, und hat ihn doch viel hundertmal lassen über den Stock springen.

Seefeld. Ja ja, seine Reisen haben den Kopf bereichert, aber sonst —

Rechtler. Was soll er nun hier bey uns prakticiren?

Seefeld. Davon ist die Rede.

Rechtler. Wollt ihr meinen Rath haben? Ich ließe das träge Roß brav im Landfelde traben, ja eil: scharf und viel arbeiten. Ich würde ihm sagen — „Mi Fili Christianæ, du kleidest deinen Leib, du deckest deinen Tisch von

nun

nun an selbst. Es ist nicht vonnöthen, daß ich es thue, es seye dann, du werdest krank, wovor dich Gott bewahre!“

Seefeld. (reicht ihm die Hand) Das soll geschehen.

Rechtler. Denn wohin soll es mit euch, Amice? Ihr rafft alle Arbeiten zusammen und quält euch zu Tode mit Dingen, die nicht in euern Dienst gehören, um Geld zusammen zu scharren, was die Filii vertragen. Das geht nicht mehr. Euer Puls ist ungleich — eure Kräften nehmen ab — euer Blut war neulich schwarz; also lasset nach. Es wird Abend mit euern Lebenstagen — Setzt euch an die Thüre, sehet in das Weltgetümmel hinaus, und ruhet.

Seefeld. Ich wäre es mir wohl schuldig.

Rechtler. Euch und den Euern. Denket, was ist es doch, wenn einmal an einem heißen Nachmittage zwischen den Aktenstößen euer Leichnam zusammen fiele. Nicht doch! Spannet bey Zeiten aus — und will die junge Welt des Lebens pflegen — so hebe sie den Karren auf und spanne ein. Das wäre so mein freund-heilsamer, medicinisch-christlicher Rath bey der Sache, Amice! reflektiret darauf. (geht. An der Thüre begegnet ihm).

Achter Auftritt.

Madam Seefeld. Vorige.

Mad. Seefeld. Man sucht dich —
Seefeld. Wer?
Mad. Seefeld. Der Herr Kanzelliſt.
Seefeld. (geht ab)

Neunter Auftritt.

Rechtler. Madam Seefeld.

Mad. Seefeld. Nun — kann ich es doch kaum erwarten, bis ich ſie ſehe — Was ſagen ſie zu meinem Chriſtian?

Rechtler. (altmodiſch höflich) Hm! Eine feine Perſon!

Mad. Seefeld. (mit Bedeutung) Es hat ihm ſehr bey ihnen gefallen.

Rechtler. Viel Ehre.

Mad. Seefeld. Nur zu ſehr, denke ich.

Rechtler. Wie ſo?

Mad. Seefeld. Das hübſche Julchen! in Einem weg ſpricht er von ihr.

Rechtler. Das ſollte ich kaum meynen.

Mad. Seefeld. Ja, es iſt ſehr begreiflich, daß ein junger Menſch von ihrem intereſſanten Weſen ſich ſchnell eingenommen fühlt.

Rechtler. Nun, ich muß ſagen, das Kind iſt bey Gott und Menſchen beliebt.

Mad. Seefeld. Sie haben ihr eine treffliche Erziehung gegeben.

Rechtler. Geradeweg. Frische Farbe und ein gutes Herz hat sie von Gott. Gute Haushaltungs-Principia, eine firme Kanzleyhand, eine vernehmliche Lesart hat sie von mir. — Nun stehe ich denn da, und warte den Käufer ab, der mir meine Waare abnehmen wird.

Mad. Seefeld. Da möchten sie wohl nicht lange warten dörfen, wenn's nur darauf ankäme.

Rechtler. Nun freylich ist mir nicht jeder Käufer recht.

Mad. Seefeld. Ach, ich habe lange eine Lieblingsidee gehegt — gerade heraus gesprochen, gerader Mann — Was würden sie wohl von meinem Christian sagen?

Rechtler. Als Käufer?

Mad. Seefeld Als Sohn.

Rechtler. Könnte ihn nicht acceptiren.

Mad. Seefeld. (erstaunt) Nicht?

Rechtler. Ich habe darüber meine besondern Ideas. Die sich so viel mit den Statuen abgeben — haben kuriose Einfälle, die denn, ab und an, wunderliche Principia veranlassen; aus denen nicht ein antiquer sondern ein moderner Ehestand folgt.

Mad. Seefeld. Haben sie sonst keine Einwendung?

Rechtler. Mein Kind geht geradeweg, weis nicht auszubiegen, und die Weltmänner wollen fein gefaßt seyn.

Mad. Seefeld. Darüber seyn sie ruhig. Darüber —

Rechtler. Habe ich absonderliche Experimenta gemacht. Dann wollte ich wohl, es käme so ein wohlhabenter Pachter, oder dess etwas.

Mad. Seefeld. Das ist eine Grille.

Rechtler. Jede Frucht will in ein Land gesetzt seyn, wo sie gedeihen kann. Sollte ich aus unserer Stadt dem Mädchen einen Mann suchen? Nein! unsere Stadt hat keine Jugend.

Mad. Seefeld. Wie soll ich das verstehen? bey der Menge junger Leute?

Rechtler. Junge Leute? Jung nach dem Taufschein, aber uralt an Lebenskräften; und die Seele geht mit dem Körper.

Mad. Seefeld. Das ist wahr, aber —

Rechtler. Ja, ja! Ich entsetze mich manchmal, wenn ich so meine Pfeife rauche, und sehe diese Wesen in anderhalb Elle Tuch geschnurt, auf den unsichern Knöchelchen über die Gasse hin stolpern! Das wäre denn allenfalls Schickung. Aber quoad intus — innerlich — ist's noch gräßlicher. Es sind Büchermännchen — ohne eigene Gedanken und Willen. Einen schönen Morgen gähnen sie an,

und wenn ihnen ein hübſches Mädchen vor die zwey gläſernen Auxiliaraugen kommt, — gehen ihnen die Augen über. Sie ſpenden dumme giftige Reden an ſie aus — und ſchlafen ein über ihrem böſen Willen. Nun frage ich, was mag doch ein wackeres Mädchen mit ſo einem Titularmann anfangen?

Mad. Seefeld. (kaum an ſich haltend) Und ſo, wie ſie da einen Menſchen beſchreiben, ſo finden ſie meinen Chriſtian?

Rechtler. Was das Böſe anlangt, — könnte ich es zur Zeit noch nicht von ihm ſagen; aber was das Langweilige anlangen will, allerdings. Dann — ſie nehmen's nicht übel, hat der Chriſtianus keinen feſten Fuß in der Welt.

Mad. Seefeld. Was heißt das?

Rechtler. Keine Beſtimmung für Kleidung, Nahrung und Wohnung. Sein Wiſſen iſt eines reichen Mannes Wiſſen. Lebte er von meiner Tochter Gelde, ſo könnte das Mädchen einen Uebermuth bekommen, und alles, was ich ſo ſchön gezogen habe, könnte in einen wilden Auswuchs übergehen. Mithin laſſen wir die Gedanken fahren.

Mad. Seefeld. Allerdings! wenn ſie die Mamſell Tochter weggeworfen glauben.

Rechtler. Ich hoffe, ſie ſollen deshalb keinen böſen Animum gegen mich und mein Juſchen hegen.

Mad. Seefeld. (kurz) Ganz und gar nicht.

Rechtler. Es wäre mir leid, wenn mir derohalben bey meinem alten guten Freunde das Pfeifchen in der Abendſtunde nicht ſollte vergönnt werden, denn ich bin ein wahrer Freund von dem alten Knaben.

Mad. Seefeld. O das haben ſie bewieſen.

Rechtler. Möchte es in Procinctu beweiſen, wenn ſie mich ſonder Heftigkeit anhören wollten.

Mad. Seefeld. O reden ſie nur!

Rechtler. War wirklich ſchon vorhin deßhalb hier — Das Kind, die Sophie, ihre Tochter iſt ein ſcharmantes Mädchen.

Mad. Seefeld. Hat etwa dieß junge Mädchen auch keine Jugend?

Rechtler. Omnino, habet! Eine friſche, tugendhafte Jugend; das ſehe ich denn nicht allein.

Mad. Seefeld. Sehr vermuthlich.

Rechtler. Das ſieht auch der Kanzelliſt Schmidt.

Mad. Seefeld. Was iſt das?

Rechtler. Und mag es ſehen, denn —

Mad. Seefeld. Sehen? O ja; aber das iſt auch alles.

Rechtler. Denn er iſt ein Ehrenmann. Aber ich merke Geheimniß in der Sache, als —

Mad.

Mad. Seefeld. (heftig) Geheimniß?

Rechtler. Als heimliche Promenaden und Briefchen —

Mad Seefeld. Wiſſen ſie das gewiß?

Rechtler. Derohalben, da ich nicht weiß, ob es Dero Plan mit ſich bringt, warne ich vor Schaden, da das Feuer noch möchte zu löſchen ſeyn.

Mad. Seefeld. Zu löſchen? Zu vertilgen bis auf den letzten Reſt, der Feuer nähren könnte! (ſie ſchellt mit Heftigkeit dreymal hinter einander.)

Rechtler. Was ſoll das geben?

Mad. Seefeld. Löſchanſtalten.

Zehnter Auftritt.

Henriette. Vorige.

Mad. Seefeld. Ruf Sophien, gleich den Augenblick.

Henriette. (geht ab)

Rechtler. Mit dem Sturmläuten wecken ſie meinen alten Freund.

Mad. Seefeld. Ich will ihn wecken, er ſoll ſehen und hören.

Rechtler. Und den Tod davon tragen?

Mad. Seefeld. Ungerathenes, verächtliches Mädchen!

Rechtler. Verächtlich? das iſt ſie nicht. Wenn das ein Anderer von ihr ſagte, dem

wollte ich einen beſſeren Begriff inoculiren. Ich habe ihren Mann nicht alteriren wollen, wenn de mich deshalb an ſie, und ſie —

Mad. Seefeld. Ganz recht. Ich weis, was zu thun iſt.

Rechtler. Hm! — Ich an meines alten Freundes Stelle würde längſt gewußt haben, was zu thun wäre. Daß er es nicht thut, rührt ex anima Nervorum Senſibilitate Da hilft aber weder Eiſenfeile, noch Schwalbacher-Waſſer, wenn anderwärts her ein verderbtes Morale dieſen Kräften entgegen ſtrebt. (geht ab)

Mad. Seefeld. Alberner Quackſalber!

Eilfter Auftritt.

Herr Seefeld. Schmidt. Madam Seefeld.

Seefeld. Herr Schmidt iſt aufgefordert, mir eine Nachricht zu geben, die mich ſehr beugt, und alle unſere Aufmerkſamkeit fordert, um klug und gerecht zu handeln.

Schmidt. Ich mache ihnen Kummer, das thut meinem Herzen weh. — Ich habe nur die Beruhigung dabey, ihnen gröſſeren Kummer verhütet zu haben.

Seefeld. Er wendete ſich oft an Ludwig, der ihn mit Spott lohnte.

Mad Seefeld. Was iſt mit Ludwig?

Seefeld.

Seefeld. Ein gutes armes Mädchen wird das Opfer ſeiner — ach, ich entſchuldige ihn, wenn ich ſage, ſeiner Leidenſchaft.

M. Seefeld. Die Geſchichte weis ich.

Seefeld. Die weißt du?

M. Seefeld. Von ſeiner Aufrichtigkeit, ſeinem kindlichen Vertrauen. Sie iſt abgethan. Aber was du nicht weißt —

Schmidt. Nein, Madam, ſie iſt nicht abgethan; und gerade deswegen hielt ich es für Pflicht —

M. Seefeld. Pflicht? Mein Herr Schmidt, blähen ſie ſich nicht mit moraliſchen Vortreflichkeiten. Das Wort Pflicht iſt mir verächtlich in ihrem Munde.

Schmidt. (betroffen) Madam —

Seefeld. (heftig) Was iſt das?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

M. Seefeld. Frag deine Tochter.

Schmidt. (bittend) O, Madam!

M. Seefeld. Wo gehen ſie promeniren, Mamſell, wenn Herr Schmidt ſich avanturiret, ſie zu begleiten; und was iſt der Inhalt ihrer geheimen Briefe?

Sophie. (zitternd) Daß — wir uns lieben, daß wir unglücklich ſind, daß das Schickſal uns trennen wird —

M. Seefeld. Dafür stehe ich.

Sophie. Daß wir Beyde unglücklich seyn werden; daß wir uns dann nie mehr sehen, und Jedes für das Andere bethen und weinen wollen.

Seefeld. Wie, mein Herr! so konnten sie mein Vertrauen mißbrauchen, mit offener Stirne mir gegenüber stehen, und den Mann ansehen, dessen Tochter sie unglücklich machen wollen?

Schmidt. Meine Armuth würde sie unglücklich machen, mein Herz nicht. Madam, ich bekenne mich strafbar, daß ich in meiner geringern Lage es wagen konnte, ihrer würdigen Tochter Liebe zu bekennen. (zu Herrn Seefeld) Ach, hätten sie mich vollenden lassen; alles wollte ich ihnen gestehen. Sie sind ein gerechter Mann. In ihres Sohnes Sache werden sie für das arme Mädchen entscheiden, sie müssen es. Dann würden sie auch hier der Armuth Leidenschaft nachgesehen haben — der Armuth und der Tugend. Ja, ich bin ein guter Sohn, ich arbeite mit allen Kräften — uns trennt der Rang und das Vorurtheil. (zu Mad. Seefeld) Ich bekenne, daß es sehr schwer ist, sich darüber wegzusetzen. Räumen sie ein, daß die Strafe, deshalb den Gedanken an eine glückliche Stunde auf Erden aufgeben zu müssen — das Vergehen sehr hart

bestraft

beſtraft — daß ich arm bin, und ein Herz habe. (will gehen)

Sophie. Bleiben ſie. Vater — Mutter! Wollen ſie das Herz, was nicht mehr mein iſt, einem reichen Wohllüſtling ſchenken, und es einem edlen Manne nehmen? Er iſt nicht reich. — Wenn ich nun jedem beſſern Verhältniße entſage?

M. Seefeld. Das ſteht nicht in deiner Macht.

Sophie. Wenn ich nun kein glänzenderes Glück kenne, als geliebt zu ſeyn? Wenn ich froh, dankbar und reich bin? zufrieden mit dem, was ſein Fleiß mir erwerben kann? — Soll ich denn für die ganze Zeit meines Lebens keine Stimme haben? Keine Stimme für die Zeit, wo ich nicht den Troſt habe, unter ihren Augen zu leben?

M. Seefeld. (wüthend) Das kannſt du hören?

Seefeld. Eine leidenſchaftliche Liebe macht ſelten glücklich, das iſt gewiß. Darum thue ich für itzt der Sache ſchlechterdings Einhalt.

M. Seefeld. Für itzt? Für immer, für ewig!

Schmidt. Vergeben ſie mir — Das Haus betrete ich übrigens nicht eher wieder, als bis auf ihren Befehl. (geht ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. (ohne Schmidt)

M. Seefeld. So läßt du ihn gehen? Mehr ſoll er ſeine Nichtswürdigkeit, ſeine Frechheit nicht fühlen?

Seefeld. Ach!

M. Seefeld. Und das ſaubere — „für izt"; welche männliche Würde, welches Ehrgefühl!

Seefeld. Ach! trage ich nicht genug an dem Vatergefühl, von meinem Kinde hintergangen zu ſeyn?

M. Seefeld. Was ließ ſich von der je anders erwarten?

Sophie. Nein, das Urtheil ſprechen ſie nicht über mich, mein Vater. Ich lebte ſtill und einfach für mich hin, ſuchte ihnen Freude zu machen, wo ich konnte, war ſtolz, wenn ein freundlicher Blick mich lohnte, und klagte es nur dem blauen Himmel, wenn ich verkannt wurde. Nein, das Urtheil ſprechen ſie nicht über mich.

Seefeld. Ich ſpreche es auch nicht.

M. Seefeld. Nicht? nicht?

Seefeld. Bey ihr iſt Uebereilung und kränkendes Geheimniß — bey Ludwig — Verbrechen! Ihre Ehe hindert die Armuth, Ludwigs Ehe das Laſter! Dieſe kann ich bedauern, Jenen muß ich verachten.

M. See-

M. Seefeld. Ludwigs Ehe? was soll das bedeuten?

Seefeld. Die Genugthuung, die er einem tugendhaften Bürgermädchen schuldig ist — und die er ihr, wenn sie tugendhaft ist, geben soll, oder mein Angesicht meiden auf ewig.

M. Seefeld. Nun und in Ewigkeit nicht —

Seefeld. Sie hat einen Vater —

M. Seefeld. Sie ist mit allen ihren Ansprüchen abgekauft.

Seefeld. Kannst du die Thränen einer verzweifelnden Mutter abkaufen? — das Recht eines Kindes auf seinen Vater? den Fluch eines grauen, alten Vaters, der an dieser Tochter seine einzige Freude hatte? — Kannst du ruhig seyn, wenn alles, was in der Natur ehrwürdig und heilig ist, seine laute Stimme gegen dich erhebt? — Wenn du das kannst, so weis ich den Undank, die Kälte und den Hohn meiner Kinder zu erklären. — Dein Werk ist es — und meiner Kinder Unglück die Frucht deines heillosen Stolzes, den Gott dir vergeben mag.

Sophie. O, lieber Vater!

M. Seefeld. Nun, so reiß deine Kinder herab von Stufe zu Stufe in die Klasse der Tagelöhner. Laß sie mit Schreibern ihr Glück machen, und alle Aussichten aufopfern an eine gemeine Dirne. Wurdige deine Frau herab vor ihren Augen, schaffe deiner Kinder Unrecht zum

Recht um, und ſey ſtolz auf die hohe Tugend deiner Popularität. Mir aber muthe nicht zu, Zeuge eines verkehrten Verſtandes, eines böſen Willens zu ſeyn. Laß mich fort. Thue, was du willſt, und häufe die Verantwortung auf dein Gewiſſen!

Sophie. (wirft ſich zu ihren Füſſen) Mutter! gehen ſie nicht — Vater! um Gottes willen! (die Mutter macht ſich los und geht ab)

Seefeld. Sieh, das war eine Ehe aus Leidenſchaft; lerne, was dir bevorſteht! (geht ab)

Sophie. Losgeriſſen von Liebe und Natur — wer erbarmt ſich meiner? (das Geſicht ſenkt ſich auf ihre gefalteten Hände, der Vorhang fällt)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Johann. (hernach) Ludwig.

Johann.

Mir aufzuſagen? Mir? Mir zuerſt? Ich überlebe es nicht.

Lud-

Ludwig. (kommt) Was haſt du?

Johann. Sie haben es gewußt, daß ich den Abſchied kriegen ſoll; Sie hätten mich warnen können. Sie ſind Schuld daran. Ich kann es nicht vergeſſen, es ſtößt mir das Herz ab.

Ludwig. Was iſt denn? Du kannſt jeden Augenblick einen beſſern Dienſt haben, als der war.

Johann. Das weis ich lange. Aber die Hoffnung, einen Hofdienſt zu kriegen, das Mädchen — und die will mich auch nicht. Der alte Vater hat mich ſo aus dem Hauſe geſchoben, daß ich den Hals faſt gebrochen habe.

Ludwig. (kalt) Haſt du denn jemals im Ernſte an das Mädchen gedacht?

Johann. Das gilt nun gleich — Bezahlen ſie mich!

Ludwig. Itzt kann ich nicht.

Johann. Wann denn?

Ludwig. Wenn — wenn —

Johann. Wenn der jüngſte Tag kommt? Genug, ich bin proſtituirt vor allen Bedienten, und das ſoll der alte Herr nicht umſonſt gethan haben. Mir ein Vierteljahr zahlen — daß ich nur gleich gehe? Ich gehe, aber ärgern muß ich den Alten. Er ſoll mir einmal wieder ſein rothes Zornpulver einnehmen, oder ich muß ein Gallenfieber haben. (gebt ab)

Ludwig. Inſolenter Kerl!

Zweyter Auftritt.

Ludwig. Sophie. Chriſtian.

Sophie. Da biſt du ja, Ludwig! — Lieben Brüder, ich bin herzlich bekümmert um das traurige Verhältniß unſerer Aeltern.

Ludwig. Wer iſt Schuld daran, als du? (geht ab)

Dritter Auftritt.

Vorige. (ohne Ludwig)

Sophie. Chriſtian, auf dich hoffe ich, auf dich rechne ich. Wende alles an, daß ſie beſſer ſtehen. Ich bitte dich mit heißen Thränen darum.

Chriſtian. Das ſind verdrießliche Dinge — Was iſt denn das für eine Geſchichte mit Ludwig und dem Müllersmädchen?

Sophie. Ludwig hat großes Unrecht.

Chriſtian. Er wird ſie doch wahrhaftig nicht heurathen ſollen?

Sophie Sagſt du das auch? Ich kenne dich nicht mehr —

Chriſtian. Ich kenne euch noch Alle. Das phantaſirt immer mit ſeinen Grundſätzen in andern Welten.

Vierter Auftritt.

Vorige. Mad. Seefeld.

M. Seefe d. (ſehr erhitzt) Was ſagſt du, Chriſtian — wie findeſt du deinen Vater?

Chriſtian. (zuckt die Achſeln)

M. Seefeld. Wie gefallen dir ſeine Plane?

Chriſtian. (kalt) Was iſt darüber zu ſagen? Er iſt älter geworden. Was mich betrifft, ſo iſt es mir unmöglich, hier zu bleiben. Die Menſchen hier ſind ſo kalt, ſo förmlich ſolche Geldmenſchen, daß man zum Zorn gereitzt wird, wenn man die Augen aufſchlägt.

M. Seefeld. Wenn du nur — Hm! (ſieht Sophien an) Man kann vor deines Vaters Räthen kein Wort reden.

Sophie. (geht ab)

M. Seefeld. Wenn du nur in Rechtlers Hauſe dich beſſer benommen hätteſt. Sein Vermögen —

Chriſtian. Sie iſt ein abſurdes Mädchen.

M. Seefeld. Aber ihr Vermögen —

Chriſtian. Und dann hätte ich den alten Kauz als Schwiegerpapa immer auf der Sohle gehabt. In alle Rechnungen hätte er ſich gemiſcht, alle meine Gänge belauſcht, jeden Gedanken mit ſeinem Beſſerwiſſen veracciſet — nein, Mama, das iſt nichts. — Ich gehe niemals wieder hin. (er geht auf und ab)

M. Seefeld. Es trifft alles so widerwärtig zusammen. Wenn du indeß vor der Hand, gleichsam nur nebenher, zu einer Advocatur —

Christian. In keinem Fall.

M. Seefeld. Nur um etwas —

Christian. Nein! Auch habe ich die Rechtschikanen so gut als vergessen. Wer nur einmal für das Schöne, Große lebendig fühlt — wie taugt er zu einer Brodwissenschaft? Ich warte es ab.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ludwig.

M. Seefeld. Ludwig, was hast du gemacht? Du hast die Einfalt gehabt, dem Mädchen schriftliche Versprechungen zu geben?

Ludwig. Im Augenblick der Leidenschaft —

M. Seefeld. Diesen Unverstand werde ich dir niemals vergeben. Unbesonnener Mensch!

Ludwig. Das hat nichts auf sich. Die Ungleichheit verbietet alle Ideen von einer Heurath.

Mad. Seefeld. Und wenn es das Volk gar bis zum Prozeß triebe? Wenn nun die Versprechungen gegen uns —

Christian. Die gehören in den Roman. Solche Beylagen entschädigen durch gute Laune den Referenten für die Durchsicht der trockenen Sache.

Sechster Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Ludwig! ich bin an der Entſcheidung der groſſen Frage, die mir einen Sohn giebt oder raubt — Biſt du ein ehrlicher Mann, oder ein Schurke?

M. Seefeld. Wie kann er auf die Frage antworten, da —

Seefeld. Das erwarte ich —

Ludwig. Wenn ihnen die Glückſeligkeit ihres Sohnes lieb iſt, ſo beſtehen ſie nicht auf —

Seefeld. Die Ehrlichkeit meines Sohnes iſt ſeine Glückſeligkeit.

M. Seefeld. Nun gut! Ich will denn einräumen, daß Unrecht in der Sache iſt —

Seefeld. So muß es gut gemacht werden. (zu Mad. Seefeld) Ach, was willſt du wiſſen? Ich habe das Mädchen geſprochen und den Vater. Es ſind ehrliche arme Leute, in andern Kleidern als wir tragen, aber mit beſſern Grundſätzen. Geld macht die Sache nicht gut, Erſatz an Ehre und Liebe macht ſie gut — und ſoll ſie gut machen.

Ludwig. Ich geſtehe auch, daß ich einſt, wenn ich in beſſere Verhältniſſe trete, ſchuldig bin, etwas mehr zu thun —

Seefeld. Ich habe die Sache erwogen; mein Herz hat geſprochen. Willſt du nicht deine Pflicht thun, können und wollen die Geſetze dich nicht da-

hin vermögen, so wird von aller unserer Habe ein Drittheil verkauft, und ihr zugewendet. Darauf gebe ich mein Ehrenwort.

Christian. Ich glaube nicht, lieber Vater, daß sie sich berechtiget glauben werden, zum Nachtheil ihrer andern Kinder —

Seefeld. Hast du nicht mehr, als dir gebührt?

Christian. Mich dünkt, sie sollten nach den vorhandenen Kräften und Wirkungskreisen die Antheile bestimmen. Dann würden sie die Natur nachahmen, die jedem treibenden Zweige giebt, was er bedarf.

M. Seefeld. Du hast Heinrich zum Soldaten gemacht, nun bezahlt der König sein Talent, was es gilt; so kannst du nun für die Uebrigen um so mehr thun.

Seefeld. Wie? weil Heinrich nicht mit Trägheit und Uebermuth die Menschen beleidiget, wie ihr, deshalb soll ich ihm nehmen und euch geben? Nimmermehr! Was Einer von euch gekostet hat, soll mit jedem Monathe gewissenhaft für ihn zurück gelegt werden.

Ludwig. Nun wahrhaftig! (halb laut zu M. Seefeld) Dann trügen wir wohl auch vortheilhafter die Muskete, als wir die Feder führen.

Seefeld. Wollte Gott!

M. Seefeld. Das geht zu weit.

Seefeld. Ihr habt ja nichts, als was ich erwerbe — Jeder Heller, den ihr ausgebt, ist

ein

ein Theil meiner verlebten Kräfte. (zu Mad. Seefeld) Fuhlſt du denn nicht, daß es grauſam iſt, wie dieſe Menſchen, meine Kinder — das vertheilen und an ſich reiſſen wollen, was doch ich erwerbe, und erſt noch erwerben ſoll?

Chriſtian. Wir ſind ihre Geſchöpfe, und ſo hat unſer Wohl ein Recht auf alles, was ſie ſind und haben.

Seefeld. (zu Ludwig) Und ſo hat dein Kind ein Recht auf alles, was du biſt, was du haſt, und auf dich.

M. Seefeld. Im Namen der geſunden Vernunft! daraus kann nichts werden. Steh von der Grille ab!

Seefeld. Grille? Ich bin da geweſen, ich habe das ehrwürdige Geſicht des Vaters geſehen — er hat mit Angſt meine Hand an ſein klopfendes Herz gedrückt — Ich habe das ſchöne, gute Geſchöpf, feſt an meine Knie geklammert, die Augen in Thränen ſchwimmend, um Ehre und Gerechtigkeit rufen — das unſchuldige Kind, ſeine zarte Stimme mit dem Angſtgeſchrey der Mutter vereinen hören, ſeine Händchen nach mir ausſtrecken ſehen. — Ich habe mit Vater, Tochter und Kind geweint, daß ihr Alle dieſen Jammer, alle Anſprüche auf Liebe, Ehre und Natur vergeſſen, verachten, und mit ſo einem ſchlechten, kalten Steine bezahlen wollet. (er läßt den Ring vor ihre Füſſe fallen)

M. Seefeld. (winkt Chriſtian, den Ring aufzunehmen, der ihn ihr giebt) Du haſt ſehr Unrecht gethan, dieß zurück zu nehmen.

Ludwig. Aber, lieber Vater, laſſen ſie doch einige Billigkeit gelten. Fühlen ſie nicht, daß der Sohn des geheimen Secretärs Seefeld unmöglich eine Müllerstochter heurathen kann?

Seefeld. Wie? glaubſt du, daß des Vaters Amt ein Freybrief für des Sohnes Laſter ſeyn kann? Und wenn denn der Rang meiner Stelle dich ſo hoch gehen macht — was biſt du? Etwas, ſo lange ich lebe, und wenn ich todt bin — Nichts. Das habt ihr Alle wohl nie überlegt?

M. Seefeld. Du wirſt doch nicht —

Seefeld. Vermögen iſt nicht da. Wenn ich morgen meine Augen ſchließe, wenn der Verkauf meiner Sachen eurer Mutter ein kümmerliches Wittthum erwirbt — wer ſeyd dann ihr? — Stolze Bettler. Welchen Stand habt ihr euch dann erträumt? und wo iſt ein Rang in der Welt, der Treuloſigkeit zur Nothwendigkeit macht?

M. Seefeld. Mit einem Worte, dergleichen Schwärmereyen, die deinem Alter wenig anſtehen — paſſen nicht in die wirkliche Welt. Ludwig hat mein ernſtes Verboth, nicht an die Sachen zu denken.

Seefeld. Das unglückliche Mädchen und das Kind haben einen Sachwalter angenommen, der —

M. Seefeld. O, wir werden auch einen zu finden wissen, der —

Seefeld. Wohl! So findet einen auf, der mehr, beredter und liebevoller für das verstoßene Kind handeln kann, als sein Großvater. (geht ab)

Siebenter Auftritt.

Vorige. (ohne Herrn Seefeld)

M. Seefeld. Soll man nicht die Thorheit junger Leute begreifen, wenn man alte Leute so schwärmen sieht?

Christian. Il radotte. (geht ab)

Achter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

Ludwig. Lieber müssen wir alle Heurathsplane aufzugeben scheinen, das Mädchen hinhalten, und dann nach und nach —

Neunter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. (zu Ludwig) Du kennst das Mädchen lange; würdest du mit ihr leben können

nen und zufrieden seyn, wenn sie z. B. die Tochter eines geheimen Secretärs wäre?

Ludwig. Allerdings! wenn Stand und Vermögen —

Seefeld. (geht hinaus) Genug, genug! (geht ab)

Zehnter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

M. Seefeld. Er sieht und hört nichts anders, als das.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Henriette. Ach, Madam! — da ist des Herrn Kanzellist Schmidt seine Frau Mutter, die Madam Schmidt, und will —

M. Seefeld. (schnell) Solche Leute sind keine „Frau Mutter und Madam." Das ist die Frau Schmidt. Was will sie?

Henriette. Der Madam ihre ganz gehorsamste Aufwartung machen, wenn es erlaubt wäre.

Ludwig. Die wird für den Herrn Sohn eine Jeremiade anstellen, da bin ich überflüssig. (ab)

M. Seef:ld. Der kann ich die Ladung geben, die dem Herrn Sohne gehört hätte. Sie mag kommen.

Henriette. (geht ab)

Zwölfter Auftritt.

Mad. Seefeld (allein)

Ach — ich bin ermüdet! So viele — so hohe Plane, so kleine Hinderniſſe, und doch ſo unüberwindliche!

Dreyzehnter Auftritt.

Mad. Seefeld. Frau Schmidt.

Fr. Schmidt. Ihre Dienerinn, meine hochzuverehrende Frau geheime Secretärinn.

M. Seefeld. — Sie ſind vom ſeligen Bauverwalter Schmidt die Hinterlaſſene?

Fr. Schmidt. Wittwe? aufzuwarten, ja!

M. Seefeld. Was führt ſie zu mir?

Fr. Schmidt. Mein Sohn, der Kanzelliſt, wenn ſie es nicht ungütig nehmen wollen.

Mad. Seefeld. (raſch) So muß ich ſie erſuchen, keine Fürbitte einzulegen, denn —

Fr. Schmidt. Das wollte ich denn auch nicht. Denn von ſeiner erſten Schule an iſt das niemal nöthig geweſen. Wofür ich denn dem lieben Gott nicht genug danken kann.

Mad. Seefeld. Und was wollen sie denn?

Fr. Schmidt. Ich komme schon dazu. Uph! — Der Weg ist ein bischen weit von uns hieher, und ich bin denn etwas mit dem Schwindel behaftet. Sie nehmen es nicht für ungut, wenn ich mich ein wenig niederlasse. (sie holt sich einen Stuhl)

Mad. Seefeld. Nach ihrem Gefallen.

Fr. Schmidt. Wissen sie wohl, daß mein armer Karl nicht einen Bissen gegessen ha?

Mad. Seefeld. Wissen sie —

Fr. Schmidt. Und daß er schon lange nicht mehr so frisch ist, wie er sonst war?

Mad. Seefeld. Das mag er mit sich ausmachen.

Fr. Schmidt. Das macht die Liebe —

Mad. Seefeld. Er soll die Liebe aufgeben, und sich besser befinden.

Fr. Schmidt. (steht auf) Wollen sich denn die Frau geheime Sekretärinn nicht auch setzen?

Mad. Seefeld. Ich bin recht gut so.

Fr. Schmidt. (setzt sich wieder) Nun, nun! aufgeben, ja, das haben sie ja wohl gesprochen. Das habe ich ihm schon hundertmal gesagt. „Mutter," antwortet er mir allemal, „das wäre mein Tod." Hören sie wohl an, mein Tod!

Mad. Seefeld. Er wird es doch müssen!

Fr. Schmidt. Mit ihm stirbt mir die ganze Welt ab. Es ist ein aparter Mensch. Gut

— herz-

— herzgut und fleißig — das weis der Herr Liebſte; und ſie wohl auch.

Mad. Seefeld. O ja, aber —

Fr. Schmidt. Nun! ehrlicher Leute Kind iſt er auch. Mein ſeliger Schmidt war beliebt bey Hohen und Niedern.

Mad. Seefeld. Und was ſoll daraus folgen?

Fr. Schmidt. Daß ſie ſich das zu Herzen gehen ließen, und ſagten ein Wörtchen, was den guten Karl wieder ſo friſch machte, daß ihm meine Koſt wieder zur Geſundheit und zum Vergnügen gereichen könnte. (ſteht auf) Was meynen ſie wohl?

Mad. Seefeld. (heftig und ſtolz) Daß ich zuverläßig das Wörtchen niemals ſprechen werde. Denn es iſt ein wenig ein Unterſchied unter uns.

Fr. Schmidt. Ein Unterſchied? — Ich will ihnen über den Unterſchied meine einfältige Meynung von Herzen weg ſagen, als —

Mad. Seefeld. Das kann ich mir ſchon ſelbſt ſagen, alſo —

Fr. Schmidt. Erlauben ſie! man muß hübſch die Leute anhören. Es iſt ſchon mancher Faden Garn durch meine Hand, manche Thräne aus meinem Auge gegangen, und viele brave Leute haben mich ſchon angehört. Als mein Karl noch der gnädigen Fräulein von Lembrand Zeichenſtunden gab, da ſprach der Menſch immer von

ihrer

ihrer Schönheit. „Karl," sagte ich damals, „gieb die Stunde auf, du schließest das gnädige Fräulein in dein Herz, und das geht nicht; denn das Sprichwort sagt — Schuster bleib bey deinem Leiste;" und er hat sie denn auch aufgegeben. Aber als er nun anfieng, die Mamsell Sophie so lieb zu haben, so habe ich bey mir gedacht: „es sind wohl feine Leute, die seefeldische Familie, und haben's weiter gebracht, als du, aber Adeliches haben wir doch alle beyde nichts an uns, also ist das wohl Gottes Schickung so; laß es denn gehen."

Mad. Seefeld. Da haben sie sehr unrecht gedacht; denn sie müssen wissen —

Fr. Schmidt. Warum, meine Frau geheime Sekretärinn? Großes Vermögen soll nicht da seyn, das ist stadtkündig; also geht er nicht nach Gelde, er geht nach ihrer werthen Person. Seine Stelle trägt so viel, daß sie sauber wohnen, Sonntags ihren Braten auf dem Tische haben, ein feines Kleid zum Kirchengange tragen, und noch ein fünfzig Thälerchen auf schwere Zeiten jährlich hinlegen können. Ein wohlgemachter Mann ist mein Karl, er weis den Mund zu brauchen, — er bläßt die Flöte — er wird gerne gesehen, wo er an eine Thüre klopft, seine Frau wird er in Ehren halten; ey — was können sie mehr verlangen?

Mad. Seefeld. Meine gute Frau, so wie sie die Sache versieht —

Fr. Schmidt. Einen Bräutigam haben ſie nicht, der ſich für das Kind ſchickt. Denn dem alten Räder, dem häßlichen Manne, der ſeit zehn Jahren in keine Kirche geht, und alle Wochen ein paarmal des Nachts die Apotheker aufwecken laſſen muß, dem werden ſie doch nicht das friſche, ſchöne Kind noch an's Grab hinſtellen wollen? Nun, und von unſern jungen Leuten in hohem Amte, da kommt Keiner, die ſehen nach den Geldſäcken, das glauben ſie mir. Alſo —

Mad. Seefeld. Frau Schmidt, ſie wird unartig, weis ſie das?

Fr. Schmidt. Iſt es denn nicht die Wahrheit? Und nun nehmen ſie noch das große Kapital, was er mit in den Eheſtand bringt — meine treue Fürbitte und meinen Segen.

Mad. Seefeld. Es iſt mir lieb, daß er den verdient; allein ſie begreifen doch, daß ich deswegen nicht meine Tochter an einen Kanzelliſten geben kann?

Fr. Schmidt. Hm! Der Kanzelliſt und der Rath, ſie dienen einem Herrn, und manchmal iſt mir es lieber, daß er nur abſchreibt, was Andere dichten und trachten, als wenn er es machte; dabey bleibt das Gewiſſen fein unbeſchwert.

Mad. Seefeld. Und der Kopf auch.

Fr. Schmidt. Frau! — mein Sohn hat einen guten Kopf und ein gutes, zu gutes Herz;

(sich nicht mehr halten können) sonst wäre mein Gärtchen auch noch mein.

Mad. Seefeld. Was soll das heißen?

Fr. Schmidt. Heraus ist es. — Daß sich der Herr Rath, ihr Sohn, von meinem Widerpart die Relation hat bezahlen lassen, wodurch ich den Garten verloren habe. Das soll's heißen!

Mad. Seefeld. Soll ich Leute rufen?

Fr. Schmidt. Das wissen wir gewiß. Und ich habe es angeben wollen, daß um loser Händel willen mein Bißchen Erde verthan ist; der Karl hat es nur nicht gewollt. „Es bringt dem Alten den Tod," sagte er. Nun, ich habe es versprochen, daß ich nicht klagen wollte. Nun machen sie das Unrecht hübsch wieder gut, so mag meinetwegen die Rechnung aufgehen.

Mad. Seefeld. (verbissen) Ich werde mit meinem Sohne sprechen. Ist es aber nicht, und es ist gewiß nicht — so seyn sie versichert —

Fr. Schmidt. Ja ja, es ist so! Ich meyne aber, das wäre doch brav von dem Karl. Es fiel mir nur so bey, wegen des Unterschieds. Also?

Mad. Seefeld. Reden sie nicht mehr von der Heurath; daran ist ein- für allemal nicht zu denken. Wegen des Gartens — reden wir noch; aber an die Heurath ist nicht zu denken.

Fr. Schmidt. Ey denken sie nur! wenn wir da unten liegen, und das Gras steht über uns

und — was hat es dann geholfen, daß sie um ein Bischen Unterschied zwey schöne junge Leute so gedrängt haben? Dann treten sie hin an ihren Grabstein, und sehen sich in der Welt um, und denken: „es ist auch gut, daß du abmarschirt bist!“

Mad. Seefeld. Ich glaube, daß sie das itzt schon denken, und sie mögen es.

Fr. Schmidt. Es ist also gar nicht möglich?

Mad. Seefeld. Gar nicht

Fr. Schmidt. Nun so will ich mich nach Hause machen. Ich habe meine Sache vorgestellt. Betteln kann ich nicht. Gott wird meinem Karl andere Gedanken geben. Ich empfehle mich, Frau geheime Sekretärinn! Nur bitte ich, daß es mein Sohn nicht erfährt, daß ich hier war. (sie geht) Noch eins — ich glaube, daß ich das Hinderniß mache. Ich trage mich nach der alten Welt, und meinen Händen sieht man freylich die Hausarbeit an. Wenn das wäre, so will ich hinten hinaus wohnen, wenn junge Leute kommen, nicht dabey seyn, und niemals mit ausgehen. Ich will mich schon in Küche und Kammer herum tummeln, daß etwas vorgearbeitet wird.

Mad. Seefeld. Liebe Frau, es kann nicht seyn; quäle sie mich nicht.

Fr. Schmidt. Nun, so leben sie denn wohl! Auf Wiedersehen im Himmel. Auf der Welt

ſehen wir uns nicht wieder. Gott befohlen, Frau geheime Sekretärinn! (ſie geht mit altmodiſchen Verbeugungen ab)

Vierzehnter Auftritt.

Rechtler. Herr Seefeld. Mad. Seefeld.

Rechtler. (indem Frau Schmidt heraus geht) Ey, ſieh da, die Frau Schmidt? — Die marſchirt auch noch durch Gottes und meine Hilfe umher! Wie geht der Puls? (ihr nach) Nur mit dem Pulver fortgefahren — und keinen Kaffee! (er kommt vor) Denn eher mag man das Unkraut vom Boden rotten, als den braunen Gift von den Tiſchen der Weiber. Ich bleibe bey meiner Lebensweiſe. Um fünf Uhr auf — dann ein Glas Waſſer, den Morgenſegen, raſirt, gekleidet, dann meinen Wachholderkrank, und nun friſch durch die ganze Stadt, Trepp' auf und ab. Dagegen will ich noch vier Minuten lang ein Glas ganz voll Waſſer, den Arm von mir geſtreckt, in die Luft hinaus halten, ohne daß ein Tropfen verſchüttet wird.

Seefeld. Gott erhalte euch ſo.

Rechtler. Vom Kaffee kömmen zitternde Nerven, wallendes Blut; von dieſem ungewiße Menſchen, ungewiße Handlungen. Ich ſage und behaupte, der Kaffee — eſt Peſtis generis hu-

humani. Davon mit habt ihr ſo ein wankendes koleriſches Weſen. —

Mad. Seefeld. (geht)

Rechtler. Bleiben ſie, ich habe mit ihnen zu reden.

Mad. Seefeld. Und ich mit meinem Sohne etwas, das mir wichtiger iſt, als die Abhandlung über den Kaffee.

Rechtler. (führt ſie zurück) Und ich von ihrem Sohne. Die Aeußerung über den Kaffee war von Rechtswegen da. Der Kaffee ſtellte die leichten Truppen vor, die den Feind engagiren ſollen.

Mad. Seefeld. Wo iſt der Feind?

Rechtler Die ſämtliche ſeefeldiſche Familie. Nun richtete ich meine Batterien auf die wankenden Menſchen, bey denen die Wallungen des gereitzten Geblüts den moraliſchen Veſuvium veranlaſſen, die Eruptiones, oder die verheerenden Handlungen. — Itzt ſtehen wir bey dem Hauptfeinde, dem Ludovico, laſſen ihn aber ſtehen, obſerviren ihn, und gehen für dießmal über ad patrem, zu dem Vater — welcher zuerſt das Gewehr geſtreckt hat. — Der alte Freund will, daß der Sohn Ludwig die Müllerstochter heurathe. Hierzu aber ſage ich in der Conſultation — nein!

Mad. Seefeld. (freundlich) Nicht wahr?

Seefeld. Freund, du denkſt —

Rechtler. (ſtark) Nein! — Sintemal es nicht erwieſen iſt, ob die Perſon quæſtionis, die Müllerstochter mit dem Ludovico, wenn ſie ihn hat, nicht mehr geſtraft iſt, als wenn ſie ihn nicht hat.

Seefeld. Ja ja, ihr mögt Recht haben! Aber wie iſt dem Mädchen anders zu helfen? Wie kann ich, der ich —

Rechtler. Ex modus in rebus. Mein Viſum repertum bringt mit ſich, daß in gegenwärtiger ſchadhafter Sache einem jeden lædirten Theile eher beygeſprungen werde, als dem Ludovico. Ja, daß dieſer aufgegeben, und an denen Andern, was heilſam iſt, verſucht werden müſſe. Quæritur: Was denn nun förderſamſt dem Mädchen heilſam ſey?

Fünfzehenter Auftritt.

Vorige. Heinrich.

Heinrich. (in Kavalleriſten Uniform) Papa — Sie müſſen den Johann kommen laſſen.

Seefeld. Warum? — Du ſiehſt erhitzt aus. Was iſt dir?

Heinrich. Noch halte ich mich auf. Laſſen ſie ihn kommen, oder ich ſtehe für nichts.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Johann.

Johann. Ich bin hier verklagt, da bin ich. O, ich fürchte mich nicht.

Heinrich. Er wollte ſie läſtern; darüber habe ich ihm nichts thun wollen, dann das kann er nicht. Er ſagte, Ludwig wäre ihm Geld ſchuldig; das iſt wohl nicht recht, aber das kann bezahlt werden. Aber er ſagte noch Etwas, dafür, behaupte ich, gehört er ins Gefängniß; denn es iſt eine gottloſe Lüge, die nur ſo ein Diebsgeſicht aufbringen kann. Ludwig war nicht da; fort wollte der Kerl, und dabey kann ich's nicht laſſen.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Ludwig.

Heinrich. Ach, da biſt du! Nun, Bruder, ich habe mich deiner angenommen. Der Kerl war ſo dreiſt, zu vergeſſen, daß du mein Bruder biſt.

Ludwig. (zu Johann) Deiner Wege, Schurke!

Heinrich. Er ſagte, du hätteſt ein braves Mädchen unglücklich gemacht, und wollteſt ſie ihm zur Frau geben.

Mad. Seefeld. Herr Soldat, mische er sich nicht in —

Heinrich. Ach, ich habe Ehre gehabt, ehe ich Soldat war. Er sagte, du hättest dir eine verdrehte Relation vom Gegentheil bezahlen lassen, ihm Geld vom Diebshandel gelobt, und nicht gehalten.

Seefeld. Ludwig — Ludwig, heiß' ihn einen Lügner, ich bitte dich um Gottes willen!

Johann. Das kann er nicht, denn es ist wahr. Hundert Thaler hat der alte Seelmann für die Relation gegen die Wittwe Schmidt gegeben. Ich habe den Handel gemacht, und fünf und zwanzig Thaler wurden mir versprochen.

Seefeld. Schweigst du? — mußt du schweigen? Du — der du dein Kind verstößest, — das Recht einer armen Wittwe verhandelst — meinen ehrlichen Namen an den Schandpfahl bringst — welches Laster fehlt dir noch? Nimm meinen Fluch für alle.

Ludwig. (bedeckt das Gesicht und ruft verzweifelnd) Mein Vater!

Seefeld. Das Wort nicht! das Wort nicht! Ich reiße dich aus meinem Herzen, und gebe dich der Mutter, die dich gebildet — gehoben, bethört hat, die an dem nichtswürdigen Sünder ihr Wohlgefallen hat.

Mad. Seefeld. Ich nehme dich von deinem Vater an. Ich verabscheue dein Laster, aber

aber ich verzeihe dir das Verbrechen, was deines Vaters Geiz geſchaffen hat; und gebe jede Folge deines Vergehens ihm zu verantworten, der nicht die Mittel anwenden wollte, die dein Glück ſchaffen, deine Tugenden erhalten konnten. —

Seefeld. Weil ich keine Erkaufung, keine verächtlichen Wege —

Heinrich. Vater! (fällt ihm um den Hals Gott vergebe mir ihren Kummer. (In Verzweiflung) Ludwig, für ſo ſchlecht hatte ich dich nicht gehalten!

Mad. Seefeld. Da, habe nun deinen Helden dort! Plündere dieſen vollends aus, und ſey ſtolz auf deine väterliche That.

Seefeld. (umarmt Heinrich) Ja, du ſollſt mein Troſt und meine Hoffnung ſeyn. Wenn ich dürftig bin durch mein Weib und deine Bruder, ſo theile du dein ſchwarzes Brod mit mir. Aus meinen Augen weg, verblendetes Weib — nimm meinen halben Gehalt, deinen Chriſtian, deinen Ludwig — laß mir dieſen und Sophien — mein Angeſicht ſiehſt du nimmer wieder. (geht ab)

Mad. Seefeld. In Gottes Namen denn — (ab)

Rechtler (zu Heinrich) Soldat! bewacht mir den Kerl dort! (Folgt H. Seefeld.)

Heinrich. (packt Johann bey der Bruſt)

Ludwig. (bedeckt ſich das Geſicht mit dem Tuch.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madam Seefeld. Chriſtian.

Mad. Seefeld.

Ich bin außer mir. So viele fehlgeſchlagene Erwartungen — Kummer und Schande, wohin ich mein Auge wende! Aber was machen wir nun, wie nehmen wir uns? Darüber rathe mir!

Chriſtian. Was kann man dabey rathen? Den Kerl, den Bedienten muß man auf gute Art hier wegſchaffen.

Mad. Seefeld. Richtig! und der Wittwe den Werth des Gartens erſetzen.

Chriſtian. Das finde ich ſo nöthig eben nicht Sie weis ja nichts davon.

Mad. Seefeld. So wiſſen wir es doch. Ach! und ſie wiſſen's auch.

Chriſtian. Nun, ſo geben ſie Sophien dem Menſchen zur Frau.

Mad.

Mad. Seefeld. Nein! Ich will hergeben, was ich irgend entrathen kann, und wenn es noch fehlt, so rechne ich auf dich.

Christian. Auf mich? Mein Himmel! ich habe ja nichts.

Mad. Seefeld. Ja, mein Sohn, deine Antiken, deine Abgüsse, die —

Christian. (heftig) Wie?

Mad. Seefeld. Sie sind dir werth, sie sind mir werth, aber die Ehre ist dir werther.

Christian. Habe ich gefehlt? Ist meine Ehre verletzt?

Mad. Seefeld. Die Ehre deines Bruders, deines Namens, deiner Mutter, ihre ganze Hoffnung darnieder gestürzt.

Christian. Was ich mit so viel Mühe gesammelt? Denken sie nur an die Kosten, die darauf gewendet sind.

Mad. Seefeld. War es denn nicht mein Geld? — Soll ich in Noth nicht sagen, was dein ist, ist auch mein?

Christian. Und wer würde sie kaufen?

Mad. Seefeld. Der Herr von Gräber — aus Liebhaberey — aus Stolz, aus — Laß das meine Sorge seyn!

Christian. Unter dem Preise?

Mad. Seefeld. Wenn auch.

Christian. Vergeben sie! wenn auch die Auslage ihre war, so werden sie doch nicht die

Mühe

Mühe, die Sorge, die tausendfachen Wege — nein, das läßt sich nicht so für einen dummen Streich verschleudern.

Mad. Seefeld. Ich habe mir abgedarbt, um dir zu schicken, deines Vaters Laune, Vorwürfe, Zorn und Haß mir zugezogen, ertragen, und immer dabey gedacht: es ist für deinen Ehr, deinen Stolz und deine Hoffnung — Christian, belohne mich, rette uns!

Christian. Mit tausend Freuden, wenn es keine Auskunft mehr gäbe, allein —

Mad. Seefeld. Undankbarer Mensch! — geh in dich, handle! sonst muß ich dir sagen, du bist — — nein! nein! das war voreilig! Du bist gut, du kämpfest, eine Lieblingsfreude zu verlieren. Der Kampf ist schwer, das ist ja so begreiflich. Aber du wirst siegen. Nicht wahr? Du mußt siegen? — Du sollst uns retten, ich will es, ich befehle es dir.

Christian. Der Papa kann ja noch einmal —

Mad. Seefeld. Nein! nein! nein!

Christian. Und die Heirath mit Schmidt —

Mad. Seefeld. Nein, sage ich! Ich lasse mich nicht beugen. Nicht vom Schicksale, nicht von der Welt, von meinen Kindern gar nicht. Der Garten wird bezahlt, die Ehre gerettet, die Antiken verkauft — dabey bleibt es. (geht)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Rechtler.

Rechtler. Man laſſe mir den Kanzelliſten Schmidt holen.

Mad. Seefeld. (die umkehrte, als Rechtler kam) Was ſoll der hier?

Rechtler. Man laſſe ihn holen. Oder, (er ſchellt) beſſer —

Dritter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Rechtler. Der Kanzelliſt Schmidt ſoll ſogleich geholt werden.

Mad. Seefeld. Nein! ich verbiethe es. Er wird nicht geholt.

Rechtler. Der Herr zahlt, der Herr befiehlt. Geht ſie itzt gleich fort, unnütze Mobilie, oder ich führe ſie ab, daß ihr das Cranium zittert.

Vierter Auftritt.

Vorige, ohne Henriette.

Mad. Seefeld. Welches Betragen? Wer bin ich? Was wollen ſie?

Rechtler. (kalt) Dein Hauptſchaden wird ein Verband angelegt, anſonſt aber keine erwei-

weichende Mittel mehr gebraucht, ſondern alles, was den Brand anzeigt, weggenommen.

Mad. Seefeld. Das wollen wir ſehen, ungezogener Mann!

Rechtler. Ungezogen? Gezogen! gut gezogen! das danke ich meinem Vater — der die Mutter davon ließ, und chriſtliche Lehren, den Baculum, Fleiß und eine mäßige Ergötzlichkeit ſonder genialiſchen Weſen vernünftig applicirte. Was will ich? Iſt alles zu viel Geſchwätz. — Ihre Sentenz iſt die: „aller eigene Wille in minutissimis ſogar kaſſirt und gebrochen, und kein Wort vergönnt, als Rückkehr zu dem alten Freunde, mit den deutlichen Worten — Pater peccavi, zu deutſch — „vergieb mir Unverſtand und Hochmuth.“ Itzt mit dem Aelteſten ad rem.

Mad. Seefeld. Ehe ſie das erleben, ſehen ſie mich todt. (ab)

Rechtler. (ihr nach) So fahre hin, du böſer Geiſt!

Fünfter Auftritt.

Rechtler. Chriſtian.

Rechtler. Freund Chriſtianus! Ich will verhoffen, ſie haben auf dero koſtbaren Reiſen nicht nur Statuas, ſondern auch Menſchen beobachtet, deren Fata, und wie es wunderlich und muhſelig auf der Welt hergeht, ehe man

das

das Feuer auf eigenem Heerde brennen laſſen kann, geſehen und zu Herzen genommen; mithin erwarte ich hier am allerwenigſten Impedimenta zu finden.

Chriſtian. Was iſt die Sache?

Rechtler. Sie müſſen rüſtig arbeiten, und das alſobald. Denn wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen.

Chriſtian. Sie werden dabey die Rückſicht haben, daß es nicht ſo leicht iſt, mich in Thätigkeit, die etwas einträgt, zu verſetzen, da die Art meines Studiums nicht die allgemeine iſt.

Rechtler. So hätte müſſen eine andere gewählt werden.

Chriſtian. Und welche? Studiert nicht jeder unberufene Kopf?

Rechtler. So muß der berufene Kopf das Duplum thun, um ad rem zu kommen — oder gar nicht ſtudieren. Iſt man kein Kapitaliſt, ſo achte ich alles für allotria, was nicht ad rem — heißt — zum Erwerb führt. Indeß, ſie können ſchreiben, rechnen, zeichnen, Lateiniſch, Wälſch —

Chriſtian. Und Engliſch —

Rechtler. Dazu Muſik und haben die Jura gehört. So hat denn nun der Vater das Seine bey der Sache gethan; itzt thue es der Sohn. Mein alter Freund ſoll nicht für ſie herum laufen, von einem Vorzimmer in's andere,

dere, und suchen und sorgen. Ihre anderhalb Louisd'or werden eingezogen.

Christian. Eingezogen?

Rechtler. Sie mögen ein mehreres thun, als zu Hause sitzen, den Staub von den heydnischen Götzen kehren, und dem Neroni in's Gesicht sehen. Der Christianus empfängt auf einmal zwey hundert Thaler, behält drey Jahre lang Tisch und Wohnung, sucht aber übrigens seinen Kram auszulegen, wo die Waare am meisten gilt. Nach denen zwey hundert Thalern folgt kein kupferner Heller mehr.

Christian. Und wenn ich indeß nichts finde? Was wird dann? Soll ich dann etwa Schreibemeister werden?

Rechtler. Ja!

Christian. Ich werde mit meinem Vater reden.

Rechtler. Ich habe mit ihm geredet. Es findet keine Appellation Statt. Ich exequire seinen Spruch, dieweil ich feste Nerven habe.

Christian. Sie müssen erwägen —

Rechtler. Sehen sie sich an in einem großen Spiegel. Hier ist Gesundheit, hier ist Wissenschaft. — Erwirbt man nun viel, so hat man viel; kann man nicht viel essen, so ißt man wenig — Die Sache ist abgemacht.

Sechs-

Bibl. Univers. Lips.

Sechster Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Lieber Herr Rechtler!

Rechtler. Warum weineſt du, meine Tochter?

Sophie. Mein Bruder Ludwig wünſcht ſie zu ſprechen.

Rechtler. Ey nun — ich wünſche nicht, ihn zu ſprechen, aber ich muß ihn ſprechen. So komme er denn.

Sophie. Seyen ſie gütig mit ihm!

Rechtler. Nein!

Chriſtian. Ich muß ſagen, ich finde es ſehr ſonderbar, daß mein Vater Familienſachen in fremde Hände giebt.

Rechtler. Iſt mein Rezept. Der Ludwig komme.

Sophie. (geht ab)

Rechtler. Wir ſind fertig.

Chriſtian. Bis auf die Ausführung. — In dieſer ſchimpflichen Verfaſſung unſers Hauſes halte ich es nicht aus. (geht ab)

Rechtler. Ubi bene, ibi Patria. Feder und Papier, Brod und Waſſer giebt's überall.

Siebenter Auftritt.

Rechtler. Ludwig.

Ludwig. Mein Herr, ich habe verſchiedentlich verlangt, mit meinem Vater zu reden; es iſt mir immer abgeſchlagen worden.

Rechtler. Und wird immer abgeſchlagen werden.

Ludwig. (ſanft) Habe ich nicht ein Recht —

Rechtler. Ein Recht? Gott bewahre ihn vor ſeinem Recht! Iſt es mir doch zuwider, daß ich mit ihm reden muß; was frommt es dem Vater?

Ludwig. Wie ich auch gefehlt haben mag, ſo glaube ich doch nicht, daß ſie berechtiget ſind —

Rechtler. Nehm' er ſelbſt. Die meiſten unvernünftigen Geſchöpfe des Erdbodens gehen vierfüßig darauf herum, oder hängen doch ihr Angeſicht zur Erde. Der Menſch geht auf zwey Füſſen, und trägt allein ſein Haupt ganz aufwärts. Warum? damit man auf ſeinem Angeſichte den Ausdruck eines guten, verſtändigen Weſens möge leſen können. So iſt es. Aber was nutzt das ihm? Ihm und allen Räthen ſeines Gleichen wäre es beſſer, ſie giengen auf vier Füſſen und hiengen das Angeſicht zur Erde. Denn ſolche Maleſizgeſichter geben einen ärgerlichen Anblick. Wenn er nun, der die

zwey

zwey Augen nur mit Gewalt aufheben kann, vor den Vater hintritt, der anders nicht kann, als das ſchlechte Machwerk mit Thränen betrachten — ſoll da nicht der Vater ausrufen: „quid juvat Aſpectus? Hinweg mit dir!“ — Nun, was will er von mir?

Ludwig. Sie bitten, daß ſie ſich der Sache annehmen — daß ſie mir rathen.

Rechtler. Daran ſind wir, und die Sentenz wird ihm notificirt werden.

Achter Auftritt.

Vorige. Heinrich

Heinrich. Der Kerl iſt noch eingeſperrt; was wollen ſie mit ihm?

Rechtler. Welcher Kerl?

Heinrich. Johann.

Rechtler. Ich will mit ihm von dem Strick reden, den er verdient hätte.

Heinrich. Hier iſt der Schlüſſel. Neben dem Keller habe ich ihn in eine Ecke geworfen.

Rechtler. Ihn? Wen?

Heinrich. Den Johann.

Rechtler. So ſagt man, „ich habe den Johann in die Ecke geworfen.“ Nicht, „ich habe ihn geworfen.“ — Ihn, konnte auch der Schlüſſel gemeynt ſeyn, wovon zuvor die Rede war. Man muß ſich beſtimmt ausdrucken:

abſonderlich ein Soldat. In einer Ordre macht ein Wort mehr oder weniger einen Unterſchied, um den, oft Tauſende in's Gras beißen. — Ich gehe nun zum Johann, und will alſo vom Schandpfahle mit dem Relationsmackler reden, daß er es faſſe und ſchweige. (ab)

Neunter Auftritt.

Ludwig. Heinrich.

Heinrich. Bruder, du dauerſt mich.

Ludwig. Behalte dein Mitleid.

Heinrich. Unrecht ſchafft keine gute Stunde. Du biſt nun wohl für das Geld im Lande herum gefahren, haſt guten Wein getrunken und geſpielt; aber du biſt doch unzufrieden. Ich? ich weis wahrlich nicht, wie eine Stunde von hier das Land ausſieht — Aber wenn ich dieſelben Wege gehe, die ich ſchon viel tauſendmal gegangen bin, ſo bin ich darum doch in der Seele vergnügt. Du? Ey ich wette, du haſt weder Baum noch Thal ſo angeſehen, daß dir die Bruſt darum weiter geworden iſt.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Mad. Seefeld.

Mad. Seefeld. Biſt du hier, mein tapferer Sohn? Welch ein Held, der den erſten Tag,

wo er die Uniform trägt, ſeinen Bruder in's Unglück bringt!

Heinrich. Nun ja, es iſt wahr — gerade, weil ich den Ehrenrock zum erſtenmale getragen habe — fuhr es mir hart vor den Kopf, daß man von meinem Bruder ſo ſprechen konnte; daß es aber wahr ſeyn konnte — daß hätten ſie ſo wenig geglaubt, als ich.

Mad. Seefeld. (aus Nachdenken mit einem Seufzer erwachend) Laß uns allein, mein Sohn.

Heinrich. Mein Sohn? das iſt ja gleichſam freundlich geſprochen. Nun, es kommt wohl noch beſſer. Sie halten was auf Ehre, und da bin ich itzt eingeſchrieben. (geht ab)

Eilfter Auftritt.

Ludwig. Madam Seefeld.

Mad. Seefeld. Und du biſt ausgeſtrichen. Lies, was mir eben der Präſident über dich ſchreibt.

Ludwig. (lieſt) Schrecklich!

Mad. Seefeld. Man weis es alſo. — Der alte Seelmann ſelbſt hat geplaudert. Der Präſident räth dir, deine Entlaſſung zu nehmen, nicht hier zu bleiben. Menſch! wie haſt du meine Erwartungen getäuſcht!

Ludwig. Mutter! wie haben ſie meine Erwartungen geſpannt!

Mad. Seefeld. Habe ich je, von deiner zarten Kindheit an, eine ſchlechte Handlung die leicht gemacht?

Ludwig. Nein! aber — aber — — — (auf einmal mit großer Heftigkeit) Ach, es iſt gefährlich, wenn man den Leidenſchaften als Zügen des Genies ſchmeichelt.

Mad. Seefeld. Leidenſchaften habe ich als Stoff der Größe betrachtet.

Ludwig. Und den üppigen Auswuchs als Kraft behandelt.

Mad. Seefeld. Ludwig!

Ludwig. Verzeihen ſie, es iſt nicht an mir, ihnen Vorwürfe zu machen. Aber wenn alle Welt mich verachtet, ſoll ich nicht Urſachen meiner Fehler überall ſehen, und ſind ſie da nicht auch zu finden?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Henriette. Herr vor Gräber will gleich kommen, und freut ſich ſehr, die Sachen zu ſehen.

Mad. Seefeld. Gut.

Henriette. Herr Schmidt iſt da.

Mad. Seefeld. Ich will ihn ja nicht. Zwar — ja — Ich will ihm ſagen — ach, wenn ich an heute Morgen denke, wo euer Genie mit eurem Herzen noch ſo hoch ſtand; wo der Ge-

danke

danke an einen Vergleich zwiſchen euch und ihm mir ein Vergehen war, und itzt —

Ludwig. (bedeckt ſich das Geſicht, und will gehen)

Mad. Seefeld. Ludwig — biſt du denn gefallen wie ein Nichtswürdiger? Kommt dir kein Gedanke, kein Mittel in den Sinn, wie du das ändern, gut machen, verdecken willſt? Biſt du denn ſo kraftlos, daß du nur ſeufzen, zanken, oder auf den Boden ſehen kannſt? Tröſte mich durch einen Zug eines entſchiedenen Geiſtes, und eines guten Herzens, daß ich nur irgendwo Licht ſehe, und wieder bis zum Hoffen kommen kann.

Ludwig. Auf Träumen ſtieg ich leicht empor — Ich bin gefallen — der Zauber iſt vorüber. Nichts iſt, woran ich mich halten, nichts, was mich erheben könnte.

Henriette. Herr Schmidt wartet; was ſoll ich ſagen?

Mad. Seefeld. Du mußt ihn ſprechen.

Ludwig. Ich? Unmöglich!

Mad. Seefeld. Durchaus. Ihm ſagen — „du könnteſt es wohl zu genau mit der Reſolution genommen haben — auf alle Fälle dauerte dich ſeine Mutter — Du wollteſt den Garten erſetzen.“

Ludwig. Kann ich das?

Mad. Seefeld. Du mußt es können. Du mußt das, wozu wir gezwungen ſind, als —

als freyen Willen, einen Zug von Gutmüthigkeit verkaufen. Auf alle Fälle mußt du ihn sprechen. Es setzt dich herab, wenn ich ihm das sage. Betrag dich fein und entschlossen. (zu Henriett n) Führe ihn herein. (geht ab. Henriette folgt)

Dreyzehnter Auftritt.

Ludwig. (allein)

Die beste Art mich zu nehmen, wäre — mich aus der Welt zu nehmen.

Vierzehnter Auftritt.

Ludwig. Kanzellist Schmidt.

Ludwig. (sucht eine Fassung zu erzwingen) Herr Schmidt — ich habe die Reflexion gemacht, daß ich — wohl allenfalls ihr großer Schuldner seyn könnte.

Schmidt. In der Meynung, die sie von mir haben? Die Schuld ist abgetragen, wenn sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen.

Ludwig. Sollten sie wohl glauben, daß ich unzufrieden über die Relation bin, wodurch ihre Mutter den Garten verloren haben kann?

Schmidt. O ja; aber diese Sache ist abgethan.

Ludwig. Nicht bey mir. Bey mir gährt Ich nicht! — Ich war damals zerſtreut — überhäuft mit Geſchäften; der richtige Standpunkt, aus dem man ſolche Sachen ſehen ſollte, wird dann ſo leicht verrückt. Ich fürchte ernſtlich, Einiges überſehen, andere Dinge wieder zu ſcharf genommen zu haben — Kurz — ich halte mich für ſchuldig, daß ihre Mutter den Garten verloren hat — und bitte ſie, nächſtens den Erſatz des Werthes in einer Summe, die ſie beſtimmen, von mir zu empfangen.

Schmidt. Das kann nicht ſeyn, Herr Rath!

Ludwig. Wie?

Schmidt. Vorausgeſetzt, daß ich für ihr Verfahren Gefühl habe, verſtatten ſie mir eine freundſchaftliche Bemerkung. Herr Seefeld! bleiben ſie lieber mein Schuldner, als daß ſie der Welt ſchuldig bleiben ſollten. Ueber dieſe Sache zwiſchen uns Beyden kann die Welt in Ungewißheit bleiben; nicht ſo über das Schickſal des guten Mädchens, das ſie auf das grauſamſte behandelt haben. Retten ſie ihren guten Namen, ihr Herz, und bleiben ſie denn unſer Schuldner für beſſere Zeiten.

Ludwig. (erſchüttert) Ich kann nichts dagegen aufbringen.

Schmidt. Ich gebe ihnen das Wort meiner vollen Ueberzeugung, daß ich an ihnen auch nichts verloren gebe — daß ſie aber von dem

Punkte an, wo sie itzt stehen — ein ganz vortrefflicher Mann werden müssen — oder ein Ungeheuer.

Ludwig. Schaffen sie mir Muth.

Schmidt. Seyen sie gut; und haben sie das Herz, es zu scheinen.

Ludwig. Mann! bey so viel innerer Kraft — wie haben sie den gewaltigen Trieb der Menschheit — höher zu wollen — wie haben sie ihn unterdrücken können?

Schmidt. Ich denke, wenn man auf seiner rechten Stelle steht, so steht man hoch. Sanfte Pflichten haben meine Stelle mir angewiesen; die Ruhe, sie erfüllt zu haben, macht mir alles leicht. —

Ludwig. Ach! ach! warum erhitzt man unser Blut, unsere Eitelkeit, nährt unsere Träume — treibt uns alle — alle auf eine Höhe, wo wir uns drängen, vordrängen, durch Künste zu erhalten meynen, die Frieden und Würde rauben. Guter Mensch! auch sie sind nicht glücklich — nein, sie sind es nicht; die Liebe will sie glücklich machen, der Ehrgeitz trübt ihren Himmel. Meine Schwester —

Schmidt. Leben sie wohl!

Ludwig. Und wie wollen sie leben, was wollen sie anfangen, wenn meine Schwester nicht die Ihrige wird?

Schmidt.

Schmidt. (gerührt) Arbeiten.

Ludwig. werden sie das können?

Schmidt. Meine Mutter und ich müssen leben.

Ludwig. Aber sie empfinden doch —

Schmidt. (gerührt) O ja!

Ludwig. Wenn es sie nun überfällt in der Arbeit, wenn sie es nicht mehr aushalten können?

Schmidt. (kann kaum die Thränen zurück halten) So lege ich die Feder hin, weine mich recht aus, und arbeite dann wieder weiter.

Ludwig. Und wenn meine Schwester unglücklich wird.

Schmidt. (trocknet sich die Augen) Dann wird mir das Arbeiten sehr schwer werden.

Ludwig. Diese Ergebung, dieser sanfte Schmerz, das sind herrliche Gefühle. Ach, einst waren sie mir nicht fremd. Daß ich noch einmal anfangen könnte — noch einmal so lieben — so meinen Vater ansehen könnte — so die Natur einathmen, und alle Künstlichkeit abschwören könnte — Das ist vorüber. Reue und Elend bleiben mir übrig. O meine Mutter! Gott bewahre sie, daß von den Gefühlen dieses Augenblicks nie eine Ahndung über sie komme!

Schmidt.

Schmidt. Weg mit dem Vergangenen! Handlungen des entschlossenen Mannes an die Stelle der Ausrufungen!

Ludwig. Auf denn! Worte hätten nichts vermocht: Beyspiel reißt unwiderstehlich hin.

Schmidt. Habe ich das vermocht?

Ludwig. (umarmt ihn)

Schmidt. Dann ist meiner Mutter Garten nicht verloren, er trägt uns reiche Aerndte. (sie gehen.)

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Rechtler (begegnet ihnen an der Thüre)

Rechtler. Ach, da sind sie ja, mein lieber Schmid! Nun, es wird hier ein bravers recipe für die alte Mama verfertiget werden. (zu Ludwig) Den Menschen sehe er an — welch ein gesundes Herz wohnt in ihm, und verkehrt in seinem Thun und Lassen!

Ludwig. Sein Anblick prediget meinen Unwerth. — Doch liebe ich ihn — Ich sehe mich, wie ich war, und wie ich werden will.

Rechtler. (ernst) Copirt er das? oder ist es die Figur der Ironie.

Schmidt. Der Zustand seiner Seele rührt mi

Rechtler. Hat der Unglücksregen durchgeweicht? Beue!

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld. Sophie.

Seefeld. Ihr laßt mich zu lange allein, lieber Freund!

Rechtler. Es will alles seine Zeit haben.

Seefeld. (*strenge*) *Ludwig, was willst* du hier?

Ludwig. Ihre Verzeihung — und dann in alle Welt gehen.

Seefeld. Gute Handlungen allein verzeihen die schlechten. Thue, was du kannst. Meine Thränen folgen dir —

Ludwig. (will reden, Thränen verbinden es; er bedeckt das Gesicht mit dem Tuch, und geht ab.)

Schmidt. (bittend) Ist es ihnen möglich, vortrefflicher Mann, seinen Gemüthszustand zu verkennen?

Seefeld. Lassen wir das — Herr Schmidt, sie sind ohne Mittel — meine Tochter auch — sie lieben sich — ich wünsche ihre Heirath zu stiften.

Schmidt. Mein Gott!

Sophie. Mein Vater —

Seefeld. Ich danke Gott, daß ihr kein Geld habt — Arbeit wird eure Sinne in den Schranken halten, und eure Wünsche. Mittelmäßigkeit, das Gut, was unsere Welt so verächtlich von sich stößt — Mittelmäßigkeit — bürgt für euer Glück. Wo ist Heinrich — ruft ihn doch!

Schmidt. (geht ab)

Sophie. O mein lieber, guter Vater!

Seefeld. Du hast mich nie betrübt — Das macht meinen Tod sanft — es mache dein Leben leicht.

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Heinrich.

Seefeld. Sophie — Heinrich! nehmt mich in eure Mitte.

Schmidt. Lassen sie sich betheuern, mein Vater, mein guter Vater, daß ihr Sohn Ludwig seine Schuld fühlt.

Seefeld. (zu Schmidt) Schenkt dir Gott Söhne, junger Mann, und das Weib legt ihre Hand an deren Bildung, so reiß sie zurück; und will sie nicht hören, so reiß sie los von dir, lebe einsam, und rette deine Söhne. (zu Sophien) Läßt er sich bethören von deinem Reitz und deinem Dünkel, läßt er Erziehung in deiner Hand allein — so traue

dir

dir selbst nicht — nimm deine Kinder, und bring sie lieber in ein Arbeitshaus, ehe sie werden wie Ludwig und Christian — und ihr Beyde leiden müßtet, wie ich und mein Weib — euch selbst anklagen müßtet — wie ich und mein Weib, und spät am Grabe von euren Kindern verflucht werden müßtet, wie ich und eure Mutter.

Schmidt. Mein Vater! mein Vater!

Sophie. O Gott!

Rechtler. Mein lieber alter Freund, fasse dich.

Seefeld. Zwey Söhne habe ich itzt verloren und ein Weib. Schrecklich ist der Augenblick, wo eure Hände zusammen gegeben werden. Ja, er ist schrecklich — so sey er denn lehrreich. Mögen eure Kinder werden, treiben, lernen, was sie wollen — nur lernet sie arbeiten, und nichts scheinen, alles durch sich selbst, ihre Mühe, ihren Fleiß haben und erhalten, und nichts erhalten, was ihnen nicht Mühe kostet. Ihr Beyde lebt still, und seyd fleißig. Wenn nur es denn in der ganzen Welt zu enge wird, so lasse ich das arme unglückliche Mädchen mit dem Kinde zu euch gehen, nehme meinen Heinrich an die Hand, und komme zu euch. Da wollen wir denn unter uns seyn — und — ach nein! nein! die Verlornen kann ich doch nicht aus meinem Herzen reissen: ich kann es nicht.

Recht-

Rechtler. (heftig) Und das sollt und dürft ihr auch nicht. Denn am Ende dürft ihr eurem Gewissen kein weiches Kissen unterlegen. Ihr habt scharf gesündiget. Gott schenkt euch Bäume in den Garten, und ihr bindet keine Stangen daneben, und laßt sie lästerlich krumm und schief wachsen! Aus dem Garten werfen dürft ihr sie darum nicht — schneiden, wo es heilsam ist — wohl — und das — da ihr eine zaghafte Hand habt — thue ich ja statt eurer.

Seefeld. Ist denn noch zu helfen?

Rechtler. Den Ludwig anlangend — da er in sich geht —

Schmidt. Bey Gott! er fühlt sein Vergehen.

Seefeld. Gott vergelte dir den Balsam auf mein wundes Herz!

Rechtler. Den Ludwig will ich einem alten Grafen, der mir das linke Auge verdankt, und der durch mich hier einen Gerichtshalter sucht, empfehlen; den alten Vater seines Mädchens kommen lassen. Sie müssen Beyde warten, er und das Mädchen. Bleibt sie brav, und wird er brav, dann — fiat. Wo nicht, habeant sibi. Das Kind müßt ihr christlich erziehen, alter Amicus. Der Christianus — hat seine Sentenz. Der da hat seinen Säbel, und wird ihn führen, daß es

Platz

Platz wird, wo er ihn in Gottes Namen hin trägt. Die da — hat ihren Karl — und ihr, alter Amicus — da habt ihr auch ein Pülverlein.

Seefeld. Was? Gold? Zwey tausend Thaler? Was thut ihr?

Rechtler. Omnino! Goldpulver!

Seefeld. Rechtler! Rechtler! was ist das? Was soll das?

Rechtler. Die Sache verhält sich so. (sehr gerührt) Ich habe euch im Herzen lieb. Bin nun schon neun und zwanzig Jahre alle Tage in's Haus gekommen, habe meine Pfeife geraucht, und in eurem grosen Lehnstuhle die Fata Juventutis mit euch recapitulirt, habe manchen frohen und dunkeln Tag mit euch gelebt. Den Christianum habe ich aus der Taufe gehoben, habe ihm im Testamento ein Legatum zugeschrieben, so er aber nicht verdient. Ich gebe es dir, gieb du es nun, wem du willst, ich kann es entbehren.

Schmidt. Seltner Mann?

Seefeld. (umarmt ihn) Freund, wie es wenige giebt!

Rechtler. (macht sich los) Ey, der ist ein rechter Esel, der ein frohes Gesicht beym Leben genießen kann, und contentirt sich mit der Thräne nach dem Tode.

Seefeld. Es gehört euch Beyden, Heinrich und Sophien.

Heinrich. Da wären tausend Thaler mein. Heben sie mir was zur Equipirung auf, das andre gehört der Mama.

Seefeld. Warum?

Heinrich. Es geht ihr so übel, daß sie mich in der Seele dauert.

Sophie. O mein Vater —

Seefeld. Hätte sie ihr Herz sprechen lassen, dem Hochmuth auf ihre Bildung entsagt — wie glücklich könnten wir seyn! Aber, wir sind wohl für einander verloren.

Heinrich. Das weis ich nicht. Aber daß ihr Jemand zusprechen sollte, das weis ich. Sie hat so geweint, und so fürchterliche Reden gesagt, daß ich eiskalt geworden bin. Es ist ihr aber auch darnach gemacht.

Seefeld. Was denn?

Rechtler. Von wem denn?

Heinrich. (zu Schmidt) Sie hat ihnen mit aller Gewalt den Garten bezahlen, deswegen von ihren Sachen weg geben, und die italiänischen Sachen vom Christian verkaufen wollen.

Schmidt. Nimmermehr! (will gehen)

Heinrich. Bleiben sie nur; es ist nichts. Auf einmal läßt Christian die Sachen wegbringen, und sagt ihr, er hätte hier nur noch zwey hundert Thaler zu hoffen, er brauche die Sachen selbst. Nun warf sie ihm alles vor, was sie für ihn gethan hätte, und sich warf sie vieles vor, und sagte, daß sie zum Spott würde, und daß sie so viel gegen sie gethan, und ihre Liebe verloren hätte. Christian hat aber immer die Sachen fortbringen lassen, und ist mitgegangen.

Seefeld. Ungeheuer!

Heinrich. Und nun — Ach, sie hat ihr Leben verwünscht. Dreymal hat sie mich umarmt, und reden wollen, und nicht gekonnt: und hat meine Hand fest an ihr Herz gedrückt.

Rechtler. Dem geschlagenen Feinde baue man goldne Brücken — Laß sie kommen!

Heinrich. (geht schnell hinaus)

Rechtler. Der Christianus aber hat aus dem warmen Italien ein laulichtes Gemüth mitgebracht. Ey, hätte er statt des Neronis ein Sittenbüchlein erhandelt, was da spricht, „halte Vater und Mutter in Ehren," es wäre ihm besser — Nun, so heitze ihm denn der Mangel ein, und treibe seine Kräfte.

Achtzehnter Auftritt.

Madam Seefeld. Heinrich. Vorige.

Heinrich. Sie müſſen mir folgen — der Vater verlangt nach ihnen.

Rechtler. (geht hinaus)

Seefeld. Komm zu mir. Wen ſeine Kinder verlaſſen, der iſt allein in der Welt — Du biſt unglücklicher, als ich.

Mad. Seefeld. (ſtürzt in ſeine Arme)

Schmidt. Nehmen ſie mich als Sohn an, Madam; ich will ihnen alles ſeyn, was ich meiner Mutter bin —

Mad. Seefeld. (wendet ſich raſch nach ihm, und bedeckt das Geſicht)

Schmidt. Und ihren Segen verdienen. — Sie ſehen mich nicht an — Verſtoßen ſie mich?

Mad. Seefeld. (ſchüttelt den Kopf, und drückt ſeine Hand)

Sophie. Meine gute Mutter!

Neun-

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Ludwig, den Rechtler führt.

Rechtler. Trete er auch mit in die Reihe der ehrlichen Männer. (er legt ihm die eine Hand in Schmids, die andere in des Vaters Hard) Da halte er sich fest an. Nehme er Vater und Schwager für ein Lineal seiner Handlungen an; und wenn so der Weltschaum und die Hochmuthsblasen wieder aufsteigen wollen, so trete er sie in Gottes Namen unter seinen Fuß. Dann lebt er wie ein Ehrenmann. (er geht zu Madam Seefeld) Sie sind zerschlagenen Geistes, Frau Gevatterinn? Gratias! Die Kur ist gemacht, das Wundfieber wird sich geben. Sie erscheinen itzt wieder als eine feine, gute, ehrliche Hausfrau, und meritiren, daß sich ein alter Degenknopf vor ihnen bücke, und ihre Hand zum Munde führe, was ich denn hiemit thue: (er küßt ihre Hand) für die gethane glückliche Hauptkur an dem alten Amico aber, (er führt sie zu ihm) will ich heute noch mit einem schönen Abendliede, mit lauter Stimme gesungen, mein Herz ergötzen; dann mein Haupt sanft niederlegen, und schlafen wie Einer, der sei-

ne Sache mit Gottes Hülfe ganz geſcheid gemacht hat.

Lud. Seefeld, (umarmt ihn)

Seefeld. Mein treuer Freund!
Sophie. Mein zweyter Vater!
Ludwig. Mein Wohlthäter!

Ende des Stücks.

ne Sache mit Gottes Hülfe ganz geſcheid gemacht hat.

Mad. Seefeld. (umarmt ihn)

Seefeld. Mein treuer Freund!
Sophie. Mein zweyter Vater!
Ludwig. Mein Wohlthäter!

Ende des Stücks.

A. W. Iffland

Der Komet.

Eine Posse in Einem Aufzuge.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen. 1799.

Personen.

Der Buchbinder Balder.
Dessen Frau.
Justine, seine Tochter.
Chirurgus Krappe.
Advokat Grünstein.
Ein Gerichtsdiener.

Erſter Auftritt.

Das Arbeitszimmer des Buchbinders Balder. Einige Stöße ungebundener Bücher und anderes Geräthe liegen in der ſonſt reinlich eingerichteten Stube umher. Juſtine kehrt das Zimmer aus.

Juſtine allein.

Warum ich mich nur damit plagen muß? — Wenn denn doch alles zu Grunde gehen ſoll und muß — ſo iſt es ja gleichviel, ob die Stube ſo ausſieht, oder anders. Sie ſieht unmuthig umher. Es iſt ſchon ſo ſpät, mein lieber Grünſtein war noch nicht da; nun kommt er auch nicht mehr. Hinſchicken darf ich nicht. Ach, ſo ſoll denn der jüngſte Tag einbrechen, ohne daß ich ihn vorher geſehen habe! Sie ſetzt ſich, und trocknet ihre Augen mit dem Tuche. Ich bin recht unglücklich!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Advokat Grünstein.

Grünstein. Guten Abend, Justinchen!

Justine steht auf, verneigt sich, und sieht weg, um ihre Thränen zu verbergen.

Grünstein. Gar kein Wort zu mir?

Justine. Ach!

Grünstein. Hat mein gutes Mädchen kein freundliches Gesicht für mich?

Justine. Weinerlich. Es ist ja heute der Achtzehnte!

Grünstein. Ja so — heute geht die Welt zu Grunde.

Justine. Ihm näher rückend. Sie glauben es doch nun auch?

Grünstein. Nein, wahrhaftig nicht.

Justine. Es muß doch wohl gewiß seyn. Die Mutter will freylich nicht gern dran — aber der Chirurgus Herr Krappe —

Grünstein. Der Narr —

Juſtine. Ach, der hat es ſo gewiß gemacht, der Vater hat es uns ſo bedenklich und ſo beweglich vorerzählt, daß wir es nun feſt glauben.

Grünſtein. O es fürchten es wenigſtens mehr Menſchen, als ihr guten Leute.

Juſtine. Nicht wahr? Ach es iſt recht erbärmlich! Der Vater hat nun ſchon die ganze Zeit her alles Geld hergegeben, ſo daß er jetzt gar nichts mehr hat.

Grünſtein. Und der Herr Gevatter Krappe hat die ganze Zeit her brav mit gegeſſen und getrunken —

Juſtine. Ey freylich! So oft er uns den Kometen bewieſen hat, der heute die Welt zuſammen ſchlagen ſoll, ſo oft iſt allemal ſehr viel getrunken worden.

Grünſtein. Nun ja, das heißt wenigſtens den Untergang dieſes Hauſes gewiß machen, wenn auch die Welt ſtehen bleibt.

Juſtine. Freundlich. Glauben Sie denn im Ernſt, daß die Welt nicht verbrennt?

Grünſtein. Liebes Mädchen, laſſen Sie Sich nicht ängſtigen. Ich muß dieſen Tag vorbey gehen laſſen, eher iſt Ihr Vater nicht zu überzeugen.

Juſtine. Alſo werden wir morgen leben?

Grünſtein. Leben und glücklich ſeyn.

Juſtine. Glücklich? Nein! glücklich nicht! Herr Krappe hat den Vater ganz für ſich und ſehr gegen Sie eingenommen. Wenn wir morgen leben, ſo muß ich gewiß den entſetzlichen Narren heirathen.

Grünſtein. Daraus wird nichts.

Juſtine. Ich bitte Sie, verhindern Sie es; denn lieber will ich, daß uns der Komet erſchlägt, als daß ich den heirathe. Ach kommen Sie doch heute noch — ich bin ſo ängſtlich — der Vater will uns alle dieſe Nacht wohin führen —

Grünſtein. Dieſe Nacht? Wohin denn?

Juſtine. Das weiß ich nicht. Er ſagt, wir ſollten von der Welt kommen, daß wir nicht wüßten wie.

Grünſtein. Der Mann wird doch die Thorheit ſich nicht ſo weit verleiten laſſen —

Juſtine. Ach ja!

Grünſtein. Gut. So will ich denn heute noch die Sache ſo ernſtlich als möglich behandeln. Adieu, Juſtine.

Juſtine. Verlaſſen Sie uns nicht.

Grünſtein. Ich ſollte meine Braut verlaſſen?

Juſtine. Wir ſind arme Leute geworden —

Gränſtein. Ich bin nicht arm — und wäre ich arm, ſo könnte mich niemand ſo nennen, wenn er meine Braut ſieht.

Juſtine. Bin ich denn Ihre Braut?

Gränſtein. Wollen Sie es nicht ſeyn?

Juſtine. Ach! ich wohl — aber der Vater —

Gränſtein. Der verlangt nichts, als daß die Welt untergehe. Seyn Sie ruhig. Auf Wiederſehen! Geht ab.

Juſtine verneigt ſich. Der denkt nicht an der Welt Ende! Sie ſeufzt. Aber der Vater iſt auch ein vernünftiger Mann, und der behauptet es doch ſteif und feſt! — Ich will ihn noch einmal fragen — Sie läuft ihm nach.

Dritter Auftritt.

Balder, im Calçin, mit einer Schürze vor, tritt von der andern Seite ein.

Niemand hier? — Hm! Freylich, man ſieht überall nicht, daß die Leute zuſammen treten! das pflegt ſo zu ſeyn in den letzten Tagen. Er geht, die Arme auf den Rücken gelegt, umher. Wir treten nun dem gewaltigen Augenblick ſehr nahe. Er zieht die Uhr heraus, und ſagt ſehr bedenklich: Fünf

Uhr! Von fünf bis zehn Uhr — fünf Stunden — transit gloria mundi! — Er nimmt seine Schürze ab, legt sie sorgfältig zusammen, und auf den Tisch. Ade, Du lose Welt! Er geht wieder umher. Wir sind mit einander fertig. Man klopft, Balder bleibt stehen. Herein!

Vierter Auftritt.

Balder. Ein Gerichtsdiener.

Gerichtsd. Guten Abend, Herr Balder!

Balder. Gute Nacht, Herr Gerichtsdiener!

Gerichtsd. Verwundert. Was?

Balder schlägt ihn auf die Schulter. Ja, ja!

Gerichtsd. Es ist ja erst fünf Uhr.

Balder. Wie man's nehmen will. Er geht wieder umher.

Gerichtsd. schüttelt den Kopf. Da ist noch ein Schreiben vom Stadtrath an Ihn, Herr Balder.

Balder. Giebt sich der Stadtrath noch mit Schreiben ab?

Gerichtsd. Ey freylich!

Balder faltet die Hände. Nun! — lege Er es nur dahin.

Gerichtsd. Morgen iſt der Termin —

Balder. Das iſt nicht wahr —

Gerichtsd. Leſe Er nur —

Balder. Heute iſt der Termin.

Gerichtsd. Morgen um —

Balder. Heute Nacht um zehn Uhr.

Gerichtsd. Was?

Balder. Ja, ja!

Gerichtsd. Morgen Nachmittag um drey Uhr —

Balder lacht.

Gerichtsd. Um drey Uhr wird Sein Haus verkauft, wenn Er nicht bezahlen kann.

Balder. Dieſe Nacht um zehn Uhr ſchlafen alle Gläubiger und alle Schuldner in der ganzen Welt unter einer ſchweren Decke.

Gerichtsd. Herr Balder —

Balder. Dieſe Nacht um zehn Uhr habe ich abbezahlt.

Gerichtsd. Ich weiß nicht, wie Er mir vorkommt, Herr Balder.

Balder. Was ſchreiben wir heute?

Gerichtsd. Den Achtzehnten.

Balder. Alſo?

Gerichtsd. Er wird doch nicht ſo wunderlich ſeyn —

Balder. Um zehn Uhr kommt der Komet an Ort und Stelle. Um zehn Uhr bin ich und Er, der Stadtrath, mein Haus, und das Schreiben da, an Ort und Stelle.

Gerichtsd. Aber, Herr Balder —

Balder. Nun, nun! Gehe Er jetzt in Gottes Namen, und störe Er mich nicht in meiner Präparation.

Gerichtsd. Er ist ein so honetter Mann —

Balder. Das hoffe ich —

Gerichtsd. Die Obrigkeit hat immer viel auf Ihn gehalten.

Balder. Gleichfalls.

Gerichtsd. Der Herr Bürgermeister möchte Ihn so gerne — Aber lese Er doch nur die Schrift —

Balder. Ich lese nichts mehr.

Gerichtsd. Er möchte Ihm so gerne sein Häuschen erhalten.

Balder zuckt die Mütze. Ich bedanke mich.

Gerichtsd. Drum hat er —

Balder. Zu guter Letzt!

Gerichtsd. Er soll Sich noch einmal vernehmen lassen, ob Er vielleicht —

Balder. Ey was! das ist ja alles weltlich Wesen!

Gerichtsd. Bedenke Er doch —

Balder. Gute Nacht! — Indeſſen, da es denn der Herr Bürgermeiſter ſo gut mit mir meint, ſo will ich mich auch erkenntlich beweiſen.

Gerichtsd. Wie denn?

Balder. Durch einen guten Rath. Empfehle Er mich dem geſtrengen Herrn, und ſage Er ihm, ich ließe ihm rathen, mit dem ganzen Stadtrath dieſe Nacht vor zehn Uhr hinaus zu gehen auf das Blachfeld.

Gerichtsd. Was ſoll der Stadtrath da machen?

Balder. Erſtens wird er dort in Compagnie verſchlungen, welches allemal anſtändiger iſt, auch die Angſt mindert.

Gerichtsd. lacht. Herr Balder —

Balder. Zweytens fallen ihnen keine Häuſer auf die Köpfe; und da nicht alle Köpfe vieles vertragen können, ſo erſtickt der geſammte Stadtrath auf dieſe Manier ganz piano im Sande, welches die gelindere Todesart iſt. Hiermit will ich, als ein redlicher Bürger gemeiner Stadt, mein Stimmenrecht zum letzten Male geübt haben.

Gerichtsd. Er iſt nicht recht bey Sinnen.

Balder. Es wird Euch ſchon einleuchten, wenn der lange Kirchthurm Euch an der Naſe her-

ab rutscht. Ehe Ihr nicht so ein Audi bekommen habt, eher hört Ihr auch nicht!

Gerichtsd. Nun, wir wollen's abwarten. Indeß sey Er so gut, und bezahle Er mir für die Insinuation meine Gebühren.

Balder. Ich rühre kein Geld mehr an.

Gerichtsd. Aber ich will's anrühren.

Balder. Ich habe auch kein Geld mehr.

Gerichtsd. Wie? die paar Groschen.

Balder. Keinen rothen Heller, und wenn Ihr das Haus umkehrt.

Gerichtsd. Er ist verrückt —

Balder. Das habe ich ausgerechnet, daß eben heute das letzte Geld für eine Flasche Wein ausgegeben ist.

Gerichtsd. Nun, nun! Ihr werdet wunderlich drein sehen, wenn Ihr morgen früh aufwacht, die Bäcker- und Kramladen noch alle offen sind wie heute, und Eure Taschen sind leer.

Balder. Bedient Euch für Eure Person gleichfalls meines guten Rathes, und geht mit dem Stadtrathe hinaus zum gelinden Versinken: so seyd Ihr bezahlt.

Gerichtsd. Bediene Er Sich meines guten Rathes, und sehe Er Sich nach einem Logis um, das über der Erde ist; denn dieß Haus wird morgen verkauft. Geht ab.

Balder. Dergleichen Leuten iſt nicht zu helfen; ſie glauben nicht, bis ſie die Poſaune hören.

Fünfter Auftritt.

Balder. Juſtine.

Balder. Nun, wo ſteckt Ihr denn zuſammen, Du und Deine Mutter?

Juſtine. Ich war vorher ganz getröſtet; aber die Mutter geberdet ſich recht kläglich, nun bin ich wieder angſt.

Balder. Gott Lob! ſo glaubt ſie doch endlich! Geſtern lachte ſie noch mitunter.

Juſtine. Heute nicht.

Balder. Gut.

Juſtine. Sie beſinnt ſich recht ängſtlich auf alle ihre Sünden, wie ſie ſagt.

Balder. Das geht nun in einem hin.

Juſtine. Sie hat mich in die andre Ecke der Stube geſtellt, ich ſoll mich auf meine Sünden beſinnen.

Balder. Nun?

Juſtine. Ach, es iſt nicht viel.

Balder. Aber doch —

Juſtine. Gewiß, Vater, es iſt — Weinerlich. es iſt gar nicht der Mühe werth, daß deßwegen ein Komet kommt.

Balder. Wir wollen vorher noch jedem das Seine geben, ſo gut wir können. Hilf mir die Bücher hertragen.

Sie legen einen Theil der rohen Bücher auf den Tiſch an der einen Seite.

Balder. Bindfaden.

Juſtine bringt ihn. Die Bücher gehören Herrn Grünſtein.

Balder. Ja. Er ſortiert, und bindet ſie in ein Paket. Die ſoll ihm der Junge noch hintragen, ehe es losgeht.

Juſtine. Ach!

Balder. Mag er doch mit den Büchern hinab fahren!

Juſtine. Dieſe Bücher —

Balder. Es ſind ſo Bücher von denen, die an der Welt Untergang nicht glauben wollen.

Juſtine. Er glaubt auch nicht daran, lieber Vater.

Balder. Leider! Nun, er wird es fühlen, wenn ihm ein paar Nachbarshäuſer auf die Arme fallen; dann hat er den Glauben in der Hand.

Juſtine. Ach! das iſt ſchrecklich!

Balder. Nun, Er ſtemmt die Arme in die Seite. was ſoll das? Ich habe Dir ja geſagt, Du gehſt mit uns unter im Freyen.

Juſtine. Lieber Vater! Sie nimmt ſeine Hand. ich möchte ſo gerne mit ihm untergehen!

Balder. Siehſt Du — es iſt jetzt Dein Glück, daß der Welt Ende vor der Thüre iſt, ſonſt wollte ich Dir Mores lehren.

Juſtine. Aber —

Balder. Was? mit ſo einem Zweifler an den unläugbarſten Dingen —

Juſtine. Schnell. Vater!

Balder. Was ſoll's?

Juſtine. Wenn's aber nun möglich wäre — wenn die Welt noch auf der Welt bliebe —

Balder. Es iſt nicht möglich.

Juſtine. Wenn der Komet —

Balder. Heute iſt der Achtzehnte.

Juſtine. Wenn er noch ausbliebe —

Balder. Um zehn Uhr ſtößt er an die Welt. Paff — das alte Machwerk poltert zuſammen — Gute Nacht!

Juſtine. Wenn ſich nun der Komet verſpäten könnte —

Balder. Das ist nicht möglich. Wäre es aber — so ist es eine Galgenfrist — denn er kommt doch.

Justine. Nun, ich meine so — wenn Ihr mich denn — bis er kommt — den Advokaten Grünstein heirathen lassen wolltet?

Balder. Wenn auf dieser gebrechlichen Welt noch von Heirathen die Rede seyn könnte, so heirathetest Du den Herrn Gevatter Krappe.

Justine. Vater, das kann ich nicht.

Balder. Was?

Justine. Lieber soll uns der Komet umfassen!

Balder. Der Herr Gevatter ist ein Mann, der noch etwas glaubt.

Justine. Ja — Unheil.

Balder. Mit dem man von etwas sprechen kann —

Justine. Vom Versinken.

Balder. Davon ist die Rede.

Sechster Auftritt.

Vorige. Frau Balder.

Fr. Balder. Ich habe Deinen Sonntagsrock zurecht gelegt.

Balder. Gut.

Fr. Balder. Auch die neue Perücke.

Balder. Wohl! ich will mich anziehen.

Fr. Balder. Ach!

Balder. Ja, ja! Sieht nach der Uhr. Halb sechs Uhr. Um neun Uhr gehen wir zusammen hinaus.

Juſtine. Zum Untergehen?

Balder. Freylich.

Fr. Balder. Mein schönes Tischzeug!

Balder. Es wird bald vorüber gehen.

Fr. Balder. Meine schönen Kleider!

Balder. Ein Glück, wer es noch vorher wüſs.

Fr. Balder. Das allerliebſte Stück Leinewand, das ich erſt von der Bleiche bekommen habe!

Balder. Weltlich Weſen!

Fr. Balder. Ach lieber Mann — das habe ich die Tage meines Lebens ſo gern gehabt!

Balder. Wo der Herr Gevatter nur bleiben mag?

Fr. Balder. Ich wollte, er wäre niemals gekommen.

Balder. Er hat es mir gewiß und feſt verſprochen mit hinaus zu gehen.

Juſtine. Ach! wenn er doch allein untergehen wollte!

Balder. Unſer Freund verläßt uns nicht in der Noth, und wir wollen ihn auch nicht verlaſſen.

Fr. Balder. Wenn er Dir nur die vier hundert Thaler bezahlen wollte, die er Dir ſchuldig iſt!

Balder. Vom Gelde iſt keine Rede mehr.

Fr. Balder. Wenn aber die Welt ſtehen bleibt —

Balder. So ſchenke ich dem Herrn Gevatter den Schuldſchein zur Ausſteuer.

Fr. Balder. Was? und das Haus würde verkauft?

Balder. Die Gläubiger zu bezahlen.

Fr. Balder. Und der widerwärtige Keri ſollte —

Balder. Mit dem Herrn Gevatter Krappe im Sterben, mit dem Herrn Gevatter Krappe im Leben, dabey bleibt es.

Fr. Balder. Mann, wenn es nichts iſt mit dem Untergange, ſo kratze ich dem Herrn Gevatter die Augen aus.

Juſtine. Da habt Ihr Recht, liebe Mutter!

Fr. Balder. Ich ſoll mich ſo geängſtigt haben, ſoll meine Sünden umſonſt ins Gedächtniß gerufen, ſolche bittere Thränen über meine Sünden umſonſt vergoſſen haben? Das vergebe ich dem Keri nun und nimmermehr!

Balder. Sage mir — hm! hm! Du biſt da auf ein Kapitel gerathen — Juſtine gieb dem Jungen die Bücher, daß er ſie gleich zu Grünſtein trage.

Juſtine. Ja, Sie nimmt das Paket. und daß er ihn herbeſtelle.

Siebenter Auftritt.

Balder. Frau Balder.

Balder. Sage mir, Frau, was ſind denn das für Sünden, die Dich ſo alterieren?

Fr. Balder. Ach!

Balder. Das bin ich doch kurios zu wiſſen.

Fr. Balder. Sie gehen Dich nichts an.

Balder. Das finde ich zum Exempel zu guter Letzt noch recht impertinent!

Fr. Balder. Ich habe mich damit ſchon eingerichtet — Der unglückſelige Komet kann an die Welt anrumpeln wenn er will, ich kann kein Thränchen mehr vergießen, als ſchon geſchehen iſt. Damit holla, in Gottes Namen!

Balder. Die Sünden einer Frau können keinen Menſchen näher angehen, als den leiblichen Mann. So lange die Welt noch nicht umgeworfen iſt, kann mir auch die Kurioſität nicht benommen ſeyn.

Fr. Balder. Ach, ach!

Balder. Sey offenherzig, liebe Frau, daß wir ohne Argwohn, und ohne Skandal hinunter fahren.

Fr. Balder. Lieber Mann, laß es gut ſeyn Wenn der Spektakel los geht —

Balder. Um zehn Uhr.

Fr. Balder. Nun ja! dann will ich Dir alles in der Geſchwindigkeit bekennen.

Balder. Das geht nicht.

Fr. Balder. Ach ja!

Balder. Nein!

Fr. Balder. Warum nicht?

Balder. Ich habe mir vorgenommen, daß wir, wie es chriſtlichen Eheleuten ziemt, in der Umarmung verſinken wollen.

Fr. Balder. Ach ja, ja, ja!

Balder. Wenn Du mir nun in dem Getümmel noch eine Malice bekennen mußt, ich entſetze mich, ſtoße Dich ein Bischen weg — indem fahren wir ab — ſo ſage einmal, in was für einer meſchanten Lage kommen wir hinunter?

Fr. Balder. Freylich!

Balder. Was für ein nachtheiliges Aufſehen muß das geben!

Fr. Balder. Wo denn?

Balder. Wo wir hinkommen werden. Das iſt das einzige, worüber der Herr Gevatter und ich noch nicht zum Schluß haben kommen können,

ob es nämlich erſt noch in einen andern Planeten geht, oder gerade zum letzten Termin.

Fr. Balder. Freylich, freylich! Ach, ich klägliche Sünderin! nun kommt die Angſt wieder! Ach!

Balder. Drum bekenne.

Fr. Balder. Ja, ja! Sieh, mein Schatz, weil ich gern ehrbar, und doch zierlich einher gegangen bin —

Balder. Ja, das hat mich viel gekoſtet.

Fr. Balder. Ach, das iſt wahr! Aber Du weißt doch nicht alles, lieber Mann.

Balder. Das glaube ich ſelbſt, mein Schatz.

Fr. Balder. Ich habe es mit dem Marktgelde nicht ſo genau genommen, mein Kind.

Balder. Das geſtehe ich!

Fr. Balder. Was aber dafür angeſchafft iſt, iſt alles da.

Balder. Nun, dieſe Sünde geht mit unter.

Fr. Balder. Mein Kleiderſchrank — ja, das iſt ja eben mein Wehklagen.

Balder. Weiter!

Fr. Balder. Sie ſeufzt.

Balder ſieht nach der Uhr. Noch vier Stunden.

Fr. Balder. Ach, es iſt erſchrecklich! Ich bin noch in meinen beſten Jahren!

Balder. Darnach fragt der Komet nicht.

Fr. Balder. Ich habe ſo mein Wohlgefallen an der Welt, wie ſie iſt.

Balder. Leider!

Fr. Balder. Und auch an Dir.

Balder. Ich bedanke mich.

Fr. Balder. Beſonders die letzten Jahre her.

Balder. So?

Fr. Balder. Ja! Die letzten Jahre her habe ich Dich wegen Deiner beſondern Gutmüthigkeit gleichſam lieb gehabt.

Balder. Das geſtehe ich! Nun, und die erſten Jahre? wie war es da gleichſam?

Fr. Balder. Ja — die erſten Jahre — Ach, nimm mir's nicht übel, Du hätteſt es gewiß nicht erfahren, wenn nicht die Welt untergehen wollte — Die erſten Jahre — biſt Du mir nicht beſonders hübſch vorgekommen.

Balder. Sieh! ſieh!

Fr. Balder. Die erſten Jahre habe ich mir nicht erſtaunlich viel aus Dir gemacht —

Balder. Es iſt mir zuweilen ſo vorgekommen.

Fr. Balder. Damals hat der geiſtliche Herr bey uns gewohnt —

Balder. Frau!

Fr. Balder. Eine Treppe hoch —

Balder. Die Welt iſt noch nicht unterge-gangen.

Fr. Balder. Damals habe ich gedacht —

Balder. Es ſtehen noch ab und an verſchie-dene herrenloſe Baculi im Hauſe.

Fr. Balder. Daß er doch hübſcher wäre, als Du.

Balder. Der Gerechtigkeit wegen kann ich noch vorher meinen Zorn an Dir exercieren.

Fr. Balder. Und da habe ich oft gedacht, wenn es doch Gott ſo hätte fügen wollen, daß er mein Mann wäre, oder würde, und wenn er Dich deshalb in ſein Freudenreich aufnehmen wollte!

Balder. Ey Du malitiöſeſte Perſon!

Fr. Balder. Aber alles in Ehren und mit Sitte.

Balder. Sind das die Gedanken einer Ehe-konſortin?

Fr. Balder. Ach, wer dachte denn damals, daß der Komet kommen würde!

Balder. Dieſe hohe Ankunft iſt's auch allein, was Dich vor ſchweren Prügeln ſalviert. An dem vornehmen Tage mag es hin und mit hinabgehen. Außerdem würdeſt Du, mit Beyhülfe eines Stek-kens, Dich in etwas malträtiert befinden.

Achter Auftritt.

Vorige. Chirurgus Krappe.

Krappe. Herr Gevatter, Herr Gevatter — es geht friſch drauf los.

Fr. Balder. Gott ſteh' uns bey!

Balder. Wirklich? Nun?

Krappe. Wenn ich etwas geſagt habe — ſo kann ich dreiſt ſprechen: dixi!

Balder. Nun, was meinſt Du nun?

Krappe. Ein Kranker oder Geſunder unter meinen Händen — ſobald ich ſage: Es hilft nichts, er muß fort — richtig hat er mir abmarſchieren müſſen.

Balder. Allemal.

Krappe. Nun, ſo jetzt mit dem Weltkörper — er marſchiert, ob er will oder nicht.

Fr. Balder. Iſt denn der Komet ſchon zu ſehen?

Krappe. Was habe ich geſagt? Habe ich nicht geſagt, drey tauſend Meilen von hier iſt der Standort; den Sechzehnten tritt er den Marſch an,

alle Tage tausend Meilen; heute ist der Achtzehnte; sechzehn, siebzehn, achtzehn zu tausend Meilen — facit drey tausend Meilen. Summa — heute ist der Kerl da, da hilft kein Singen und Beten.

Balder. Natürlich!

Fr. Balder. Aber wenn er sich nun heute spät auf den Weg gemacht hätte?

Krappe. Das ist seine Sache.

Balder. Natürlich, Herr Gevatter!

Fr. Balder. So träfe er später ein.

Krappe. Darin kann man ihm nichts vorschreiben.

Balder. Natürlich, Herr Gevatter!

Krappe. Spät oder früh — gleichviel.

Balder. Natürlich!

Krappe. Kommen wird er.

Fr. Balder. Ach Gott!

Krappe. Zehn Uhr — so sage ich.

Balder. Das ist ja ganz natürlich, Herr Gevatter!

Krappe. Wir bleiben Freunde.

Balder. Auf der Erde, oder unter der Erde.

Krappe. Natürlich, Herr Gevatter!

Fr. Balder. Was machen denn die Leute in der Stadt?

Krappe. Ach du Gott!

Fr. Balder. Nun?

Balder. Das bin ich auch begierig.

Krappe. Davon wäre vieles zu reden! Zittern und Zagen, Heulen und Zähnklappern.

Balder. Sehe mich der Herr Gevatter an, bey mir iſt kein Zähnklappern zu ſehen und zu hören.

Krappe. Wem dankt Ihr das, Gevatter?

Balder. Ihm, Herr Gevatter! Nur meine Frau die heult ab und an.

Krappe. Iſt ja natürlich, Herr Gevatter! Primo iſt ſie ein Weib —

Balder. Ja, und secundo ein Bißchen gottlos geweſen, wie ſie geſtanden hat.

Krappe. Wäre der Kukuk? Ich ſage es, der Komet hat ſein Gutes, bringt manchen in dieſen Tagen zur Räſon.

Fr. Balder. Iſt denn ſchon ein Aufſtand in der Stadt?

Krappe. Jämmerlich, Frau Gevatterin! jämmerlich! Da ſind, die ihr Haus beſtellen — andere, die nach den Sternen ſehen — andere, die ſich bey der innerlichen Gemüthsangſt — doch nur quasi von weitem — erkundigen; die ſind denn von der wahren Galgenangſt penetriert. Es iſt ein Fahren, Gehen, Reiten, Forſchen — In Summa, die allgemeine Konſternation iſt da.

Balder. Natürlich, Herr Gevatter!

Krappe. Soll ich sagen, was wir jetzt thun müssen?

Balder. Nun?

Krappe. Ein rechtes Courage-Stück ausgehen lassen.

Balder. Ich bin so bereit als willig dazu.

Fr. Balder. Ich nicht. Ich habe gar keine Courage.

Krappe. Schämt Euch! Seht! — thun wir, als ob gar nichts wäre. Verlobt mir vor ein paar Zeugen das Justinchen — cediert mir den Schuldschein, der ja ohnedieß vom Kometenfeuer in ein paar Stunden zum Fidibus mortificiert wird. Hernach trinken wir ein paar Bouteillen Wein, und dann laßt den Teufel brummen.

Balder. Herr Gevatter —

Fr. Balder. Wenn die Welt stehen bliebe —

Krappe. Ist ja nicht möglich!

Balder. Freylich! Aber das ist doch gar zu weltlich.

Krappe. Courageux ist es, Courageux, Gevatter! — So müßt Ihr handeln! Das hat sich noch kein Buchbinder unterstanden — das bringt Ehre!

Fr. Balder. Wenn die Welt untergeht? Wo denn?

Krappe. Nun — posito — nehmen wir an — ſo ein Klümpchen Welt läßt der Komet wohl ſtehen — zum Wahrzeichen.

Fr. Balder. Dann wollte ich, es beträfe unſer Eckchen hier.

Balder. Das will ich mir ſehr verbitten; denn meine ganze Präparation und übrige Einrichtung iſt zur Abfahrt gemacht. Es muß heute alles zum Ende gehen — anders thu' ich es nicht.

Neunter Auftritt.

Vorige. Advokat Grünſtein.

Grünſtein. Guten Abend.

Krappe. Haha, haha! da iſt er auch. Nun der Achtzehnte iſt da.

Grünſtein. Und der Neunzehnte wird morgen ſeyn.

Krappe. Ich ſage Nein!

Grünſtein. Ihr ehrlichen Leute dauert mich.

Balder. Sie dauern mich, Sie — denn Sie werden in allen Ihren Zweifeln getroffen.

Krappe. So iſt's! In Zweifeln erſchlagen. Ich ſage Ihnen — machen Sie Ihre Rechnung. Gott — gehen Sie — gehen Sie hinaus. Ich kann

Sie nicht ansehen. Es überfällt mich ein Grausen bey Ihrem Anblick.

Grünstein lacht. Warum?

Krappe. Gevatter, ehrliche Frau Gevatterin, denken Sie Sich einen Advokaten, dem der Komet unbereitet ins Angesicht leuchtet, und ihn zum letzten Termin abruft, wo ihm Berge und Hügel als Replik und Duplik auf den Hals fallen. Seht ihn nur an, ich meine er zähnklappert schon.

Grünstein. Denken Sie Sich alle die seligen Patienten, die Ihnen die schief kurierten Glieder vorhalten, und auf einmal mit lauter Stimme die gestohlnen Lebensjahre abfordern. Bey meiner Seele, das wird ein Chor, über dem man das Prasseln und Toben des Weltunterganges nicht vernehmen wird.

Krappe. Gevatter, Ihr seht doch, daß die Angst aus ihm faselt?

Balder. Nun, was wollen Sie denn eigentlich?

Grünstein. Daß Sie bedenken, daß Sie morgen und noch viele Jahre, hoffe ich, essen müssen und wohnen.

Fr. Balder. Das wäre schön.

Balder. Wäre entsetzlich! Aber —

Krappe. Ist nicht daran zu denken — Sind morgen alle mausetodt.

Grünstein. Daß morgen Ihr Haus verkauft werden soll.

Krappe. Unter der Erde.

Grünstein. Daß dieser Mensch Sie nur in Angst gejagt hat, um Sie nicht zu bezahlen, und Justinen zu besitzen.

Balder. Tasten Sie mir den Herrn Gevatter nicht an!

Fr. Balder. Ach ja, liebster Herr Grünstein; tasten Sie ihn durch und durch.

Grünstein. Nun im Ernst denn. Herr Krappe — was werden Sie dann sagen, wenn, trotz Ihrer festen Prophezeihung, die Welt morgen noch steht?

Krappe. Was ich dann sagen werde?

Balder. Gevatter, setzt zahlt ihn aus.

Krappe. Was ich sagen werde?

Balder. Schlagt ihn mit Kernbeweisen zu Boden.

Grünstein. Noch einmal — was werden Sie sagen, wenn die Welt morgen, übermorgen, und noch viele Jahre stehen wird?

Krappe. Wenn morgen, übermorgen, und noch viele Jahre — viele Jahre?

Grünstein. Ja.

Krappe. Außer sich. Eine Schale mit Wasser, Frau Gevatterin, eine Schale mit Wasser!

Fr. Balder. Antwortet doch erſt —

Krappe. Um Gottes willen, eine Schale mit Waſſer! Gleich! zur Stelle!

Balder. Hole ſie.

Fr. Balder geht ab.

Krappe. Ich will's ihm zeigen! Ich will's ihm zeigen, woran wir ſind. Ich will's ihm zeigen! Hm! Was ſagt er nun? Was ſagt der Herr, wenn ich beweiſe?

Grünſtein. Ich will mir beweiſen laſſen.

Balder. Da findet gar kein Diſputieren Statt —

Grünſtein. Aber jede Sache will Unterſuchung —

Balder. Nein, Sapperment! Wenn ich nur erwähnen will, wie ſich die Bücher widerſprechen, die ich alljährlich eingebunden habe, wie darin die armen Menſchenkinder bald alle rechts, bald alle links getrieben, umgeworfen, wieder aufgerichtet, heute auf den Kopf, und morgen auf die Füße geſtellt werden — ſo muß ja das allein ſchon ohne Komet beweiſen, daß daraus, wie aus dem konfuſen Rath vor der Zerſtörung Jeruſalems, unmittelbar das letzte Ende gedeihen muß.

Krappe. Reden wir von den Menſchen, Herr Gevatter, wie ſie unſer einem unter die Hände

kommen, ſo iſt es ja klar, daß der Stoff alle Tage nichtsnützniger wird! Facit? Weltende!

Fr. Balder mit einer nicht zu tiefen Schuſſel mit Waſſer. Da iſt Waſſer.

Krappe. Gut. Einen Tiſch in die Mitte — daher — vor mich hin!

Balder bringt ihn.

Krappe. Die Schale darauf!

Fr. Balder ſetzt die Schale auf den Tiſch. Hier.

Krappe. Nun.

Grünſtein ſieht in die Schüſſel. Iſt das der Beweis?

Krappe. Tauſend Element! Mein Beweis wird ſo klar wie das Waſſer ſeyn! Einen Bogen Papier, Herr Gevatter — einen Bogen Papier — geſchwind!

Balder. Es iſt kein Papier mehr im Hauſe.

Krappe. Herr! meine Ehre ſteht auf dem Spiele!

Grünſtein. Allerdings.

Krappe. Schaffen Sie mir einen Bogen Papier!

Alle ſuchen in den Taſchen, und bruten an, daß ſie keines haben.

Krappe. Auf dieſem Bogen Papier beruht jetzt die ganze Welt, ſage ich! Ich ziehe einen

Bogen aus den Büchern. Er geht hin, und zieht aus den ungebundenen Büchern einen Bogen.

Fr. Balder. Das sind ja ganze Werke.

Krappe. Thut nichts, man kann sie lesen; der Bogen kann heraus genommen seyn, und es fehlt doch nichts. Mein Beweis muß triumphieren — Sapperment!

Grünstein. Dem Beweise zu Ehren — ich bezahle das Werk.

Krappe. Acht gegeben! Er formiert aus dem Bogen eine Art Ballon. Seht Ihr das — hier dieses Wesen, welches eine runde Kugel vorstellen soll? Antwortet alle!

Alle. Wir sehen es.

Krappe. Dieß ist die Welt. Merken Sie Sich es alle wohl; dieß ist also die Welt. Haben Sie Sich alle gemerkt, daß dieß die Weltkugel ist?

Alle. Ja.

Krappe. Gut! so weit sind wir.

Grünstein. Ich hoffe, wir werden weiter kommen.

Krappe. Verehrungswerthe Zuhörer, ich bitte, Er legt das Papier hin. daß ich nicht gestört werde; sonst gehe ich fort, spreche kein Wort mehr, und Sie gehen ohne Beweis unter.

Grünstein. Ich sage kein Wort mehr — beweisen Sie.

Balder stampft mit dem Fuße, und sagt erbost zu seiner Frau: Jetzt sage noch ein Wort, so wirst Du sehen was es giebt.

Fr. Balder. Ey um Gottes willen, ich habe ja nicht gesprochen, als wenn ich gefragt wurde.

Krappe. Still!

Balder. Halte den Athem an Dich.

Krappe. Meine Herren, Sie machen mir es sehr sauer! Zur Sache! Hier — da — in der vor uns stehenden Schüssel ist Wasser befindlich. Dieses Wasser, wenn ich — Jetzt belieben Sie erstaunlich genau Acht zu geben — dieses Wasser, wenn ich dieses Papier, welches die Weltkugel, nach vorher gegebenen Begriffen, vorstellt — wenn ich diesen für die Weltkugel ausgegebenen Körper über dieses Wasser halte — so stellt dasselbe Wasser jenes unsre Weltkugel umgebende allgemeine Weltmeer vor. Haben Sie das verstanden? Sagen Sie mir, werthe Zuhörer, ob Sie das — mit der Weltkugel und dem Weltmeer hinlänglich kapiert haben?

Alle schweigen.

Krappe. Aber um Gottes willen, ich docire mir die galopierende Lungensucht an den Hals, ohne daß meine verehrten Zuhörer ein Zeichen des Lebens, geschweige Begreifens, von sich geben! Er legt das Papier weg und setzt die Schale hin.

Grünstein. Zum Teufel, wir sollen ja nicht reden!

Balder. Zur Frau. Sprich — haſt Du's begriffen?

Fr. Balder. Ja — Nein — Ja, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht.

Krappe trocknet ſich die Stirne. Weiter! Er hält die Waſſerſchale in die Höhe, das Papier drüber. Nun der Beweis — Alſo hier — Acht gegeben, keine Diſtraktionen — hier oben Weltkugel, unten Weltmeer — Herr Gevatter, geſchwind noch einen Bogen Papier.

Balder läuft hin und holt einen.

Krappe. Geſchwind!

Balder bringt ihn. Hier.

Krappe. Machen Sie mir geſchwind noch eine dito Welt.

Balder. Wozu?

Krappe. Im Nothfall — wenn meine hier vor der Zeit zu Grunde ginge. Er bleibt in der vorigen Stellung.

Balder hält den Bogen auf den Rücken. Herr Gevatter, da thue ich Einſpruch.

Krappe. Was? in mein Weltſyſtem? Gevatter, bringt mich nicht in Rage!

Balder. Was dann wird, wenn dieſe Welt untergegangen iſt, darüber ſind wir noch nicht einig geworden, das wißt Ihr!

Krappe. Es ist ja hier nur von einem Experiment die Rede, vom Beweise, daß unsere Welt platt geschlagen werden, oder verbrennen muß, nicht von der Welt, die dann entstehen wird! Macht eine zweyte Welt, ich schlage die eine platt, und verbrenne die andere. Was hier an zweyen probiert werden soll, stellt das Entweder oder vor, was diese Nacht an unsrer Welt geschieht. Verstanden?

Balder. Das ist ein andres. Er macht die zweyte Weltkugel. Da hier ist die Welt.

Krappe. Hingelegt!

Balder legt sie auf die Erde.

Krappe. Hier auf den Tisch!

Balder legt das Papier auf den Tisch. So ungestüm habe ich ihn noch nie gesehen.

Krappe. Jetzt gebt mir ein Licht in meine rechte Hand!

Balder giebt ihm das Licht. Hier! hier ist es!

Krappe. Nun — hier in der Linken die Weltkugel, nebst dem sie umgebenden Weltmeer — hier in der Rechten das Talglicht, welches Talglicht vorstellt — Acht gegeben — keine Distraktionen, meine Herren — welches Talglicht für diesesmal nicht ein Talglicht vorstellt, sondern den bewußten verderblichen Kometen quaestionis. Er hält das Licht fern. In jener Gegend und Ferne, in welcher ich das Talglicht, oder den Kometen, vom

Papier oder der Welt entfernt halte, hat der unvergleichliche Pariſiſche Menſch das allgemeine Weltelend, den Zornprügel, oder den Kometen, wie weit er von unſrer Welt entfernt iſt, gewitzert. Er rückt näher mit dem Lichte. Hier ſteht der Komet den Sechzehnten, marſchiert ſelben Tag ab tauſend Meilen, Er rückt näher. marſchiert den Siebzehnten tauſend Meilen. Er rückt näher mit dem Arme. Allons — Gott ſteh' uns bey — ſo nahe ſtand er heute morgen den Achtzehnten — Acht gegeben! Nun iſt er ausgerückt, marſchiert tauſend Meilen, und — Acht gegeben! — der Komet wird ſich gleich in den letzten Marſch ſetzen — Nun — nun wird er entweder mit ſeiner Force gegen die Erde ſtoßen — ſehen Sie — Er fährt mit dem Lichte ſo ſtark gegen das runde Papier, daß das Licht auslöſcht, und das Papier platt wird. Bautz! — da haben wir's! Der Komet iſt zwar von dem ſtarken Stoß gegen die Erde ausgelöſcht, hat aber mit ſeiner Gewalt die Erde platt geſchlagen. Jeder ehrliche Chriſtenmenſch kann voraus ſehen, daß unſere Gebeine bey dieſem Plattſchlagen unmöglich etwas gewinnen können. He! habe ich Recht?

Balder. Herr Grünſtein, das iſt klar — dagegen läßt ſich nichts ſagen.

Krappe. Das Licht angeſteckt!

Fr. Balder thut es, und bringt es ihm.

Krappe. Alſo — entweder werden wir heute um zehn Uhr dermaßen platt geſchlagen, oder — Ächt gegeben! der Komet macht ſeine drey Tagereiſen, und rückt nicht mit ſolcher Vehemenz gegen die Welt, reiſet langſamer, und Er rückt allmählich gegen das genommene zweyte Papier. ſengt uns peu à peu ganz gelinde braun und blau, bis er — Hier ergreift das Licht das Papier. uns in Flammen verzehrt, wie Figura zeiget. Nun frage ich jedermann, der da weiß was Feuer iſt, ob es uns wohl gehen kann, wenn wir allmählich abgebrüht, und zuletzt pulveriſiert werden? he?

Balder. Er hat obgeſiegt, Herr Gevatter — es bleibt dabey — um zehn Uhr ſind wir kaput.

Grünſtein. Woher haben Sie die Gewißheit, daß dieß gerade den Achtzehnten, und eben um zehn Uhr ſo oder ſo geſchehen müſſe?

Krappe. Das ſagt die ganze Welt, und die ganze Welt lügt nicht.

Grünſtein. Und von wem hat es die ganze Welt?

Krappe. Von einem extra berühmten Herrn in Paris.

Grünſtein. Wo hat der es eigentlich ſo beſtimmt geſagt?

Krappe. Machen Sie mir den Kopf nicht warm!

Grünstein. Und wenn nun nach zehn, nach hundert Jahren die Welt noch steht? he?

Krappe zuckt die Achseln.

Balder. Herr Gevatter, das statuiren wir ja nicht.

Krappe. Freylich nicht. Allein, wenn es sich zutrüge — lieber Gevatter — so — so wäre es ein — ein Naturspiel.

Balder. Was? — das wäre ein verdammter Streich! Ich habe weder zu beißen noch zu brechen, wenn wir heute nicht untergehen.

Grünstein. Und doch wird das so seyn.

Krappe. Es ist freylich möglich, daß wir allenfalls jetzt nicht untergehen —

Balder. Was? was sagt Er da?

Krappe. O ja! So ein Komet ist — wie will ich sagen? feurig — und alles Feurige hat Kapricen — Nicht wahr, Herr Grünstein?

Grünstein. Weiter!

Balder. Herr Gevatter — Ihr müßt bey Eurem Satze bleiben, oder es geht nicht gut.

Krappe. Das thue ich auch. Ich will allemal noch, daß der Komet die Welt zerschlägt; aber wenn nun der Komet nicht will?

Balder. Was? diese Welt mit Kirchen und Schulen stände morgen noch frisch da, und ich —

nüchtern und arm in der Welt — und Ihr hättet mich zum Narren gehabt? Gevatter! so wahr ich lebe, dann würde ich Eure Gliedmaßen mit Prügeln beſchweren.

Grünſtein. Immerhin!

Krappe. Meint Ihr zu triumphieren? Nichts da! Ich habe eine neue Theorie. Bleibt die Welt ſtehen, ſo behaupte ich noch immer, ſie hätte eigentlich untergehen ſollen, um eine vernünftige Rechnung zu beſtätigen — will Euch aber ſagen, wie es ſich verhält, daß ſie nicht untergeht. Das iſt der große Hauptbeweis, auf den ich Euch heraus gefordert habe. — Licht her! Die vorhin zuſammen geknetete Welt kann uns ſchon noch einmal dienen. Geht der Komet, und nimmt den dritten Tag ſeinen Fall zu kurz, ſo berührt er — gebt Acht — die Welt nicht — Er fährt zwey Finger breit vom Papier entfernt vorbey, und hält gegen dem Papier über ſtill. ſenkt ſich, fällt in das Weltmeer — Er taucht das Licht ins Waſſer. löſcht aus — und unſre Welt iſt in salvo, wobey wir uns insgeſammt alsdann wohl befinden.

Balder. Herr Gevatter, Herr Gevatter! Ihr ſeyd ein maliti:ſer Variant! Ich möchte Euch Euer Weltmeer über das Angeſicht gießen, und mit ſeinen irdenen Ufern den Globus Eures Kopfes dergeſtalt platt ſchlagen, daß er ein wahres Syſtem der untergegangenen Welt vorſtellen könnte.

Krappe. Ich habe Euch Faſſung gegen ein groſses Unglück gegeben, wenn es kommt. Wenn es nicht kommt, braucht Ihr keine Faſſung.

Fr. Balder. Leere Taſchen habt Ihr ihm gemacht; denn er brauchte kein Geld, weil die Welt aufhörte. Die bleibt nun, aber niemand giebt ihm ſein Geld wieder.

Balder. Herr Grünſtein, wenn die Welt nicht um zehn Uhr untergeht, muß ich mich aufhängen.

Grünſtein. Nicht doch!

Balder. Meine Schürze — Frau — meine Schürze her — Wenn wir den morgenden Tag erleben, muß Eſſen da ſeyn. Ich arbeite.

Fr. Balder giebt ihm die Schürze.

Balder bindet ſie um. Ich will die Nacht noch ein paar Bücher binden. — Morgen, wenn wir noch leben, Arbeit ſuchen, gegen Abend den Herrn Gevatter wegen der vier hundert Thaler verklagen, und übermorgen früh, wenn etwas vorgearbeitet iſt, dem Herrn Gevatter verſchiedene handgreifliche Injurien applicieren.

Grünſtein. Herr Balder — da leſe Er die Zeitung unſerer Nachbarn. Ein ehrwürdiger Name kann Ihn über die Geſchichte mit dem Weltuntergange durch den Kometen beruhigen, und dieſen Charlatan von hier verbannen.

Balder lieſt.

Krappe. Charlatan haben Sie geſagt? Ich bedanke mich. Dergleichen Männer gehen jetzt über alles. Sie haben mir aber eine überflüſſige Honneur erwieſen; denn wäre ich ein wahrhafter Charlatan — ſo ſtände ich, wo Sie Sich vor mir bücken müßten, und das Wort gar nicht ausſprechen dürften. Mit dem Weltuntergange habe ich, wie viele meiner vornehmen Kollegen, Spektakel gemacht, und Lebensmittel fouragiert von den Einfältigen. Auf Ehre! ich bin ein guter Narr — nur — ich bin ein armer Teufel — und wie der Teufel ſelbſt heutiges Tages in Decadence gerathen iſt, bin auch ich eine Persona miserabilis. Bitte daher nichts übel zu nehmen. Geht ab.

Balder. Frau, es iſt alles nicht wahr.

Fr. Balder. Gott Lob! ich gehe nicht gern unter.

Balder. Ein weiſer Mann ſagt es, wir bleiben noch oben.

Fr. Balder. Schön!

Balder. Kein Geld, kein Eſſen! Das iſt ſchlecht!

Grünſtein. Nehmt hier einen Schwiegerſohn, der Geld hat.

Fr. Balder. Ach — die Ehre —

Balder. Wir verdienen es nicht — aber —

Grünſtein. Doch Eure Redlichkeit verdient Achtung.

Balder. Nehmen Sie das Mädchen — ja!

Grünſtein. Ich danke Euch von Herzen.

Reicht ihnen die Hände.

Balder. Arbeiten wollen wir — arbeiten müſſen wir — ſonſt ſchäme ich mich todt. Frau, greif an — lang zu — die Preſſe her — die Heftlade — Juſtine — Juſtine — he! arbeite — die Nacht muß alles arbeiten! Juſtine!

Grünſtein. Ich will ſie rufen — in dieſer ſchönen Entſchließung empfangen wir Euren Segen.

Balder. Ja, alles gut! — Segen und Heirath! aber erſt muß Juſtine helfen arbeiten.

Grünſtein. Mit Freuden — Ich hole ſie her — ſorgt nicht! — Euch ſoll nichts fehlen.

Geht ab.

Fr. Balder ſortiert Bücher auf der einen Seite. Ich will arbeiten Tag und Nacht — wenn meine Augen zufallen wollen, will ich ſie mit Sperrhölzern aufhalten — nur nicht untergehen.

Balder arbeitet auf der andern Seite. Ich auch.

Fr. Balder. An den Kometen will ich denken.

Balder. Nachdenkend. Hm! ich auch! — Steht auf. Frau! Er geht ein paar Schritte zu ihr. Höre!

Fr. Balder kommt auf ihn zu. Was iſt's?

Balder. Denke an den Kometen, wenn Du mir das Marktgeld abforderſt.

Fr. Balder. Ach ja!

Balder. Und wenn ein hübſcherer Herr, als ich bin, in den erſten Stock zieht, ſo denke an den Kometen.

Fr. Balder. Das gelobe ich Dir.

Balder. Nun, Gott gebe, daß alle Weiber, die der Komet geängſtiget hat, das ihren Männern geloben, und daß ſie es halten! ſo iſt der Komet ein wahrer Hausſegen geweſen.

Juſtine läuft in ihre Arme.

Grünſtein folgt ihr.

Leichter Sinn.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen

von

August Wilhelm Iffland.

Leipzig,

bey Georg Joachim Göſchen. 1799.

No. 6451

Leichter Sinn.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Minister von Bargen.
Hofrath Raning.
Sekretär Siward.
Seine Frau.
Räthin Bellmann, deren Mutter.
Hauptmann Siward, auf Pension, des Sekretärs Onkel.
Kommerzienrath Bellmann.
Bastian, Kaspar, Philipp, } seine Söhne.
Jakob, des Sekretärs Bedienter.
Der Schulz.
Die Schulzin.
David.
Liese.
Der Schulmeister.
Seine Frau.
Zwey Bauernknaben.
Ein Jäger und mehrere Bediente des Ministers.

Erſter Aufzug.

Ein ſehr einfach möbliertes Zimmer.

Erſter Auftritt.

Räthin, Bellmann und Hofrath Rauing treten ein.

Räthin den Hofrath an der Hand, ſehr heftig. Kommen Sie, lieber Freund, daß ich meinem armen Herzen Luft mache!

Hofrath. Iſt neuerdings etwas vorgefallen?

Räthin. Alle Tage wird mein Schwiegerſohn ärger, alle Stunden unerträglicher.

Hofrath zuckt die Achſeln und lacht.

Räthin. Meine arme Tochter!

Hofrath. Freylich iſt ſie hier nicht an ihrer Stelle.

Räthin. Ach wie ganz anders würde ſie mit Ihnen gelebt haben!

Hofrath. Meine treue Liebe wurde ja verworfen.

Räthin. Der Herr Minister regiert das Land — Sie sind der Freund des Herrn Ministers; wäre meine Tochter Ihre Frau geworden, so hätte ich ihr mit gutem Rathe beystehen können —

Hofrath. Ich wurde ja verworfen.

Räthin. Einfluß — Ehre — Ansehen — Schönheit, Reichthum — Ach Gott! diese Herrlichkeit ist vorbey! — Statt dessen dient sie den Launen eines Menschen, der zu keiner vernünftigen Idee sich erheben kann, und regiert kaum eine Gesindestube.

Hofrath. Man hat mich ja nicht gewollt.

Räthin. Ist es meine Schuld? Ich habe mich ja immer laut für Sie erklärt. Sie war ja wie unsinnig in den pöbelhaften Menschen verliebt.

Hofrath. Wenn aber die Frau Tochter sich in der Lebensweise hier gefällt — —

Räthin. Nein, dieser und jener Sturm ist in ihr erregt, sie hat das Bauernleben genug —

Hofrath. Nun wahrlich, sie ist doch auch zu wichtigern Dingen gebildet.

Räthin. Zeichnet, singt, spricht drey Sprachen, war die Bewunderung der Stadt —

Hofrath. Und nun sitzt sie hier auf dem Lande, und führt die große Rechnung über Eyer und Milch —

Räthin. Sie muß in die Stadt. Sie ist mein Stolz und meine Freude, ich will sie bewundert sehen. Sie soll jedermann gefallen. Und wenn er denn absolut verlangt, daß ihr niemand gefalle als er, gut, so mag er sich dort darum bewerben, statt daß er hier ihre Huldigung auf eine Weise annimmt, die mir unerträglich ist.

Hofrath. Der Eindruck, den die kleine Frau auf meinen Minister gemacht hat, ist so groß — so groß — daß, wenn sie nicht in die Stadt kommt — ich wohl zu wetten mich getraue, daß er heraus kommt.

Räthin. Wirklich, Seine Excellenz sollten —

Hofrath. Er spricht nur von ihr. Ich sage Ihnen, nur von ihr.

Räthin. Wenn der Herr einige Freundschaft für uns behalten wollte, so könnte ich ja endlich zu einem gerechten Spruch in dem Lieferungsprozeß kommen; das gäbe auch nebenbey eine Gelegenheit, aus dem odiösen Sekretarienrang heraus zu kommen?

Hofrath. Wenn man seine Gewogenheit kultiviert — allerdings.

Räthin. So wird uns ja mein thörichter Schwiegersohn Dank schuldig.

Hofrath. Wenn er Vernunft hätte. Aber wenn der Minister sich erst durch die morosen Sitten des Hauses hier zu einer angenehmen Stunde durcharbeiten soll —

Räthin. Das kann man dem Herrn nicht zumuthen. In die Stadt, in die Stadt!

Hofrath. Gelingt Ihnen das nicht, so muß man entschlossene Maßregeln nehmen.

Räthin. Es muß gehen. Verlassen Sie Sich auf mich.

Hofrath. Gern und ganz. Nutzen Sie den Augenblick — Ihre Tochter ist jetzt die dominante Passion des Ministers.

Räthin. Gott! Ich gerathe außer mir, wenn ich daran denke, daß dieß ungenützt vorüber ginge. Uebrigens soll mich Gott bewahren, die Principes meiner Tochter zu verletzen — das nicht — denn ich denke an die Ewigkeit — aber man kann sich in der Welt geltend machen, ohne ruchlos zu seyn, wenn man Verstand hat.

Hofrath. Sehr gewiß! Und diese Lebensart hier im Hause ist eigentlich doch wohl nur Affektation.

Räthin. Sie ist bäuerisch —

Hofrath. Langweilig —

Räthin. Altväterisch —

Hofrath. Und führt zu nichts.

Räthin. Drum soll alles umgeschaffen werden.

Hofrath. Sie thun ein gutes Werk.

Räthin. Geben Sie nur Ihro Excellenz zu verstehen, daß auf mich zu rechnen ist.

Hofrath. Das weiß der Herr Miniſter ſchon.

Räthin. Und was ſagt er?

Hofrath. Er iſt ganz Dankbarkeit für Sie. Er hat ſelbſt ſchon von Ihrem alten Prozeß ſeitdem geſprochen.

Räthin macht eine Verbeugung. Der Herr hat viel Gnade für uns.

Hofrath küßt ihre Hand. Auf Wiederſehen — Wo?

Räthin. Wieder auf dem Jahrmarkt, dächte ich? In der Allee —

Hofrath. Ganz recht. Wann?

Räthin. Zwar vernehme ich, daß der Herr Schwiegerſohn gegen dieſe Fahrt ein Verbot haben ausgehen laſſen; aber in anderthalb Stunden ſind wir dennoch dort.

Hofrath. Meinen Dank zum voraus. Er geht ab.

Räthin. Wenn ich nur die Glückſeligkeit noch erlebe! — Ich will gern ſterben — nur muß die Welt das Talent meiner Tochter anerkennen.

Zweyter Auftritt.

Räthin Bellmann. Sekretär Siward.

Räthin. Um zehn Uhr, Herr Sohn, fahren wir nach der Stadt.

Sekretär. Guten Morgen, Frau Mutter.

Räthin. Um zehn Uhr.

Sekretär. Was meinen Sie?

Räthin. Ich sage, daß wir um zehn Uhr nach der Stadt fahren wollen.

Sekretär. Wer?

Räthin. Ich und meine Tochter.

Sekretär. Für Sie soll angespannt werden, meine Frau wird hier bleiben.

Räthin. Warum nicht gar!

Sekretär. Ich hätte es gern so.

Räthin. Es ist Jahrmarkt, man kauft ein — man —

Sekretär. Man kauft — man verkauft — ja, ja. Ich liebe diesen Jahrmarktshandel nicht.

Räthin. Was soll das heißen?

Sekretär. Sie verstehen es.

Räthin. Iſt das von dem alten Herrn Onkel Kapitän ſo ordiniert? —

Sekretär. Von mir — und von ihm. Ja von ihm; wirklich von ihm. Warum ſollte ich daraus ein Geheimniß machen?

Räthin. Alſo ſoll ſich meine Tochter auch nach dieſem alten Stundenglaſe richten? Herr Sohn, die Wirthſchaft kann nicht ſo bleiben.

Sekretär. Meine?

Räthin. Sie ſind der Spott der ganzen Stadt.

Sekretär. Ich wohne vor dem Thore.

Räthin. Es kommt kein rechtlicher Menſch zu Ihnen.

Sekretär. Wen halten Sie für einen rechtlichen Menſchen?

Räthin. Meine Tochter iſt ein Bauerweib geworden.

Sekretär. Ich finde ſie ſehr liebenswürdig.

Räthin. Ihre Talente werden nicht ausgebildet.

Sekretär. Sie geht in der Vollendung vorwärts, denn ſie erwirbt ganz neue Talente.

Räthin. Mit Einem Worte, meine Tochter iſt das Leben hier überdrüſſig.

Sekretär. Das ſagt ſie mir nicht.

Räthin. Aber mir.

Sekretär. Wahrhaftig?

Räthin. Ja, ja.

Sekretär. Das wäre sehr traurig.

Räthin. Sie wissen es nun, und können es ändern.

Sekretär. Ich kann nichts ändern.

Räthin. Geben Sie das Ding hier in Pacht — gehen Sie mit uns in die Stadt, und leben Sie wie es einem Manne von Ihrem Stande, der eine so liebe Frau hat, zukommt.

Sekretär. Ich werde hier bleiben.

Räthin. Das setzen Sie nicht durch, denn wir wollen Aenderung.

Sekretär. Haben Sie vergessen, daß ich bey meiner Ehe diese Lebensweise ganz voraus gesagt habe?

Räthin. Das habe ich nicht vergessen.

Sekretär. Daß ich sie zur Bedingung gemacht habe.

Räthin. Ja, das haben Sie.

Sekretär. Konnte ich ehrlicher handeln?

Räthin. Nun sind wir eben so ehrlich, und sagen Ihnen, daß uns diese Bedingungen und diese Lebensweise nicht mehr anstehen.

Sekretär. Madam!

Räthin. Und darüber verlieren Sie gar kein Wort; Sie würden Sich zum Gelächter machen.

Eine ſchöne junge Frau, die — nun ſie war nun einmal damals verliebt in Sie — geht alles ein —

Sekretär. Ich hoffe, meine Frau iſt mir noch ein Bißchen gut.

Räthin. O Gott ja!

Sekretär. Wirklich?

Räthin. Aber eine Frau hat Rechte, und hat, wenn wir durch namhafte Leute meinen Prozeß betreiben, noch konſiderabeln Gewinn auf ihren Antheil zu hoffen. — Und mit Einem Worte, das Arkadiſche Leben zwiſchen der Milchkammer und dem Altvater Kapitän hat ein Ende.

Sekretär. Schwerlich.

Räthin. Wir wollen Ihr Vergnügen, Ihr Glück. Letzteres mehr, als man es hier ſchaffen kann. Aber wir wollen leben — Menſchen ſehen — Konzerte hören und uns darin hören laſſen —

Sekretär. Wollen Sie Sich auch hören laſſen?

Räthin. Wenn ich ſage — „wir," — ſo ſage ich, daß Sie es mit zwey Partien zu thun haben.

Sekretär. Mit Einer, denn meine Frau iſt von meiner Partie.

Räthin. Wir ſind der eichnen Tiſche und Stühle überdrüſſig — wir wollen ein Ameublement wie ſichs gehört — wir wollen — mit Einem Worte, unſrer Exiſtenz genieſſen. Sind wir einmal alt und gebrechlich, läßt uns die Welt, die wir nicht mehr

aufsuchen können, sitzen — dann — nun — dann wollen wir in Gottes Namen hier eine frische Milch essen, und uns in der Stille zum Tode präparieren. — Aber jetzt wollen wir leben, leben, Herr Sohn, leben!

Sekretär. Dabey ist nur Eine Verlegenheit!

Räthin. Welche?

Sekretär. Ob ich jetzt lachen — zanken — fluchen — oder stillschweigen —

Räthin. Hm! — einpacken — mitfahren und in der Stadt ein Logis mieten.

Sekretär. Hat mir meine Frau das alles durch Sie sagen lassen?

Räthin. Nicht eben wörtlich; aber wenn Sie ein wenig Acht geben wollen, werden Sie finden, daß es so in ihr liegt. Nun, was beschließen Sie?

Sekretär. Ihnen nicht ein Wort zu glauben.

Räthin. Sie werden müssen.

Sekretär. Mit meiner Frau zu reden.

Räthin. Kurzer Aufschub.

Sekretär. Auf ihr Herz mich zu berufen.

Räthin. Die Vernunft behält ihr Recht.

Sekretär. Meinen Willen durchzusetzen.

Räthin. Das kommt Ihnen theurer zu stehen als Nachgeben. Sie sehn ab.

Sekretär. Nun da hätte ja meine Herrlichkeit auf einmal ein Ende! — Das war ein kurzer Traum — und er war so schön! — Was ist zu thun? — Hm! Vor allen Dingen wollen wir die Sache nicht von der ernsten Seite nehmen, man kommt mit gutem Muthe weiter.

Dritter Auftritt.

Sekretär. Hauptmann Siward.

Hauptmann. Guten Morgen, Vetter.

Sekretär. Dank, lieber Onkel.

Hauptmann. Ich komme aus dem Garten herauf — Die Vögel fressen deine schönsten Kirschen.

Sekretär. Gesegnete Mahlzeit.

Hauptmann. Den Henker auch. Man muß sie wegtreiben.

Sekretär. Meinetwegen. Der Jakob soll unter sie schießen —

Hauptmann. Nein. Dann besser gesegnete Mahlzeit. Das Schießen bekommt oft weder dem der schießt, noch dem der geschossen wird, besonders. — Wenn die Frau Räthin zu disponieren wären, sich mit ihren unendlichen Redensarten in einem Kirschbaum vernehmen zu lassen — dann

wichen Vögel und Menschen. — Wie siehst du aus, Vetter? — Ist etwas passiert?

Sekretär. O ja. Ich bin etwas aus der Contenance, lieber Onkel.

Hauptmann. Viehseuche?

Sekretär. Viel ärger — guter Onkel.

Hauptmann. Wär der Teufel —

Sekretär. Es gefällt meiner Frau nicht mehr hier —

Hauptmann. Was habe ich vorher gesagt?

Sekretär. Sie will in der Stadt wohnen.

Hauptmann. In der Stadt wohnen? Nun so hat uns der Wirbel denn ergriffen und wir schwimmen mit dem Strome. — Hahaha — so sind wir denn zum allgemeinen Jammerleben auch mit eingeschrieben. — Bravo, Frau Schwiegermutter, gut gespielt!

Sekretär. Verdammt gut.

Hauptmann. Und du? was willst du nun thun?

Sekretär. Hier bleiben.

Hauptmann. Du dauerst mich, ehrlicher Kerl.

Sekretär. Dahin ist es noch nicht.

Hauptmann. Habe ich dich nicht gegen die Spazierfahrt mit lieb Mama gewarnt? So ein wackerer Stamm im herrlichen Treiben — der Frost

fällt über Nacht darauf — hin iſt er. Du — Adieu, Er geht. Kreuzträger!

Sekretär. Onkel, nicht übeln Muthes! Munter, friſch, guter Laune, ſonſt iſt die Bataille verloren.

Hauptmann. Dein einer Flügel iſt ſchon umgangen. Du biſt hin! — Das kenne ich. Schlägſt du dich auch jetzt mühſelig durch — was hilfts? du biſt marode, ſie greifen dich wieder an, du wirſt geſchlagen, und dann mußt du dich auf Diskretion ergeben. — Es iſt mir leid um dich, Burſche, denn ich habe dich ſehr lieb — leid um mich — denn es wird nun alles anders werden — ich werde mit reduciert — du biſt hin!

Sekretär. Ich bin entſchloſſen die Sache anders zu ſehen und anders zu nehmen.

Hauptmann. Warum gefällt es deiner Frau nicht mehr hier?

Sekretar. Neigung zu ſehn und geſehn zu werden.

Hauptmann. Richtig! — Des Herrn Miniſters von Bargen Excellenz haben ihr und dir die Ehre erzeigt — mehreremale mit ihr zu ſprechen.

Sekretär. Onkel! Meine Frau iſt —

Hauptmann. Ein Weib! — Ach die Weiber! Setze ſie ins Paradies, ſo werden ſie doch noch ſich beklagen, daß ihnen der böſe Feind nicht huldigt.

Sekretär. Meine Frau ist eine Ausnahme.

Hauptmann. Armer Teufel! Lerne einer so alten Schildwache die Wege und Stege kennen, auf denen die Weiber zum Ziel kommen! Du lieber Gott! — die Sperlinge, die deine Kirschen fressen, möchte ich nicht schießen — aber — wenn man so auf die Frau Räthin anlegen dürfte — bäff — und in Gottes Namen über den Gartenzaun hinaus — Vor Gott wäre das zu verantworten, nur vor der Polizey nicht. Er geht ab.

Sekretär. Der Minister! Hm! Sie sieht mir doch so hart in die Augen! Nein, Julie — du magst deinen eitlen Tag gehabt haben — wer hat den nicht ab und an? aber du bist brav. — Wenn sie freylich fest darauf bestehen sollte, in der Stadt zu wohnen, das wäre kein gutes Zeichen. Was soll ich dann thun?

Vierter Auftritt.

Madam Siward. Sekretär Siward.

Sekretär. Wo warst du, liebe Julie?

Mad. Siward. Im Wäldchen.

Sekretär. Du pflegtest mich sonst zu rufen, wenn du dahin gehen wolltest —

Mad. Siward. Ich habe dich nicht gefunden.

Stelle iſt, iſt mit einer Art Sehnſucht wieder erwacht.

Sekretär. Liebe Julie! Die Welt mag untergehen — wenn nur dieſer Winkel ſtehen bleibt — wo ich dich reden, lachen, ſingen, in aller Reinheit und Kraft des Herzens wandeln, und durch deine Güte und dein Talent eine kleine Schöpfung nach der andern hervorgehen ſehe. Sollte meine gute Hausfrau ein Publikum bedürfen?

Mad. Siward. Meine Mutter hätte es mir überlaſſen ſollen, meine Wünſche dir vorzutragen. Sie hat mich in große Verlegenheit geſetzt.

Sekretär. Mich auch. — Willſt du durchaus in der Stadt leben?

Mad. Siward. Wir ſehen hier keine Menſchen.

Sekretär. Menſchen — ſehen wir hier — und gute Menſchen — nur keine ſogenannten Zirkel. Lächelt. Mit einem Worte — du vermiſſeſt überhaupt die ſtädtiſche Unterhaltung?

Mad. Siward. Wenn mir nun dein wahrer, echter, ſelyner Werth, in einem koſtbaren Rahmen reitzender, anziehender ſchiene — würdeſt du zürnen, wenn ich dich in dieſem Lichte lieber ſehen möchte — als in einer Einfachheit, die — ſey nicht böſe — zuletzt ein Einerley hervorbringen könnte — das uns beiden nicht gut ſeyn möchte. Sie umarmt ihn.

Sekretär ſieht ſie an und ſchüttelt den Kopf. Eine feine Wendung — eine höfliche Wendung — der

aber auch die Umarmung das Fremde nicht nehmen kann — was du selbst fühlst, daß sie hat.

Mad. Siward gekränkt. Das war ungerecht. Sie geht von ihm.

Sekretär. Nun so laß uns ein Wort von dem prächtigen Rahmen reden, darein wir versetzt werden sollen.

Mad. Siward empfindlich. Es ist auch wohl nur eine Laune bey mir, die vielleicht wieder vergeht — also laß uns gar nicht mehr davon reden.

Sekretär. Nein, mein Kind — so gern ich die Dinge leicht greife — so stehen wir — ehrliche Leute wie wir sind — dennoch jetzt an dem offenen Grabe unsrer Ruhe; laß uns hinabsehen und wissen wo wir standen, ehe wir umkehren.

Mad. Siward. Du mußt die Sache —

Sekretär. Ein Wort! Es ist nicht Laune noch Abgestumpftheit, daß ich das Getümmel meide — es ist Resultat meiner Prüfungen und Erfahrungen, fester Wille, unsern Werth zu erhalten. Die wenigen Zimmer, worin wir hier uns so nahe leben, uns fast immer sehen, zusammen handeln, zusammen denken, schaffen eine Einheit der Seelen, die mein höchstes Glück ist — weder Menschen noch Pracht ziehen Wände zwischen uns, und gerade der kleine Raum, in dem wir leben und sind, bildet den Tempel unseres häuslichen Glücks! — Bist du seiner überdrüssig?

Mad. Siward herzlich. Ludwig!

Sekretär. In der Stadt — wie man nun einmal dort lebt — würden wir über allen Unterscheidungen uns bald fremder werden! Ein Ansprachzimmer für dich, eines für mich — mehrere Gesellschaftszimmer, zwischen allem dem noch ein Eilfahl — ach es wäre eine Reise, die eines zu dem andern zu thun hätte, auf der so oft die Herzlichkeit des Augenblicks verloren gehen würde. Ich bin nicht reich genug, die Menge von Spiegelwänden, Lüstren, Mahagoni-Meublen, die Zierden von Bronze und Alabaster, die Massen von drapperierter Seide, von türkischen Teppichen, von Silbergeschirr zu schaffen, die dahin gehören — ich bin nicht resigniert genug über das Achselzucken der Mehrheit, um sie nicht zu schaffen, wenn wir einmal dort leben — in allen diesen Dingen, die das Bedürfniß, der Stolz, die Leidenschaft und das Elend unserer Zeiten sind — ginge meine Laune, mein Vermögen, meine Selbstständigkeit, das selige Vergnügen an Kleinigkeiten, die allein den wahren Werth des Lebens erhöhen, — verloren. Für dich und mich verloren!

Mad. Siward. Wenn freylich alles so wäre — wenn ich nicht sähe, daß Andere, nicht reicher als wir, dieß alles sich zu verschaffen wüßten —

Sekretär. Ich begreife nicht wie sie es können — und will es nicht begreifen, da ich auf ihre Art es nicht können wollen würde. — Und was würde aus diesem freundlichen Gute?

Mad. Siward. Das könnte ja der Onkel verwalten —

Sekretär. Der ehrliche alte Onkel — er sollte mich, seinen Zögling, nicht mehr sehen? Ich nicht mehr sein Wohlgefallen an uns beiden?

Mad. Siward. Wir kämen dann zu Zeiten heraus und — das Landleben wäre uns wieder neu, und wir empfingen neue Kraft in dieser schönen Natur.

Sekretär. Nein! Die Natur stattet den aus, mit voller Kraft, der ganz an ihrer Brust ruht — dem, der ganz ihr leben könnte und sie verworfen hat — giebt sie Vorwürfe und Wehmuth!

Mad. Siward. — So laß uns davon abbrechen.

Sekretär. Julie! — Es kämpft etwas in dir — was diesen Aufenthalt dir verderbt hat — aber — du wirst im Kampfe Herr bleiben — also bin ich ruhig und gebe dir freundlich und herzlich die Hand — Er reicht ihr die Hand dar und will gehen.

Mad. Siward greift schnell darnach und hält ihn zurück. Was meinst du, Ludwig!

Sekretär. Etwas, das ich nicht gern bey seinem Namen nennen mag. Wir haben jetzt beide auf gewisse Weise unsere Gemarkungen umgangen. Keines wird des andern Gränzsteine heimlich verrücken. Wir sind beide von Treu und Glauben — wenn zwischen uns ein Dritter etwas verderben

wollte — der hätte böses Spiel — und alſo — wird er es bleiben laſſen, denke ich. Er geht ab.

Mad. Siward ſteht einen Augenblick wie verſteinert da. Ein Dritter? ſie fährt auf. Nein — keiner, niemand! Ich will — Sie geht, ihr begegnet.

Fünfter Auftritt.

Räthin Bellmann. Mad. Siward.

Räthin. Wohin?

Mad. Siward. Zu meinem Manne.

Räthin. Was dort?

Mad. Siward. Ihn beruhigen, ihm ſagen, daß —

Räthin hält ſie. Bleib. Iſt er unruhig? Recht gut.

Mad. Siward. Er ſoll es nicht ſeyn. Ich will nichts thun, denken, athmen, was dieſem gütigen Freund Unruhe geben kann. Laſſen Sie mich — ich bitte — laſſen Sie mich zu ihm —

Räthin. Nein.

Mad. Siward. Ich habe ihn gequält —

Räthin. Heilſam!

Mad. Siward. Ich war unausstehlich — ich kann mirs nicht verzeihen. Warum haben Sie ihm gesagt, daß wir in die Stadt — ach es war eine Thorheit, daß wir es wollten. —

Räthin. So?

Mad. Siward. Es schien mir nur Eitelkeit — es war — ich weiß selbst nicht was — ich begreife nicht, wie es zugegangen ist. — Ach diese paar Tage in der Stadt haben einen Tumult in mir hervor gebracht — den ich hasse.

Räthin. Was hast du denn gethan? Wessen weißt du dich schuldig?

Mad. Siward. Schuldig? Gott Lob nichts, aber ich war unvorsichtig. — Der Minister ist verbindlich, ein Schritt hat zu dem andern geführt, das Ganze wirft einen Schein auf mich, den ich verabscheue.

Räthin. Gehst du jetzt mit mir in die Stadt?

Mad. Siward. Nein, nie wieder, nie! Ich wollte, ich wäre nie da gewesen, hätte nie mit dem Minister gesprochen!

Räthin. Damit gar von dem Prozeß und deinem Antheil an der glücklichen Entscheidung keine Rede mehr wäre, damit jede große Aussicht verschlossen bliebe. Du weißt nicht, was du noch werden kannst. Durch Geist und Herz Tausende beglücken können, ist mehr als seine ganzen Verstandeskräfte auf Obsttrocknen verwenden.

Mad. Siward. Ich habe gar den Geiſt nicht, den Sie mir zutrauen, ich will ihn nicht haben — ich habe ein Herz — dem die kleinſte Falſchheit den Tod giebt — ich will meinem Manne alles ſagen — es iſt zwar nichts — es hätte aber mehr werden können — ich will ihm alles ſagen —

Räthin. Julie! das verbiete ich dir!

Mad. Siward. Mein Herz, das Recht, meine Liebe, mein Unrecht, ſeine Ehrlichkeit, ſeine Güte, meine Ruhe, meine Pflicht — alles, alles will es und reißt mich fort zu ihm hin — es muß nichts in mir ſeyn, das er nicht weiß und richtet und vergiebt. Will mit Ungeſtum fort.

Räthin hält ſie mit Gewalt auf. Und was ſoll dein Mann dann mir ſagen, wie wird er mit mir umgehen?

Mad. Siward erſchrecken. Ach!

Räthin. Du wirſt ihm nichts ſagen.

Mad. Siward. Ich bringe Ihnen ein großes Opfer.

Räthin. Du wirſt es mir noch Dank wiſſen. — Das ſind ſo Aufwallungen, mein Kind. Darin muß man ſich beſitzen. Dein Mann mag jetzt ſeinen Willen haben: du fährſt nicht mit in die Stadt, ich fahre allein. Er ſoll es aber zu ſeiner Zeit empfinden, daß ich dort war. Sie geht ab.

Mad. Siward nach einigem Nachdenken, mit tiefem Seufzer. Nicht lasterhaft — nicht einmal fehlerhaft — nur unachtsam — nur ein Paar Augenblicke der Eitelkeit — und sie kosten mich — was ich vielleicht nie wieder gewinne — meine Unbefangenheit und das Vertrauen meines Mannes! Sie geht ab.

Zweyter Aufzug.

Zimmer der Madam Siward. In der Mitte hängt ein Erntekranz. Auf der Toilette stehen einige Blumentöpfe. Jakob, des Sekretärs Bedienter, bringt eben den letzten herein.

Erster Auftritt.

Sekretär Siward. Jakob.

Sekretär ist beschäftigt, das zu ordnen.

Jakob. Noch mehr Blumen, Herr Sekretär?

Sekretär. Nein, mein Freund.

Jakob. Was soll denn nun hier vorgenommen werden? —

Sekretär. Große Dinge.

Jakob. Wir haben doch kein Erntefest vor der Thür.

Sekretär. Viel mehr!

Jakob. Das wäre —

Sekretär. Ein Friedensfest!

Jakob. Das ist ja schon vorbey.

Sekretär. Meinst du —

Jakob. Schon vor —

Sekretär. Es giebt Kriege, wovon die Zeitungen nicht sprechen.

Jakob. Nicht möglich!

Sekretär. Und Friedensfeste, warum sie sich nicht bekümmern, wenn man nicht das Einrücken bezahlt.

Jakob. Kurios!

Sekretär. Und dann müssen wenigstens Kanonenschläge dabey gewesen seyn — eine gnädige Herrschaft, etwas Vivat und eine alte Trompete. Dieß ganze Wesen hier — kann — wenn es sehr hoch hergeht — mit einer stillen Umarmung enden.

Jakob. Ohne Getränke?

Sekretär. Ich denke wohl!

Jakob. Das gefällt mir nicht.

Sekretär. Rufe meine Frau zu mir.

Jakob. Ja. Geht, denkt nach, bleibt stehen. Mit Erlaubniß — gehört Madam zum Frieden?

Sekretär. Wahrhaftig, sie gehört dazu.

Jakob. So? Nun so kenne ich auch den Feind. Der alte Feind ist in die Stadt gefahren.

Sekretär. Närrischer Kerl!

Jakob. Hören Sie — dem Feinde sollten Sie keinen Durchmarsch mehr erlauben. Wie sie

wieder kommt — den Jakob an die Einfahrt poſtiert — daß der ihr den Frieden publiziert — etwas Gebratenes kalt in den Wagen, eine Bouteille Mallaga — glücklichen Rückzug — fahr zu Kutſcher! Er geht. Nehmens nicht übel, der Jakob meint nur ſo —

Sekretär. Daß ſich die Menſchen ſo gern rächen. Und die Rache macht nur böſes Spiel! — Gegen Uebel wie das, was meinem Frieden droht — giebt es nur ein Mittel — guten Muth und Vertrauen. Habe ich doch ſo manches fremden Menſchen böſen Handel mit guter Laune geendet, warum nicht meinen eignen Handel — der — obendrein noch nicht ſo arg iſt.

Zweyter Auftritt.

Mad. Siward. Sekretär Siward.

Mad. Siward. Nun endlich ſeh ich dich — weswegen ſollte ich nicht — ſieht die Blumen. aber was iſt das?

Sekretär. Wir wollen uns in unſerm Handel nicht betrügen — du ſollſt die ganze fröhliche Armuth, die ich dir hier geben kann, die Muſterung paſſieren laſſen — ehe du ſagſt — ich will hier bleiben.

Mad. Siward. Ludwig! Davon ist nun keine Rede mehr.

Sekretär. Mehr kann ich deinem Putztische nicht opfern — aber ich finde dich unbeschreiblich liebenswürdig bey allem was du hier nicht hast, weil du es sogar nicht bedarfst.

Mad. Siward. Guter Mann — lieber ehrlicher Freund —

Sekretär. Sieh da — den Preis unsres Fleißes vom vorigen Jahre. — Mich dünkt, ein Lustre von Kristall de Roche könnte für uns nicht so schmücken, als dieser Erntekranz!

Mad. Siward legt sich mit beiden Händen auf seine Schulter. Nur zu — ich finde mich immer mehr wieder!

Sekretär. Diese Blumen habe ich für dich gezogen. — Dieses Segens habe ich mich gefreut — wenn ich dachte — Julie wird die Königin meiner Felder seyn. Du bist es nun — alles dieß hat sein ganz eignes neues Leben, durch deinen Geist und dein Herz erhalten. — Dieser kleine Hof ist im Rufe, daß der arme Reisende hier sein Nachtlager — der kranke Nachbar Hülfe und Zuspruch von dir erhält. Was Wohlwollen und Wirthschaftlichkeit vermögen, ist nur hier. Die Sonne geht jeden Tag über einer kleinen Schöpfung auf, die dein Werk ist. Alles duftet dir — hört auf deine Stimme — und verliert mit dir alles! Kannst du dein eignes Werk verlassen?

Mad. Siward. Nein! Ich kann es nicht, bey Gott — ich kann es nicht. So manches würde mich erinnern — der zitternde Thau in jeder Rose, die man mir von hier nach der Stadt brächte — würde mir Wehmuth und Thränen geben.

Sekretär. Nun, wenn leblose Dinge das auf dich wirken können, so wäre es ja Beleidigung deiner Liebe, wenn ich von mir selbst noch reden wollte. Hier — bin ich froh und kräftig, stark und frisch wie die gute Natur. Warum soll ich in der Hitze eines Treibhauses mich abzehren, und vor der Zeit welken? Der schönen Tage waren hier so manche — herrlicher können sie noch werden. Du hast Ansprüche auf Bewunderung zu machen, manches Talent in dir geht hier so gut als verloren — aber du bist gerecht und sanft, gut und weise — treu und liebend — du opferst die Ansprüche, welche die Bildung zu machen hatte, der Liebe und Natur. Liebe und Natur werden dir es lohnen! Sie umarmen sich.

Mad. Siward. Laß meine Thränen antworten.

Sekretär. Wir sind glücklich!

Mad. Siward. Wir sind es. Aber es ist mir unmöglich, guter unbefangener Mann, ganz glücklich zu seyn, wenn du nicht die Geschichte der letzten acht Tage weißt.

Sekretär. Ich weiß, daß du hier bleiben willst — hast du mir nun nicht alles erzählt?

Mad. Siward. Nein, mein Freund, du mußt alles wissen. Der unbegreifliche Zufall verwickelte —

Sekretär. Nicht doch! Die Geschichte einiger Zerstreuung — die Versuchung einer kleinen Eitelkeit — hat schon viel zu viel Aufhebens unter uns gemacht, als daß wir noch ein Wort darüber verlieren sollten.

Mad. Siward. Du könntest mich aber auch für fehlerhafter halten als ich bin, das —

Sekretär. Die Wahrheit zu sagen, du hattest mich ein wenig aus dem Gesicht verloren, — ich bin dir erschienen — dein Herz führte dich in meine Arme — wir haben uns geküßt — alles ist gut! das ist die Geschichte.

Mad. Siward. Ich kann dir wenig sagen, aber ich hänge an dir mit einer Innigkeit, wie an dem Tage, da ich dir meine Hand gab!

Sekretär. Also — großes Fest in meinem Reiche! Und — da ich keine Gefangnen habe, um sie frey zu geben — so soll doch eine große arme Sünderin, die dir und mir viel Uebel hätte bereiten können, in dem großen Frieden mit begriffen seyn!

Mad. Siward. Ich verstehe dich! Ich danke dir für mich und meine Mutter. Nun habe ich keinen Wunsch mehr. Ich bin außer mir — ich verehre dich — ich segne dich! Mein Mann,

mein Freund, mein Alles! Ich habe gar keinen Wunsch mehr. —

Sekretär. Wahrhaftig? Nun so danke ich Gott mit Wasser im Auge — und wo Unfrieden redliche Herzen von einander gerissen hat — führe er sie zusammen wie mich und dich! Sie umarmen sich.

Dritter Auftritt.

Vorige. Jakob.

Sekretär. Ha! Es wird doch getrunken, alter Herr! Da — laß dir Wein holen, Wein, der Feuer hat und Milde, setze dich mit jemand, dem du gern in das Gesicht siehst, in den freundlichsten Winkel, den ich mein nennen kann, und trinkt auf unsere Zufriedenheit.

Jakob. Soll geschehen. — Aber draußen hält einer in einem Wagen.

Sekretär. Er soll heraus kommen, daher — mag seyn wer er will — diesen Mittag ist große Tafel —

Jakob. Er will auch daher kommen —

Sekretär. Wer ist es?

Jakob. Er nennt sich einen Minister —

Sekretär sieht seine Frau an.

Mad. Siward. Du bist nicht zu Hause.

Sekretär. Ich bin zu Hause — und — und du bist zu Hause. Seine Excellenz kommen zum Friedensfeste. Er geht.

Mad. Siward. Wenn mein Mann wieder kommt, so sage ihm — ich wäre nicht zu Hause. Sie geht ab.

Jakob. Nun da wird schon die Unwahrheit am Friedensfeste gesprochen!

Vierter Auftritt.

Minister von Bargen. Sekretär.

Minister. Ich kann für jetzt nicht lange verweilen, mein lieber Siward —

Jakob. Die Madam ist nicht zu Hause —

Sekretär. Geh doch —

Jakob geht.

Minister. Ohne Umstände mit mir —

Sekretär. Ihre Excellenz finden mich schon so. — Ohne sehr links zu seyn, kann ich mich nicht wohl anders nehmen.

Minister. Desto besser. Sie waren in der geheimen Kanzelley sonst angestellt —

Sekretär. Ehe Ihre Excellenz das Ministerium angetreten haben.

Miniſter. Warum haben Sie dieſe Laufbahn verlaſſen?

Sekretär. Warum dienen, wenn man ſein eigen ſeyn kann?

Miniſter. Schade für Ihr Talent. Raning hat mir noch geſtern ein Memoire vorgelegt, das Sie in einer ſehr kritiſchen Sache, mit groſſer Delikateſſe und mit nicht mindrer Präziſion und Energie, verfaßt haben. — Wir müſſen Sie wieder haben.

Sekretär verbeugt ſich und lächelt.

Miniſter. Ich werde, hoffe ich, die Muße finden, mit Ihnen darüber zu unterhandeln, wenn Sie anders meinen dringenden Wunſch erfüllen wollen, deſſen Gewährung ganz von Ihnen abhängt.

Sekretär verbeugt ſich. Ihre Excellenz —

Miniſter. Mein Befinden und mein Arzt zwingen mir eine Brunnenkur auf. Ich muß aus der Stadt in die freye Luft — darf, meiner Stelle wegen, nicht weit von der Reſidenz weg. Ihr Gütchen iſt angenehm — liegt nahe — die Unterhaltung wackerer Menſchen in den Abendſtunden iſt ein Gewinn, den der Arzt nicht berechnen konnte — den ich aber zu ſchätzen weiß.

Sekretär höflich. Dieſe Ehre —

Miniſter. Nein — es bleibt eine Laſt, das fühle ich wohl. Ich will ſie aber vermindern, ſo viel es möglich iſt. Nun — was ſagen Sie zu dem Ganzen?

Sekretär. Ich wünsche, daß Ihro Excellenz Wohlseyn und Heil befördert seyn möge, wenn Sie mein Haus wieder verlassen werden.

Minister. Im Uebrigen — da Sie Sich von der städtischen Welt, wie ich höre, deßhalb zurück gezogen haben, um hier Sich selbst zu leben — so will ich das nicht stören. Leben Sie, wenn ich da seyn werde, wie Sie es sonst gewohnt sind.

Sekretär. Ich würde fürchten, Ihro Excellenz zu mißfallen, wenn ich in meiner Art zu seyn, etwas ändern wollte.

Minister. Ganz recht. Die Mühe, die ich mache — die Unruhe — werde ich auf besondre Art vergüten.

Sekretär. Ich schmeichle mir, daß Ihre Excellenz mich in keinem Falle wie einen gewöhnlichen Wirth zu behandeln denken.

Minister. Bey Leibe! Aber — nun das wird sich arrangieren. — Sie — sind verheirathet.

Sekretär. Seit einigen Tagen meint meine Frau die Ehre gehabt zu haben, mit Ihro Excellenz einigemal zu sprechen.

Minister. Wie? — Richtig! — Man sieht denn so Manches. Sagen Sie ihr — daß ich keine Unruhe machen will. Der Hofrath Raning wird alle Details verabreden. Auf Wiedersehen, mein lieber Siward.

Sekretär geleitet ihn.

Minister. — O keine Begleitung! — Kann ich heute noch kommen?

Sekretär. Wann Ihre Excellenz wollen.

Minister. Schön.

Sekretär. Sagen Sie Ihrem Arzte — daß Sie hier eine der glücklichsten Ehen im Lande finden würden, einen nie getrübten Frieden guter Seelen — der Anblick dieser Freude wäre es, worauf ich Ihre Heilung und Genesung von allem Uebel zu bauen Muth hätte.

Minister. Schön, mein Lieber. Ich gehöre also zum Hause — keine Begleitung! Ernstlich, ich verbitte sie. Er geht ab.

Sekretär verbeugt sich in der Thür, geht an die Thür, wo Madam Siward abging, besinnt sich, kehrt um und lehnt sich an den Fensterpfosten.

Fünfter Auftritt.

Sekretär. Madam Siward.

Mad. Siward die sich vorher umsieht. Was hat er gewollt?

Sekretär. Eine Kleinigkeit: — er will hier den Brunnen trinken und bey uns wohnen.

Mad. Siward erschrocken. Wohnen?

Sekretär. Wohnen.

Mad. Siward. Bist du es eingegangen?

Sekretär. Natürlich.

Mad. Siward. Aber —

Sekretär. Das mußte ich wohl.

Mad. Siward. Ich dächte, du hättest es ablehnen können.

Sekretär. Daß das nicht angeht, wußten die recht wohl, die ihm diese Wohnung anempfohlen haben. — Er kommt heute noch heraus — auch sein — Herr Raning — der die Details mit dir verabreden soll.

Mad. Siward. Ich kann dir nicht beschreiben, wie sehr das mir zuwider ist.

Sekretär. Hm!

Mad. Siward. Ludwig!

Sekretär. Man muß sich darein schicken.

Mad. Siward. Wir waren vorher so froh — so glücklich —

Sekretär. In der That, der Herr Minister hat uns gestört.

Mad. Siward. Wenn wir uns erklärten —

Sekretär. Es giebt Dinge, die durch Erklären schlimmer werden.

Mad. Siward. Sey versichert, daß ich diese Stimmung, in welcher du bist, durchaus nicht verdiene.

Sekretär. Es iſt weniger die Rede vom Vergangenen als von der Zukunft. Indeß — Jakob! — Jakob! — Er iſt nicht da. Er ruft aus dem Fenſter. Jakob!

Mad. Siward. Soll ich —

Sekretär. Er kommt ſchon.

Sechster Auftritt.

Vorige. Jakob.

Jakob. Was beliebt?

Sekretär. Du mußt die Blumen da wegnehmen.

Mad. Siward. Laß ſie doch da.

Sekretär fängt an abzunehmen. Das geht nicht an.

Jakob. Aber wir haben alles das ſo ſorgfältig dahin gebracht.

Sekretär. Man thut ja wohl etwas vergeblich in der Welt.

Mad. Siward. Laß mir die Freude, daß die Blumen hier bleiben, Ludwig.

Sekretär. Es ſchickt ſich nicht.

Mad. Siward. Ich begreife deinen Unwillen über dieſen ſehr unangenehmen Zufall; aber ich

theile ihn mit dir — alſo bin ich mir bewußt, daß ich ihn nicht verdiene.

Sekretär. Ich glaube von allem was du jetzt ſagſt, daß du es empfindeſt — dennoch kann ich des Unmuthes jetzt nicht Herr werden. Unmuth hilft zu nichts — auch laſſe ich mich ſo nicht gerne ſehen — alſo gehe ich jetzt weg. Er geht ab.

Mad. Siward mit Schmerz, nachdem ſie ihm bis an die Thure nachgeſehen. Ach!

Jakob, der daſſelbe that, und dann Madam Siward anſieht. Madam — was heißt das?

Mad. Siward. Gott weiß es!

Jakob. Sollen die Blumen da weg?

Mad. Siward. Thu was mein Mann befohlen hat.

Jakob. Ich laſſe es mir noch einmal befehlen. Wie wir die Blumen daher gebracht haben, war er ſo guten Muthes — wer weiß, er findet ihn hier wohl wieder, wenn er die Blumen wieder findet. Er geht ab.

Siebenter Auftritt.

Kommerzienrath Bellmann. Mad. Siward.

Kommerzienrath. Halten zu Gute, ich finde draußen niemand — alle Thore und Thüren offen — Ach, du schönes Vertrauen auf die liebe Menschheit! — Da sieht man es gleich, daß man nicht in der Stadt ist; denn dort muß man die Thüren hinter sich verschließen, wenn man nur zum Fenster hinaus sieht.

Mad. Siward. Um Vergebung, mein Herr —

Kommerzienrath. Nun, Ihr Diener, liebe Cousine. — Wie geht es? Denken Sie auch noch an mich? Was gilts, Sie kennen mich nicht?

Mad. Siward. Nein, in der That, ich kenne Sie nicht.

Kommerzienrath. Ey du lieber Gott! Den Kommerzienrath Bellmann — den nahen Verwandten vom Vater her —

Mad. Siward. Ah so! — Es ist auch schon über zehn Jahr her —

Kommerzienrath. Ganz recht! und in der Zeit verwittert ein Kirchthurm, wie viel mehr ein

armer Mensch! Wessen ist die Schuld? Ihre. Aber so geht es uns armen Leuten.

Mad. Siward. Herr Vetter —

Kommerzienrath. Vornehme Gutsbesitzer — reiche Leute — Wir sind nur arme Handelsleute — wir werden nicht geachtet.

Mad. Siward. Ich begreife wahrlich nicht — was —

Kommerzienrath. Und wären doch alle — ich und mein ganzes Haus, bey Tage und Nacht, mit Leib, Leben, Habe und Gut, zu Diensten gewesen, haben jederzeit mit Liebe von Ihnen geredet. Ich und meine Kinder — sind oft zusammen hier am Gütchen vorbey spaziert, sind aber bey Leibe nicht herein gekommen. Ich habe nur die Kinder aufgehoben, daß sie über die Planken herein sehen konnten — dann sagte ich: — Seht Kinder, wie die gute Frau Cousine gesegnet ist — wie alles da steht — Sallat — und alle Gemüse — Bäume mit des lieben Gottes Segen an Spalieren heran — und das schöne Haus! — Dann sind wir weiter gegangen, aber nicht herein — ja nicht herein.

Mad. Siward. Spotten Sie meiner?

Kommerzienrath. Ach liebe — Er küßt ihr die Hand. Da sey Gott für! Wir hatten nur nicht das Herz.

Mad. Siward. Und was verschafft mir heute das Vergnügen?

Kommerzienrath. Lieber Gott! — wo soll man Rath suchen, als bey den lieben Angehörigen? Sehen Sie, man plackt sich im Handel und Wandel — kriecht da unter — schlupft dort durch! Aber was hilfts? Die Welt ist gar zu raffiniert, man bringt es nicht weit. Klägliche Prozente und saure Arbeit. Nun bin ich auf etwas verfallen —

Mad. Siward. So —

Kommerzienrath. Ja. — Neulich bin ich zur Erfrischung, und um zu spintisieren, wo etwas noch zu gewinnen seyn möchte, ein Bißchen aus — und auf den Gottesacker spazieren gegangen. Da ist mir eingefallen, daß jetzt eigentlich die Hauptkrankheiten nicht mehr recht Mode sind. Wenigstens haben die halsbrechendsten Dinge viel gelindere und höflichere Namen bekommen. So sind auch die Kurarten anders geworden. Ferner giebt es auch viele, die Ehren und Zeitvertreibs halber Frühjahrs krank sind. — Was wollen die Herren Doktores machen? — Sie verschreiben Wasser, inn- und ausländische Brunnen. Gut! Das hat mich auf den Gedanken gebracht, ob ich es nicht sollte durch Gott und gute Menschen dahin bringen können, ein Privilegium zu bekommen, daß kein Mensch als ich ausländische Mineralwasser verkaufen dürfte. — Ach Gott! — dann würde ich ein steinreicher Mann!

Mad. Siward. Das glaube ich und wünsche es Ihnen.

Kommerzienrath. Wahrhaftig? Wünschen Sie es? Nun so sey ja Gott hundertfältig gedankt!

Mad. Siward. Warum sollte ich es nicht wünschen?

Kommerzienrath. Ach Gott! so bin ich geborgen, so bin ich ein glückseliger Mann!

Mad. Siward. Wie —

Kommerzienrath. Es kostet Ihnen nur ein Wort, so habe ich das Monopolium.

Mad. Siward. Ich begreife Sie nicht.

Kommerzienrath. Sie werden doch für einen nächsten Verwandten ein Uebriges thun? Das weiß man ja, daß Sie es können. O es kommt nur auf Sie an. — Sie dürfen nur einmal an der rechten Stelle lachen — so schreibt die Hand hat — und ich bin steinreich. Ach so lachen Sie doch einmal für mich.

Mad. Siward. Erklären Sie Sich —

Kommerzienrath. Je nun, das ist ja weltkündig, daß unser Herr Gott Ihnen die Gnade verliehen hat, daß Sie nebst dem lieben Gemahl bey Seiner Excellenz, unserm Herrn Minister, in Gnaden stehen; also —

Mad. Siward. Unverschämter Mensch —

Kommerzienrath. Ey du gerechter — was ist das?

Mad. Siward. Gehn Sie — gehen Sie den Augenblick fort, oder ich rufe meinen Mann.

Kommerzienrath. Ey du mein Gott!

Mad. Siward. Fort, Elender!

Kommerzienrath. Beste Frau Cousine — ich verstehe Sie gar nicht —

Mad. Siward. Desto schlimmer für Sie —

Kommerzienrath. Ich bin so konsterniert — ich — Ey Cousine — Sie werden mir doch das Herzeleid nicht anthun — werden mich nicht so fortschicken?

Mad. Siward. Sie werden, hoff' ich, nicht die Frechheit haben, Sich noch zu verweilen —

Kommerzienrath. Ich habe einen expressen Wagen gemietet —

Mad. Siward. Schändlich —

Kommerzienrath. Habe meine drey Kinder bey mir. — Ey Cousinchen, ich — ich will in den Krug gehen — warten — wiederkommen — ein Glas Bier trinken. Besinnen Sie Sich —

Mad. Siward. Fort!

Kommerzienrath. Nur keine Ungnade, liebe Cousine. Lassen Sie es mich und meine armen Kinder bey Seiner Excellenz nicht entgelten, wenn ich sollte wider Wissen etwas pecciert haben.

Mad. Siward. Ich verabscheue Sie —

Kommerzienrath. Ach mein kostbares Wasser-Monopol! — Der offenbare Reichthum vor Augen! — Ich komme hernach noch einmal wieder her. Nicht wahr? Ja! Ich wende was daran, Cousine.

An das Wasser halte ich mich — den Wassergedanken lasse ich nicht mehr fahren. Er geht ab.

Mad. Siward. Das ist über alle Beschreibung schändlich! — Nein — es muß Spott seyn, was ihn dahin brachte. — Kann man einer Frau von Ehre — Aber dafür hält er mich ja nicht! Was habe ich denn gethan, daß man mich nicht dafür hält?

Achter Auftritt.

Räthin Bellmann. Mad. Siward.

Mad. Siward. Der Kommerzienrath Bellmann war hier —

Räthin. Ist mir begegnet. —

Mad. Siward. Denken Sie, er verlangt meine Fürsprache bey dem Minister —

Räthin. Nun ja —

Mad. Siward. Mutter! und Sie glühen nicht von Zorn und Scham?

Räthin. Wenn man in Ehren — denn die Ehre muß man nur nie aus den Augen lassen und nächstdem die Ewigkeit — wenn man in Ehren den lieben Angehörigen dienen kann —

Mad. Siward. Laſſen Sie mich das nicht gehört haben.

Räthin. Der Miniſter will hier wohnen?

Mad. Siward erſtaunt. Das wiſſen Sie?

Räthin lächelt. Sehr vermuthlich.

Mad. Siward. Mutter — das iſt ſchrecklich!

Räthin. Wenn einmal mein Prozeß gewonnen iſt —

Mad. Siward. Und mein guter Name verloren —

Räthin. Vor Gott muß man rein ſeyn — die Welt muß man mit der falſchen Weltmünze auszahlen.

Mad. Siward. Ich ſage Ihnen, ich werde den Miniſter nicht ſehen.

Räthin. Was ſoll das? Das kommt jetzt nicht mehr auf dich an. Du biſt Frau vom Hauſe und mußt die Honneurs machen.

Mad. Siward. Ich verachte die kleinlichen Eitelkeiten, die eine kurze Zeit meinen Blick auf ſich gezogen haben. Die Ehre iſt an die Stelle getreten.

Räthin. Bauernehre!

Mad. Siward. Sie iſt am wenigſten zweydeutig.

Räthin. Die Sache iſt einmal eingeleitet, und je einfältiger du dich benimmſt, je mehr geräthſt du in

Verlegenheit. Thu was du kannſt, mich um das Meinige, dich um das Deinige zu bringen, und im Staube zu bleiben; ich will thun was ich kann, dich zu erheben. Sie geht und begegnet dem Hauptmann, der eben eintritt.

Neunter Auftritt.

Vorige. Hauptmann.

Räthin. Was beliebt?

Hauptmann. Nichts von Ihnen.

Räthin. Soll dort bey meiner Tochter gepredigt werden?

Hauptmann. Gefragt.

Räthin. Und dann?

Hauptmann. Und dann — Alle Donnerwetter, gehen Sie! Um Ihrentwillen ſtehe ich nicht da.

Räthin. Und Sie ſind mir nicht wichtig genug zu bleiben. Sie geht ab.

Zehnter Auftritt.

Hauptmann. Madam Siward.

Hauptmann. Iſt das wahr, daß der Miniſter von Bargen hier im Hauſe die Brunnenkur brauchen wird?

Mad. Siward. Leider — ja!

Hauptmann. Ey!

Mad. Siward. Mein Mann meint, er habe nicht ausweichen können.

Hauptmann. So möchte ich vor Freuden des Teufels werden!

Mad. Siward. Aber ſeyn Sie doch ſo gerecht —

Hauptmann. Ey ja doch. Warum denn auch nicht? Gerecht und vergnügt. Glückſelige Brunnenkur! Es lebe der Herr Vetter Miniſter!

Mad. Siward mit gefalteten Händen. Onkel!

Hauptmann. Heiſa! da wirds hergehen! Getafelt — geſpielt — muſiciert — getanzt — die hohe Gnade — die hohe Ehre — Vivat Seine Excellenz und die excellente Proſtitution.

Mad. Siward. Herr Onkel, Sie wollen, daß ich alle Geduld verliere.

Hauptmann. Sie — verlieren sie nach der Schande, ich vorher — Dafür können Sie nicht; das ist der Unterschied zwischen einer Nähnadel und einem Degen.

Mad. Siward. Ich habe nichts mehr zu antworten. Sie geht.

Hauptmann. Doch! Hält sie zurück.

Mad. Siward. Unbändiger Mann!

Hauptmann. Wer bey eines braven Mannes heillosem Untergange nicht unbändig wird, ist ein schlechter Kerl.

Mad. Siward. Großer Gott! Verdiene ich das?

Hauptmann. Das weiß ich nicht. Wenn Sie aber nicht gefehlt hätten, so könnten die Sachen gar nicht so stehen. Das ist mir genug. — Ich habe Ihren Mann erzogen — alle meine Lebensfreude ist auf den Kopf gesetzt — mit Freude habe ich ihn bis daher gehen sehen. Was soll nun aus ihm werden? He!

Mad. Siward. Sie vergessen —

Hauptmann. Halbe Tugend oder gar keine ist immer einerley. Wer darf sich brüsten, wenn er noch nicht so arg geworden ist, als er werden kann? He!

Mad. Siward. So unangenehm, so widerwärtig mir das Vergangene ist, so frage ich doch, was kann geschehen? —

Hauptmann. Der Herr Miniſter zieht ein, ſeine Poſtzüge jagen meines Vetters Ackerpferde auf die Wieſe, ſeine Köche ſchieben ſein Leibgericht in die Ofenröhre, ſeine Trabanten ſaufen ſeinen Wein, er nimmt ihm Weib, Ehre und Freude —

Mad. Siward. Halten Sie ein —

Hauptmann. Die gnädige Societät lacht uns aus — und ich kann mein Häuschen verkaufen, den Vetter vergeſſen, und, wenn eure Schande im Lande verkündet wird, die Mütze über die Augen ziehen und heulen und fluchen. Nicht wahr? Ah verdamme ſie Gott, die falſche Ehrenhökerin, die daran Schuld iſt!

Mad. Siward. Wollen Sie Sich ſammeln? — Kann ich ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden?

Hauptmann. Ein ehrliches Wort. — Die klugen Worte ſchenke ich Ihnen alle.

Mad. Siward. Was muß ich thun, um Ihre Achtung ganz zu haben?

Hauptmann. Dem Miniſter die Thür vor der Naſe zuſchließen, zum Fenſter hinausgucken und ſagen: Ich bin nicht zu Hauſe.

Mad. Siward zuckt die Schultern. Das wird mein Mann nicht zugeben.

Hauptmann. Drum iſts ein verlorner Handel, und ich will den verſpielten Vetter vergeſſen, meinen Jagdſack umhängen, den Pudel mitnehmen, und ein Loblied auf die Weiber ſingen durch Berg und Thal. Er geht.

Mad. Siward. Ein Wort! — Ich muß doch wohl den Mann sehr lieben, von dessen Onkel ich, bey besserm Bewußtseyn, solche Dinge anhören kann?

Hauptmann. Nun ja — wie ihr denn so manchmal lieben könnt — Ein Bißchen Gutheit — ein Bißchen Sinnlichkeit — ein wenig Reue und Furcht — ein wenig Weichlichkeit — eine Ebbe und Flut, die ich nicht besonders achte. Wer euch für das liebenswürdigste Spielwerk hält, ist klug. Wer auf eine Einzelne von euch seinen Lebensplan baut — ist ein Narr! Er geht heftig fort.

Mad. Siward schlägt die Hände zusammen und folgt ihm langsam.

Dritter Aufzug.

Das Zimmer aus dem erſten Akt, mit ſchönen modernen Meublen.

Erſter Auftritt.

Sekretär Siward. Hernach die Räthin.

Sekretär. Schon neu meubliert? Braviſſimo! — Das geht ja über alle Erwartung glänzend und ſchnell! Atlaß — Gold — Lack. Bravo — Frau Schwiegermutter!

Räthin tritt ein. Herr Sohn, es muß noch ein Bett von beſter Qualität geſchafft werden, mit ſeidenen Umhängen, eine Standuhr, ein Kanapee von Damaſt für Seiner Excellenz Zimmer — ein Sopha von feinem Zitz für Herrn Hofrath Raning —

Sekretär. Für den? Gar nichts. Und wie der Miniſter weg iſt — fort mit dieſem Tand da.

Räthin. Wenn Sie in die Stadt ziehen werden, so brauchen Sie —

Sekretär. Mißbrauchen Sie doch meine Geduld nicht länger.

Räthin. Noch Sie die meine.

Sekretär. Was iſt das?

Räthin. Ja, ja! Wir ſind nicht mehr allein, wir haben nun einen Rückenhalt. Man wird bald ſehen, was ich gelte. Sie geht ab.

Sekretär lacht. Das iſt doch eine Narrheit, die bis zum Bejammern kläglich iſt.

Zweyter Auftritt.

Sekretär Siward. Hofrath Raning.

Hofrath nach einer kurzen Verbeugung, höflich und empfindlich. Gut, daß ich Sie treffe; ich befinde mich in der äußerſten Verlegenheit.

Sekretär nicht ohne Spott, aber mit Anſtand. Mit Ihrem Savoir faire? Das iſt unmöglich!

Hofrath. Des Herrn Miniſters Excellenz ſind ſelbſt hier geweſen, — haben das Nöthige mit Ihnen geſprochen — ſagen mir, daß ſie hier wohnen werden — ſchicken mich, mit Madam Siward die Einrichtung zu verabreden. Ich komme deßhalb

her — Madam empfängt mich — etwas sonderbar, in der That — und weiset mich an Sie.

Sekretär. An mich? Das führt nicht zur Sache.

Hofrath. Da sie es indeß gethan hat, so muß ich Sie bitten —

Sekretär. Mein Herr, das ist ein Irrthum. Sie wissen, daß die Frauen das ganze Inventarium der häuslichen Geräthschaften verwalten —

Hofrath. Eben darum —

Sekretär. Kann ich in der Sache für gar nichts gelten.

Hofrath. Was soll denn nun werden? Seine Excellenz werden in einer Stunde hier seyn. Die Bedienung, die Officen, alles ist schon auf dem Wege.

Sekretär. Ja, was machen wir nun?

Hofrath lebhaft. Sie sind aber denn doch Herr im Hause.

Sekretär. Am Ende freylich wohl! Aber sehen Sie nur, das laß' ich meiner Frau nie merken.

Hofrath. Wie Sie das für gut finden; indeß werden Sie ohne mein Zuthun begreifen, daß mit dem Herrn Minister nicht zu scherzen ist.

Sekretär. Da sey Gott für!

Hofrath. Kurz und gut, erklären Sie Sich, was soll aus der Sache werden?

Sekretär. Wie wäre es, da der ganze Handel einmal doch dort eingeleitet worden ist, wenn Sie Sich vollends an meine Frau Schwiegermutter wendeten?

Hofrath. Und an wen wird die mich schicken?

Sekretär. Sicher nicht an mich.

Hofrath. Der Herr Sekretär benehmen Sich sehr sonderbar.

Sekretär. Das halten Sie dem halben Landmann zu Gute. Wenn man einmal aus der Stadtroutine gekommen ist, so hat man alle Stichwörter verlernt, und weiß nicht recht einzufallen.

Hofrath. Der Herr Minister sind ein so überaus gnädiger Herr, daß sie —

Sekretär. Ueberaus — ganz recht.

Hofrath. Diese Periode könnte Ihrem Schicksal so günstig werden. —

Sekretär. So? In wie ferne?

Hofrath lächelnd, indem er mit einer Verbeugung abbricht. Sie scheinen ein Freund von Fragen.

Sekretär. Das sind gewöhnlich kritische Fälle, wo gewandte Leute nichts mehr zu antworten wissen.

Hofrath. Mein Herr Siward — ich bin reitzbar.

Sekretär. Nicht besonders.

Hofrath. Ich habe Ihnen bis jetzt Geduld bewiesen; aber —

Sekretär. Ich beklage Sie, daß die Sachen so liegen, daß Sie zur Geduld gezwungen sind. — Indeß will ich Ihnen meine Frau Schwiegermutter schicken, daß Sie Sich mit ihr bereden. Er gehe ab.

Hofrath. Impertinenter — grober — erz-grober Bauer! — Das hat sich noch kein Mensch unterstanden! kein Mensch! Aber er soll es nicht umsonst gethan haben, bey Gott nicht!

Dritter Auftritt.

Räthin Bellmann. Hofrath.

Räthin freundlich. Mein Schwiegersohn sagt mir —

Hofrath. Kurz und gut, Madam, will Ihre Frau Tochter der Zuneigung des Herrn Ministers Gerechtigkeit geben oder nicht?

Räthin. Ach Gott! Sie sind außer Sich —

Hofrath. Ihre Tochter ziert sich, Herr Si-ward ist grob wie ein Matrose.

Räthin. Die Herkunft! Art läßt nicht von Art. — Eine halbe Stunde von hier — wohnen ja die nächsten lieben Angehörigen in der Runde — Schulmeister — Schulzen — lauter Lumpenleute. O lieber Gott, meine Familie dagegen! Ja, da ist der geringste —

Hofrath, der indeß verdrießlich auf und abging und mehreremal reden wollte, worauf aber die Räthin immer stärker anhebt, bis er zuletzt mit Gewalt anfangt. Genug — man läßt mich herum laufen, wie einen Narren, und am Ende da stehen, wie einen Gassenbettler. — Woran bin ich?

Räthin. Ach der massive Mensch!

Hofrath. Ich gebe mir kein Démenti gegen den Minister; Ihre Tochter muß meinetwegen scheinen, was Sie mich hoffen liessen, daß sie seyn würde; das muß sie, oder ich erkläre Ihnen, daß ich mir Genugthuung schaffe.

Räthin. Ach, das wolle Gott nicht! Ich will alles anwenden. Nur eine kleine Geduld. Sehen Sie, der grobe Mensch ist in sich gegangen, hat alles mit Rosen aufgeputzt, und hat süße Redensarten dazu gehalten; dann hat das einfältige Kind geheult — und so ist sie jetzt wieder umgewendet.

Hofrath. Nun wenden Sie sie wieder zu uns. Ohnehin bleibt ihr nichts anders übrig, denn es ist unter den Leuten, daß sie die Passion des Ministers ist. Zurück kann sie nun gar nicht mehr, oder sie wäre eine Närrin.

Räthin. Gewiß muß es in Ehren durchgesetzt seyn, denn ich thue ja alles. Sehen Sie nur die schönen Stühle da an —

Hofrath. Ach, ich habe den Kuckuk —

Räthin. Die Tische —

Hofrath. Wegen Stühlen und Tiſchen kommen wir nicht.

Räthin. Nun — man ſagt nur — Die habe ich gekauft.

Hofrath. War unnöthig —

Räthin. Daß Gott! — Und ſie koſten ein Heidengeld!

Hofrath. Ihre Tochter —

Räthin. Nun — eben von den Stühlen zu reden — Denken Sie um Gottes Willen, was er mir eben ſagt — mein Schwiegerſohn — wie der Miniſter fort iſt, will er mir ſie mit Fracht wieder ſchicken. O es iſt ein Menſch ohne alle Conduite!

Hofrath. Das habe ich erfahren.

Räthin. Wenn man bedenkt, mein ſeliger Mann war doch Rath — und —

Hofrath. Reden Sie mit Ihrer Tochter — daß ſie klug wird —

Räthin. Ja, Rath, wirklicher Rath! Jedermann eſtimierte uns für die erſten Perſonen im zweyten Range; und der Kerl, der —

Hofrath. Sagen Sie Ihrer Tochter, daß ihr Mann ſie lächerlich machte —

Räthin. Ey und wie geht mir es!

Hofrath. Werfen Sie Zwieſpalt unter die Leute, ſonſt kommen wir nicht zum Zweck.

Räthin. Ein Bißchen Zwieſpalt? Sehr wohl.

Hofrath. Rangieren Sie die Zimmer.

Räthin. Sehr wohl.

Hofrath. Ich will dem Herrn Miniſter entgegen fahren.

Räthin. Sagen Sie nur Seiner Excellenz, daß ich gewiß eine Frau bin, die ihren Gott vor Augen hat —

Hofrath. Ach ja — Er will gehen.

Räthin hält ihn auf. Daß aber das zeitliche Wohl —

Hofrath. Richtig.

Räthin. Und der Reſpekt vor ſo einem Herrn —

Hofrath. Ich muß fort. —

Räthin. Ja — und wenn es ſich ſchicken will, bringen Sie ihm doch meine Attention bey — hier — verſtehen Sie mich — mit den atlaſſenen Stühlen —

Hofrath. Ja doch, ja doch. Er geht ab.

Räthin ihm nachrufend. Daß ich diejenige bin, die Sie — In der Thür eine tiefe Verbeugung. Gehorſamſte Dienerin. Mit einem Seufzer umwendend und vorgehend. Hat man nicht ein Kreuz, bis man ſeine Kinder zu Glück und Ehren bringt!

Vierter Auftritt.

Räthin. Mad. Siward.

Mad. Siward. Mama, das ertrage ich nicht. Bitterkeiten vom Onkel, Kälte vom Manne — das verdiene ich nicht.

Räthin. Gewiß nicht.

Mad. Siward. Was habe ich gesündigt?

Räthin. Nichts! Du bist ein verklärter Engel.

Mad. Siward. Der Minister hat einigemal mit mir gesprochen, gelacht, mir einen Fächer zerbrochen, und einen andern dafür gegeben. Die Stadt hat die Tage her mir gefallen, ich wollte dahin; meinem Manne that das weh — ich bleibe gern da. Der Minister zieht da heraus. Ich habe das nicht gewußt. Haben Sie es gewußt, veranlaßt, gewollt, so sagen Sie es meinem Manne. Ich kann den Verdacht nicht ertragen, ich verdiene ihn nicht.

Räthin. Ich auch nicht.

Mad. Siward. Ich bin ganz vorwurfsfrey —

Räthin. Rein, wie der gefallene Schnee, eine arme Dulderin.

Mad. Siward. Und muß leiden, als wenn ich —

Räthin. Ja, und was hat denn das Ganze auf sich? Der gute, liebe Herr ist nun von deiner unschuldigen Seele eingenommen; das kann man ihm doch gönnen: sorgt und arbeitet er doch für so viele Tausende! Wenn er sich durchgearbeitet hat, durch Lug und Trug und Sorgen, Supplikanten und Feinde, so möchte er so zuletzt mit einer braven Frau ein Wort reden, zur Erholung — das ist alles. Das hätte in Ehren geschehen können, und Ehre und Glück bringen können bey Hohen und Niedern. Denn, sage selbst, hat der bescheidne Herr dir ein unfeines Wort gesagt?

Mad. Siward zerstreut. Nein, das hat er nicht.

Räthin. Dein Mann hätte sein bester Freund werden können; denn Verstand hat dein Mann, das muß man sagen — und judiciert richtig von vielen Sachen. Er hätte im lieben Vaterlande als was Rechtes gebraucht werden können. Die Kühe und Hühner hätten ihr Futter hier gefressen, ohne daß ihr hättet dabey stehen bleiben müssen. Dahin hab ich es haben wollen; denn mit dem Prozeß und mit der Ehre, warum ist mir es dabey zu thun als um euer Glück? Sage selbst.

Mad. Siward. Ach!

Räthin. Aber bewahre Gott! — Da fallen wir mit der Tugend, wie mit einem Klotz drein —

machen ein Feldgeschrey von Ehre — er und der alte Haudegen von Hauptmann — rumoren so von Pflichten und Schande, daß alle Nachbarn und Nachbarskinder auf die Madam Siward hinsehen — und frägen und zischeln, und meinen und lügen —

Mad. Siward. Das, das ist es ja eben, was mich martert —

Räthin. Ich sage dir es, wie nach einem brennenden Dache, sehen und rennen die Menschen daher.

Mad. Siward setzt sich. O Gott!

Räthin. Der dumme Junge, der Jakob, kommt vorhin sogar mit einem Feuereimerchen voll Zuspruch daher, und wollte löschen.

Mad. Siward. Ich überlebe es nicht!

Räthin. Du bist engelrein; aber seit der eigne Mann den Spektakel macht, wer wird es glauben? Und nun der gute Herr Minister, der daher kommt in aller Unschuld, denkt, „da komme ich einmal unter gute frohe Menschen," — nun werden alle Kettenhunde von Onkeln und Bekannten auf den armen Herrn losgelassen, er wird verächtlich behandelt, beleidigt, alles zeitliche Glück mit Füßen von sich gestoßen, und das alles, damit man die Tugend retten will, die weder — denn da sey Gott für — verletzt ist, noch verletzt werden soll.

Mad. Siward. Es ist wahr. Sie haben Recht! Aber was kann ich machen? Vorstellungen, Erklärungen meinem Manne zu machen —

Räthin ruft. Hilft nichts.

Mad. Siward. Je mehr ich thäte, je schuldiger würde mich mein Mann glauben.

Räthin. Richtig.

Mad. Siward. Und am Ende, bey dem gerechteſten Bewußtſeyn iſt doch einer tugendhaften Frau auch einiges Selbſtgefühl erlaubt.

Räthin. Nun — was habe ich denn immer geſagt? — Wirſt du doch einmal klug?

Mad. Siward. Aber, um allem Gerücht aus dem Wege zu gehen, weiß ich kein beſſer Mittel, als ich will fort, und auf eine Weile zu meiner Tante reiſen.

Räthin. Bey Leibe nicht!

Mad. Siward. Das iſt feſt beſchloſſen.

Räthin. Kind, Kind! So ſagen ja die Leute, dein Mann hätte dich weggeſchickt.

Mad. Siward. Meinetwegen.

Räthin. Er hätte dich wegſperren müſſen, wegen deines ſchlechten Wandels. Kind, bleib da, ſonſt biſt du um Ehre und guten Namen.

Mad. Siward. Aber was ſoll ich denn thun? So kann es doch nicht bleiben.

Räthin. Das weiß Gott.

Mad. Siward. Und er ſoll bald eintreffen, der Miniſter.

Räthin. Nun — so rede mit deinem Manne, stelle ihm alles offenherzig vor. Er ist ja ein vernünftiger Mann. Versuche es, um des guten Namens willen ihn zur Wohlanständigkeit zu bringen. Sage ihm, daß sonst ja deine und seine Ehre dabey litte.

Mad. Siward. Wird er das nicht für heimliche Neigung zu dem Minister nehmen?

Räthin. Ey, wenn er dich so wenig kennt, da wäre er ja gar nicht werth, daß du mit ihm redest. Liebe Julie, bedenke doch, wer du bist — so ein Engel, so eine Seelenklarheit! Zur Frau hast du dich übergeben, aber nicht zur Magd verdingt.

Mad. Siward. Wenn er mich aber nun doch mißversteht? Ich will nicht mißverstanden seyn — ich ertrage es nicht.

Räthin. Wenn er denn doch ein Narr ist — nimm mir es nicht übel, die Geduld bricht mir aus — so frag den Narren — und sage: — „Nun so gieb Befehle, wie ich mich betragen soll;“ dann hast du vor Gott, deinem Herzen und der Liebe alles gethan, was bey Menschengedenken noch keine Frau gethan hat, die so ein Engel ist, wie du bist.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sekretär.

Räthin. Herr Sohn! Sie müssen ein vernünftig Wort mit Sich reden lassen, denn —

Sekretär. Mit Erlaubniß, ich will selbst ein vernünftig Wort reden, deßhalb bin ich gekommen.

Räthin. Nun so will ich weggehen —

Sekretär. Sie können zuhören —

Räthin. Ach nein, denn ich bin ja der Stein des Anstoßes —

Sekretär. Man fährt aus dem Wege —

Räthin. Und dann muß doch dieß und jenes zur Aufnahme des Herrn Ministers geschehen. Denn wenn er auch auf das Land zieht, so meint er doch damit nicht, daß er gerades Weges unter Bauernvolk kommt. Sie geht ab.

Sechster Auftritt.

Sekretär. Madam Siward.

Sekretär. Da iſt der Barometer wieder geſtiegen.

Mad. Siward feierlich. Ludwig, ſey gerecht und räume ein, daß —

Sekretär. Vor allen Dingen melde ich dir, daß mein beſter Freund zurück gekommen iſt.

Mad. Siward. Wer?

Sekretär. Meine gute Laune. Sie war vorhin ein Bißchen abweſend, und in der Zeit habe ich manches verkehrt gemacht.

Mad. Siward. Es iſt mir lieb, wenn du es fühlſt. Du biſt ſehr ungerecht gegen mich geweſen.

Sekretär. In der That, das bin ich.

Mad. Siward. Wie du mich kennſt, wie war es möglich, von mir zu argwöhnen, als hätte ich das Hierherkommen des Miniſters vorher gewußt?

Sekretär. In übler Laune ſieht man leicht ſchief — das habe ich gethan, und habe nicht eher Ruhe, bis ich dir das ehrlich geſtanden habe. Das

iſt geſchehen, und nun hoffe ich, ſoll ſich alles Uebrige von ſelbſt finden.

Mad. Siward. Die üble Laune kann wieder kommen —

Sekretär. Ich glaube nicht.

Mad. Siward. Es iſt überhaupt ein kritiſches Verhältniß —

Sekretär. Wenn wir offen und gutmüthig gegen einander ſeyn wollen — gar nicht.

Mad. Siward. Wie willſt du, daß ich mich benehmen ſoll?

Sekretär. Wie du empfindeſt, daß du dich benehmen mußt.

Mad. Siward. Wenn ich mich gewaltſam verſtecke —

Sekretär. Das darf nicht ſeyn.

Mad. Siward. Wenn ich unbefangen meine Geſchäfte treibe, wie vorher —

Sekretär. So meine ich müßte es ſeyn.

Mad. Siward. Dann werde ich ab und an unſern Gaſt in meinem Wege finden —

Sekretär. Richtig.

Mad. Siward. Er wird mit mir reden —

Sekretär. Natürlich.

Mad. Siward. Er iſt verbindlich —

Sekretär. Du wirſt höflich ſeyn.

Mad. Siward. Er iſt galant —

Sekretär. Dein Herz wird dir ſagen, was zu thun iſt.

Mad. Siward. Alles was vorgefallen iſt, raubt mir die Unbefangenheit, mit der man ſo etwas leicht nimmt.

Sekretär. Liebe Julie, meine Ehrlichkeit, mein Vertrauen, meine gute Laune er reicht ihr die Hand. müſſen dir alle Unbefangenheit wieder geben.

Mad. Siward. Du wirſt mich mißverſtehen —

Sekretär. Das iſt unmöglich.

Mad. Siward. Die Eitelkeit meiner Mutter —

Sekretär. Wenn ich mich ein Bißchen darüber geärgert habe, pflege ich viel darüber zu lachen.

Mad. Siward. Die üble Laune deines Onkels, ſelbſt ſeine Liebe zu dir, werden dich aufhetzen.

Sekretär. Das könnte möglich ſeyn.

Mad. Siward. Und ſo werden wir traurige Tage leben.

Sekretär. Das will ich nicht haben. — Was? Du biſt ein ehrliches Weib, wir ſind geſund, jung, glücklich — bey allem was Vernunft und Ueberzeugung heißt, wir wollen nicht traurig ſeyn. — Genug nun. — Gehe im Hauſe umher, ordne, ſieh nach — thue was deines Amts iſt. Wenn ein ſchlechter Schalk uns mit dem Beſuche des Miniſters hat zu

Grunde richten wollen, so fahre der Minister wieder heim, mit dem festen Glauben an häusliche Glückseligkeit. — Das kann sein Gutes haben für Tausende, und der gottlose Schalk verzweifle an Fröhlichkeit und Tugend! Er umarmt sie.

Mad. Siward. Ludwig!

Der Hauptmann tritt ein.

Sekretär ohne ihn zu sehen. Fröhlichkeit, das ist die Fahne, zu der ich geschworen habe. Dieß Panier wehe hoch, wenn alles gut geht; und wenn wir einen Augenblick aus einander gerathen könnten, so wollen wir mit der Losung wieder zusammen treffen. — Akkord — der Handel ist geschlossen. Geh an deine Geschäfte.

Mad. Siward. Mit Muth, Glauben und Fröhlichkeit.

Siebenter Auftritt.

Hauptmann. Sekretär.

Hauptmann. Fröhlichkeit? — Recht gut, wer es dabey lassen könnte!

Sekretär. Jeder, der den Willen dazu hat.

Hauptmann fest. Nein! Ich sage — nein!

Sekretär. Verlust — Zank — Bankerott — selbst der Tod hat eine helle Seite, wenn man sie sucht und finden will.

Hauptmann. Zugeſtanden.

Sekretär. Unmuth ſieht alles ſchwarz. — Daher die ſchrecklichen Kataſtrophen von Scheidung — Krankheit — alle die Qualen, die der Gram in uns anſetzt.

Hauptmann. Darum Nachſicht gegen die Frau und Geduld gegen das Ungeheuer von Schwiegermutter!

Sekretär. Sie iſt ein armes Ungeheuer.

Hauptmann. Da iſt ein Herr Vetter Kommerzienrath angekommen —

Sekretär. Dem Narren habe ich die Meinung geſagt.

Hauptmann. Was hat ihn hergeführt? Das allgemeine Gerücht von — ich kanns nicht ausſprechen.

Sekretär. Nicht doch. — Raning hat ihn herbeſchieden, mich zu ärgern — im Zorn mich Tollheiten begehen zu laſſen. Das darf ihm nicht gelingen.

Hauptmann. Ich bitte dich um Gottes Willen, begehe — was du Tollheiten nennſt. Jage die Frau Schwiegermutter fort —

Sekretär. Wenn meine Frau von ihr verleitet werden könnte — ja. Das iſt unmöglich; und ſo wäre es ungerecht, in der Mutter der Frau weh zu thun.

Hauptmann. Schaffe den Miniſter dir vom Halſe! Geradezu!

Sekretär. Ehrenvoller iſt es, den Kampf mit ihm aufzunehmen, in dem er beſchämt unterliegen wird.

Hauptmann. Du ſtehſt anders.

Sekretär. Gewiß nicht.

Hauptmann. So gewiß öffentliche Schande keine Ehre iſt.

Sekretär. Mäßigung, Onkel, Mäßigung.

Hauptmann heftig. Es thut mir leid —

Sekretär. Was?

Hauptmann noch heftiger. Es thut mir ſehr leid — aber ich kann nicht anders —

Sekretär. Ruhig — Onkel — ruhig.

Hauptmann. Ich muß dich über den Haufen werfen. Da — Er giebt ihm einen Brief. nimm, lies — und ſey dann fröhlich und ruhig, wenn du noch kannſt. Ich zittre an allen Gliedern — ich kanns nicht länger verbergen — du biſt verloren! Er geht heftig von ihm an die Seite.

Sekretär, der den Brief, ohne ihn zu öffnen, hin und her gewendet und betrachtet hat. Dieſer Zuſpruch lautet freylich ſehr bedenklich.

Hauptmann. Die Sache iſt bedenklich.

Sekretär. Onkel!

Hauptmann, der nicht hingeſehen hat. Haſt du geleſen?

Sekretär. Nein.

Hauptmann auffahrend ſich zu ihm wendend. Was?

Sekretär. Iſt es gut, daß ich leſe?

Hauptmann. Nothwendig.

Sekretär. Werde ich glücklicher, wenn ich geleſen habe?

Hauptmann nach einer Pauſe. Ja.

Sekretär. Ich glaube es nicht. Es giebt ſo anonyme Freunde —

Hauptmann. Er iſt unterſchrieben.

Sekretär. Unberufne Warner —

Hauptmann. Major von Walter hat Kredit bey dir, wie bey mir.

Sekretär. Den hat er. Er iſt ein Mann; Er beſieht den Brief und giebt ihn plötzlich dem Hauptmann. und drum will ich den Brief nicht leſen.

Hauptmann. Du fürchteſt die Wahrheit!

Sekretär. Von einer und derſelben Sache giebt es ſo verſchiedene Begriffe.

Hauptmann wuthend. Es giebt Ehre und Schande.

Sekretär überraſcht. Onkel! — Er ergreift haſtig ſeine Hand.

Hauptmann. Höre zu. lieſt: „Herr Bruder, öffne doch deinem Vetter Siward die Augen. Hofrath Raning ſagt der ganzen Stadt, daß die Siward die Erklärte des Miniſters ſey. Ich glaube

das nicht, obschon die Frau hier sich unvorsichtig betragen hat; aber was vermag am Ende nicht die Pracht, die List und eine eitle Närrin von Mutter! Es ist ein förmlicher Rumor in der Stadt. Siward wird allgemein beklagt, doch begreift ihn niemand, da es nun gar heißt, daß der Minister hinaus zieht. Oeffne ihm die Augen.

Dein

von Walter."

Nun?

Sekretär überwältigt von Zorn und Gram, die er nicht ausbrechen lassen will. Einen Augenblick Geduld! Er geht an einen Tisch, auf den er sich mit beiden geballten Händen stützt.

Hauptmann. Vetter!

Sekretär das Gesicht tiefer haltend. Gleich!

Hauptmann. Einen Entschluß!

Man hört ein Posthorn frohlich blasen.

Hauptmann. Was ist das? Geht ans Fenster.

Sekretär. Der Minister! Fährt auf und geht heftig zwey Schritte.

Achter Auftritt.

Vorige. Räthin.

Räthin mit großem Aufheben. Ihr Leute, da kommen des Herrn Miniſters Excellenz im hellen Galopp angefahren.

Hauptmann führt ſie etwas unſanft nach der Mitte. Zum hellen Teufel! Sappermentskäfer!

Räthin. Was? Ey, du — Sie iſt draußen.

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Räthin. Mad. Siward.

Mad. Siward ruhig. Mein Freund, eben wird der Miniſter anfahren.

Sekretär, der ſie eine kurze Weile anſieht. Das ſagt man.

Mad. Siward ihn und den Hauptmann wechſelsweiſe ruhig betrachtend. Wollen wir — willſt du ihn nicht empfangen?

Sekretär die Manſchette vorziehend, höflich. O ja.

Mad. Siward. Ludwig!

Sekretär etwas ungeſtüm. Was?

Mad. Siward. — Fröhlichkeit — heißt das Panier! So ſagteſt du.

Sekretär. Ja. Indem er heftig ihre Hand ergreift. Fröhlichkeit! Er geht ſchnell mit ihr an die Thür, dort bleibt er ſtehen, wendet ſich zum Hauptmann. Was kann ſie dafür? Zu ihr. Es bleibt dabey — Indem er ihre Hand ſchüttelt, ſehr gutmüthig: Fröhlichkeit! — Sie gehen ab.

Hauptmann, indem er folgt. Tollheit! Er geht. Und drum nun — Hülfe mit Gewalt!

Zehnter Auftritt.

Hauptmann. Räthin.

Räthin. Sagen Sie mir nur —

Hauptmann. Was? Sich umwendend. Wieder da? —

Räthin. Ich muß Seine Excellenz empfangen.

Hauptmann. Nein, daraus wird nichts.

Räthin. Das will ich ſehen; darauf habe ich mich präpariert.

Hauptmann. Drum eben, zur Strafe, wird nichts daraus.

Räthin geht dem Ausgange zu.

Hauptmann. Den Arm, Dame!

Räthin widersetzt sich. Herr Hauptmann, nehmen Sie Sich in Acht —

Hauptmann nimmt ihre Hand. Ich führe Sie in den Garten —

Räthin. Ich muß den Herrn Minister empfangen. Sie stampft mit dem Fuße.

Hauptmann ebenfalls. Absolut nicht!

Räthin. Was? Ey du Gerechter! Ich falle in Ohnmacht!

Hauptmann. So trage ich Sie fort.

Räthin. Herr Hauptmann, ich vergreife mich. —

Hauptmann. Das habe ich schon gethan. Er führt sie durch die Mitte fort.

Räthin zugleich draußen. Ich muß Seine Excellenz empfangen! Ihre Excellenz!

Hauptmann. Sie sollen Seine Excellenz nicht empfangen.

Vierter Aufzug.

Eine ländliche Gegend, einzelne Bäume, im Hintergrunde eine Eremitage.

Erſter Auftritt.

Der Miniſter kommt aus der Tiefe des Waldchens mit lebhafter Unruhe hervor, er ſucht jemand, er ſieht in verſchiedene Gänge zur Seite hinein, endlich erblickt er vorwärts an der Seite, außer der Bühne, den Hofrath. Er winkt ihn zu ſich.

Miniſter. Hierher, — daher —

Hofrath tritt auf. Ihre Excellenz ſind allein —

Miniſter. Nein — ſie iſt mit mir — ich denke nur ſie. Raning, ſie iſt ein Engel!

Hofrath. Habe ich nicht Recht gehabt?

Miniſter. Sie gewinnt jeden Augenblick mehr, je länger man ſie ſieht.

Hofrath. Welche liebenswürdige Weiblichkeit! — So viel Talent — ſo wenig Anſprüche — die

reitzendste Unbefangenheit, bey aller ächten ungezierten Sittsamkeit!

Minister. Das ist gut, das ist herrlich — aber — ich sehe nicht, daß ich jemals weiter mit ihr kommen werde; denn sie hat den Mann lieb, und das ist schlimm.

Hofrath. Mit der stillen Konversation — mit den Promenaden und Unterredungen im Begegnen kommen wir nicht weiter.

Minister. Ich habe allein mit ihr gesprochen — mich erklärt, und bin abgewiesen.

Hofrath. Weiberkünsteley.

Minister. Mit Würde abgewiesen, sage ich Ihnen.

Hofrath. Sie waren bis jetzt bloß der zärtliche Liebhaber; lassen Sie nun den glänzenden, reichen Liebhaber sich zeigen. Sinnlichkeit überwindet alle Grundsätze. Ländliche Feten, ungesucht, aber dennoch durch jeden Reitz städtischen Wohllebens erhöht, reitzen die Eitelkeit — zerstreuen —

Minister. So machen Sie denn, daß sie etwas geschehe.

Hofrath. Eine Illumination dieses Wäldchens — zum Exempel —

Minister. Schön!

Hofrath. Alle Anstalten dazu habe ich mitnehmen lassen. — Hat das blendende Licht zerstreuet,

ermüdet — dann reißt sanfte Musik die Seele hin. Im nämlichen Augenblicke bittet man sie denn, mit ihrer süßen Stimme uns zu entzücken. Sie singt — die schöne stille Nacht, das Schwärmerische des Augenblicks, der Beyfall, welcher die liebe Sängerin bestürmt — selbst das Gassen der Nachbarn — die Ehre — die Wuth des Mannes, in unserer Gegenwart von Ansehen und Wohlstand niedergekämpft — der Ungestüm, den er sich, sobald er mit ihr allein ist, sicher gegen sie erlauben wird — die eitle Mutter, die alles ins gehörige Licht setzen wird — es kann nicht fehlen, in kurzem sind die ersten Schwierigkeiten überwunden, und dann geht alles Uebrige von selbst.

Minister. Aber der Mann, wenn er nun entschieden sieht, daß er zu verlieren hat —

Hofrath. Ha, Ihre Excellenz — indem er anfängt deutlich zu begreifen, daß er etwas verlieren könne, muß er auch schon ziemlich alles verloren haben. Das Vertrauen auf die Frau ist so gut als weg. Der Stolz wird dazu kommen. Er wird nicht winseln noch künsteln — er wird mit Verachtung zurück stoßen — alles — vielleicht das sogar, was Sie ihm gerne geben würden — die reichlichste Versorgung.

Minister. Er wird — er wird — wir setzen das so sicher voraus —

Hofrath. Sehr sicher, denn Leute von Charakter, wie er, handeln auch konsequent —

Minister. Aber der Mensch hat seinen eignen Humor, darauf denken wir gar nicht.

Hofrath. Der Humor pflegt sich bey solchen Umständen zu verlieren. Wenn dergleichen Leute nur einmal die Fassung verloren haben, so berechnen sie alles schief, und fallen hernach von einem dummen Streich in den andern.

Minister. Der Mann beweiset mir eine Art von Vertrauen, das mich mehr geniert, als die plumpste Eifersucht mir im Wege seyn würde.

Hofrath. Nun also! Er ergiebt sich in sein Schicksal, und dann ist hier das Elysium, wo Sie die Drangsale vergessen, die von Ihren schweren Arbeiten unzertrennlich sind.

Minister. Es wäre der Himmel auf der Welt. Aber — Raning — wie —

Hofrath. Was beunruhigt Ihre Excellenz noch?

Minister. Wenn gleichwohl die Frau ihn durchaus nicht verschmerzen könnte? —

Hofrath. Ihre Excellenz vergessen durchaus, was Sie selbst sind.

Minister. Hm! Sie sieht nicht aus, als ob sie das Interesse ihres Herzens einem Band und Stern aufopfern könnte.

Hofrath. Richtig. Auf dem Wege ginge es nicht. Aber alle die unnennbaren Kleinigkeiten, womit Rang und Reichthum, von persönlicher Lie-

benswürdigkeit begleitet, Herz und Sinne bestürmen — Doch wir verlieren die Zeit in Befürchtungen, die wir zum sichern Gewinn verwenden sollten; ich gehe zur Ausführung unsers Festes.

Minister. Es mag kosten was es wolle.

Hofrath. Noch eins. Mir besser Spiel gegen Siward zu machen, geruhen Sie ja mich so sehr als möglich zu distinguieren, damit er gewohnt werde, mich stets für das unmittelbare Organ Ihres Willens anzusehen.

Minister. Meinetwegen! lächelt. Obschon ich denke, dafür werden Sie selbst wohl Sorge tragen. — Da kommt die Räthin — Schaffen Sie mir die Hexenaltmutter vom Leibe. Er geht ab.

Zweyter Auftritt.

Hofrath. Räthin.

Räthin. die mit einer Verbeugung eintritt, da der Minister geht. Ihre Er — Weg ist er! Der liebe Herr — Sie sind doch wie Salpeter!

Hofrath. Nun wie steht es —

Räthin. Wegen meines Prozesses? Ja eben deßhalb —

Hofrath. Nein, mit der Tochter, mit — unserm Plane? he?

Räthin. Je nun, so, so! — Der Prozeß aber stand Anno 17 —

Hofrath. Jetzt 1799 steht Ihr Prozeß gut. Sagen Sie mir ein Wort vom Manne — Ist er gegen die Frau eifersüchtig, grob, unartig —

Räthin. Nein. Zugeknöpft bis an den Hals.

Hofrath. Was hat er im Schilde?

Räthin. Ich merke nichts.

Hofrath. Sonderbar!

Räthin. Mit Ihrer Erlaubniß, daß ich wieder auf den Proz —

Hofrath. Und die Frau?

Räthin. Ganz kontent. — Daß ich wieder auf den Prozeß komme, Anno ein tausend sieben —

Hofrath. Und der Onkel?

Räthin. Der Onkel? Ganz recht. Da kommen Sie auf das Wahre.

Hofrath. Wie so?

Räthin. Der Onkel hat mir den Magen verdorben. Die alte Kanone! Ja, da kommen Sie auf das rechte Kapitel. Sehen Sie, eine Art von Prosoß ist der Mann.

Hofrath. Hat er was gesagt —

Räthin. Ist Ihnen gefällig? Sie zeigt ihm den Arm. Regardieren Sie einmal — hier — da — dort — enfin blitzblau! So hat mich der ungeschliffene Mensch ergriffen und hinaus geführt.

Hofrath. Ey! — Sagen Sie, ist er deutlich gegen uns?

Räthin zeigt ihm den Arm. Deutlich? Da ist es ja zu sehen.

Hofrath. Ich meine, ob er —

Räthin. Sehen Sie, Herr Hofrath — lieber Herr Hofrath — wenn Sie dem seinen Gnadenthaler könnten auf einem Bergfestüngelchen, so hoch oben in klarer Luft, anweisen lassen —

Hofrath. O Gott ja!

Räthin. Daß er aus der Ebene hier wegkäme — Herr Hofrath, wenn Sie das könnten — sehen Sie, den Prozeß wollte ich fast drum fahren lassen, wenn ich nur den malitiösen alten Knecht mit einem Packpferdchen könnte auswandern sehen.

Hofrath. Also eigentlich wissen Sie nichts, was uns weiter brächte?

Räthin. Was sonst noch zu melden ist, will ich in einer Audienz Seiner Excellenz anzeigen. Ich bitte mich zu melden.

Hofrath. Aber wozu das?

Räthin. Erlauben Sie, Ehre will ich erlangen und die Tugend bewahren, denn ich lasse die Ewigkeit nicht aus dem Gesicht. Außer dem bilde ich mir ein, daß Sie für Sich gesorgt haben, ich will es bey der Occasion auch für mich.

Hofrath. Ich thue ja alles für Sie.

Räthin. O ich will Sie damit weiter nicht inkommodieren, sondern nunmehr Ihre Excellenz in Unterthänigkeit selbst bearbeiten.

Hofrath. Was Teufel —

Räthin. Es muß nämlich heute alles, was den Gewinn meines Prozesses anlangt, gesiegelt und geschrieben in meinen Händen seyn.

Hofrath. Es ist ja doch zum Henker eine Justizsache, wobey doch Formen zu beobachten sind.

Räthin. Sie können mir ja den Prozeß abkaufen, wenn Sie so gewiß wissen, daß ich ihn gewinnen soll.

Hofrath verlegen. O ja — nur —

Räthin. Gefälligst heute. Ich weiß, wie dergleichen geht. — Die Herren stehen manchmal früh auf — fahren nur spazieren, sagt man — ehe man sichs versieht, bringt der Kammerdiener einen gnädigen Gruß — holt die Equipage — weg sind sie.

Hofrath. Aber Sie sehen doch an allen Anstalten —

Räthin. Ist man nachher nun siebzehnmal am Hotell demüthig erschienen, so ist niemand zu Hause. Das achtzehnte Mal macht ein Schweizerkerl die Thüre zu, wie er nur das Gesicht erblickt, es schallt auch wohl noch so ein Schimpfwörtchen von innen heraus, und alle hohen Promessen werden

ignoriert. Drum wird gefälligst — heute alles arrangiert. Sie verbeugt sich und geht ab. Dero Dienerin!

Hofrath. Daß ich die Leidenschaft des Ministers hierher gewendet habe, ist der einzige dumme Streich, den ich in meinem Leben gemacht habe! Er geht und stößt auf den Hauptmann.

Dritter Auftritt.

Hofrath. Hauptmann.

Hofrath. Ah — sieh da — vermuthlich der wackere Onkel Kapitän?

Hauptmann. Kapitän Siward — der manchmal den Menschen auf den Leib rückt, die nicht wacker sind.

Hofrath. Bravo! Sie sind mein Mann.

Hauptmann. Schwerlich.

Hofrath. Ich liebe alle Leute, die sich so annoncieren. Aber da Sie noch so rüstig sind, braver Kriegsmann, warum auf Pension? Warum nicht noch im Dienst?

Hauptmann. Das gehört nicht daher. Im Uebrigen diene ich der Verwandtschaft, der Ehre, der Tugend, und zwar sehr entschlossen.

Hofrath. Wieder ausnehmend brav!

Hauptmann. Nun denn brav und brav — ſo werde ich Ihnen immer näher rücken, bis —

Hofrath. Ein Wort, mein Theurer —

Hauptmann. Kurz!

Hofrath. Wiſſen Sie, daß ich Sie recht geſucht habe?

Hauptmann. So? Nun da bin ich.

Hofrath. Ich wünſche nämlich herzlich, daß Sie uns guten Rath geben möchten.

Hauptmann. Ey!

Hofrath. Sie wiſſen, ich habe die Ehre, der Freund des Herrn Miniſters zu ſeyn.

Hauptmann. Sein guter Name und der unſere haben keinen ärgern Feind als Sie.

Hofrath. Wenn ich Ihnen das Gegentheil bewieſe, wie?

Hauptmann. Das müßte auf der Stelle geſchehen.

Hofrath ſeufzt. Sie werden etwas von einem gewiſſen leidenſchaftlichen Verhältniß bemerkt haben.

Hauptmann. Ja, zum Teufel! Ich und mehrere, als mir erträglich iſt — haben davon gehört, daß uns die Augen übergehen.

Hofrath. Lieber Himmel! Das macht den guten Sekretär nicht glücklich.

Hauptmann. Allons — mein Degen ſpukt in der Scheide, weiter!

Hofrath. Nun so geben Sie mir einen Rath, wie könnte man zum gemeinschaftlichen Glück bewirken, daß das anders würde?

Hauptmann. Wenn Seine Excellenz und Sie abziehen und niemals wieder kommen.

Hofrath. Haben Sie vergessen, daß Seine Excellenz den Brunnen brauchen? Dabey kann man den Herrn nicht alterieren.

Hauptmann. Aber ehrliche Leute zu Grunde richten, das sollte ihm bey dem Brunnen bekommen können? Donner und Wetter!

Hofrath. Mein Lieber, mit Fluchen ist hier nichts gethan. Genug, daß Sie mich zu allem Guten bereit finden. Seyn Sie jetzt nur still und in Zukunft offen gegen mich und vertraut, so wollen wir beide zusammen die Sache zum Ende bringen.

Hauptmann. Das ist nichts.

Hofrath. Sie sehen — ich bin ein Biedermann.

Hauptmann. Ich will Ihren Herren sprechen.

Hofrath. Wozu kann das führen?

Hauptmann. Das weiß ich nicht. Vielleicht zum Ende.

Hofrath. Er ist Kavalier —

Hauptmann. Der zuerst den Degen für eine gute Sache brauchte, war auch der erste Kavalier.

Er schlägt an den Degen. Ob ich die Ahnenprobe habe, steht zu versuchen. Melden Sie mich.

Hofrath. Dem Herrn Minister? Mein Gott! Wozu soll —

Hauptmann. Hm! Den Dienst leistet zwar der erste beste Lakey eben so gut. Adieu! Er geht.

Hofrath. Nein, nein, — ich will es auf der Stelle.

Hauptmann. Und nun lassen Sie den Herrn Minister mit dem besten Manöver gegen mich anrücken, das Sie mit ihm studieren können — ich stehe gut im Feuer.

Hofrath. In Gottes Namen! Meine Redlichkeit habe ich gezeigt; was Sie nun doch verderben, ist Ihre Sache, davon sprechen Sie mich frey. Er geht ab. Ich schicke Ihnen Antwort nach Hause.

Hauptmann. Häßlicher Judas — wenn ich dich an den Baum bringen könnte — zum Weltspektakel wie jenen Erzschelm — ich thäte es gewiß!

Vierter Auftritt.

Hauptmann. Sekretär, der von der entgegen gesetzten Seite, wo der Hofrath abgegangen ist, eintritt.

Sekretär etwas ernst. Sie gehen hier spazieren?

Hauptmann. Auch wohl spionieren — ja! Ich gestehe, daß ich eine Unterredung des Ministers mit deiner Frau gehört habe. Er machte ihr Erklärungen — wie ein leidenschaftlicher Mensch sie nur machen kann, und sie antwortete wie eine brave Frau.

Sekretär. Das befremdet mich nicht.

Hauptmann. Aber du befremdest mich. — Die Sache kann vor der Welt nicht so bleiben.

Sekretär. Gewiß nicht.

Hauptmann. Nun und du thust nichts. Zornig. Du hast kein Herz!

Sekretär. Es gehört mehr Muth zur Ausdauer, als zum Dreinschlagen.

Hauptmann. Schande oder Druck trägt nur ein Feiger. Einen Feigen verachte ich. Wenn ich dich verachten muß, was habe ich noch auf der Welt?

Sekretär. Geduld denn bis morgen.

Hauptmann. Deine Sache leidet keinen Aufschub.

Sekretär. Geduld auf eine Stunde.

Hauptmann. Nach einer Stunde — trete ich an deine Stelle.

Sekretär. Aber früher nicht.

Hauptmann. Nein; denn ich möchte gerne sehen, daß du selbst deine Sache führtest.

Sekretär. Das Gefühl ist mir unentbehrlich. Nur noch ein Wort mit meiner Frau.

Hauptmann. Ich will sie dir herschicken; denn hier ist doch die beste Gelegenheit den Menschen aus dem Wege zu gehen, wenns nöthig ist. Vetter — laß den Verstand weg — rede und thue von Herzen. Was daher kommt ist gut, und was gut ist, ist auch gescheidt. Er geht nach der Seite, wo der Sekretär hergekommen ist, ab.

Sekretär. Nicht immer, guter Onkel, nicht immer! — Brav ist meine Frau und sehr gut — aber meine Sache steht doch nicht gut. Er fährt auf. Bey Gott, es muß anders werden, und das unmittelbar. Gleichwohl — mit dem ersten besten tollen Streiche, den die Hitze eingiebt — ist da nichts gut gemacht — Seufzt. am wenigsten für die Zukunft. — Was also anfangen?

Fünfter Auftritt.

Sekretär. Madam Siward.

Sekretär. Was also anfangen? — Sieh, mein Kind, das — und ich glaube noch eine Menge Dinge sonst — habe ich eben ganz laut zu mir selbst gesagt. Was jetzt anfangen?

Mad. Siward. Mir fehlt selbst der gute Muth. Ich weiß zu deiner Beruhigung gar nichts zu sagen. Der Brief an den Onkel ist abscheulich. Ich kann ihn gar nicht vergessen.

Sekretär. Ich auch nicht.

Mad. Siward. Er kostet mir schon so viel Thränen.

Sekretär. Er hat mir meinen guten Muth genommen, ohne den bin ich kraftlos.

Mad. Siward. Sieh — ich würde gleich dem Minister alles sagen, was ich für dich und meine Pflicht empfinde —

Sekretär. Du hast es schon gethan, und ich danke dir dafür, liebe Julie.

Mad. Siward. Ich würde ihn mit Anstand und Ernst bitten, uns zu verlassen; denn meine Ehre und mein Gefühl fordern es, daß er sehr bald geht. Ich hätte dieß gethan, ohne dir etwas davon zu

sagen; aber ich würde in diesem Betragen ein Interesse für ihn haben, das ich nicht haben will; also bleibt mir nichts übrig, als dich zu bitten, bewirke du es, aber — auf eine Weise, die mich nicht für deine Ruhe, und am Ende für dein Leben besorgt machen kann. Erkläre dich gegen ihn mit Achtung und Herzlichkeit.

Sekretär. Das wäre längst geschehen — müßte ich nicht fürchten, daß sein ganzes gekränktes Gefühl erwachen, und daß er mir im Tone des Ministers sagen möchte: — „Was wollen Sie? Ich denke nicht an Ihre Frau! Sind Sie bey Sinnen?"

Mad. Siward. Dann nenne ihm unsere Unterredung.

Sekretär. So wäre er als Lügner beschimpft. Ich weiß nicht, was er in dem Falle thun würde; aber ich weiß, daß ich dann, wenn er mir verächtlich geworden ist, für mich nicht mehr stehe. — Im ersten Falle würde ich lächerlich — und fast ertrage ich den Spott schwerer als Verläumdung. Im zweyten Falle — könnten wir beide sehr unglücklich werden. So steht jetzt die Sache.

Mad. Siward. Das ist schlimm, sehr schlimm! Denn über die Meinung — welche die Welt von mir gefaßt hat, können wir uns nicht hinaus setzen.

Sekretär. Bey Gott! wir dürfen es nicht. Der Minister muß fort.

Mad. Siward. — Ein einziger Augenblick, wo ich der Eitelkeit nachgegeben habe — Artigkeiten

anzuhören, bey denen ich nichts empfand, als daß ich distinguiert wurde — hat dir diesen Kummer bereitet. Wirst du mir es je vergeben?

Sekretär. Du bist in dieser kleinen Verirrung so wahr, so treu, so gutmüthig, daß du mir so werth bist als jemals.

Mad. Siward. Ich danke dir, gute Seele! Sie seufzt. Aber die Welt! — Ich quäle mich mit allen Möglichkeiten, und finde nichts, wodurch ich vor der Welt ausgleichen kann, was du schon verziehen hast. Ach — die Welt ist nicht nachsichtig wie du, gütig und gerecht wie du!

Sekretär. Nur auf Einem Wege kann die Welt widerlegt werden — wenn von selbst — heute noch — ohne unser Zuthun — der Minister so plötzlich als er hierher gekommen ist — wieder hier weggeht.

Mad. Siward. Von selbst? Ohne unser Zuthun? — Wie ist das möglich zu machen?

Sekretär. Laß sehen. Er denkt nach. Das Schwerste ist oft das Möglichste. Er geht einige Schritte, und bleibt plötzlich stehen. Halt! Wie — wenn — Er schlagt in die Hände. Ja, ja, ja! Ich habe es — Umarme mich, das Mittel ist da! Es ist gefunden!

Mad. Siward. Gott Lob! Sie umarmt ihn. Aber wie —

Sekretär. Wie? Er! — Er selbst — Und warum dachte ich nicht früher — nicht gleich daran? —

Mad. Siward. So ſag mir nur —

Sekretär. Er zieht fort — er geht fort — er iſt ſchon fort! Federleicht iſt das alles — luſtig und intereſſant. Vivat! meine gute Laune iſt wieder da — ich kann lachen und ſcherzen. — Wer leichten Muthes iſt, iſt Herr! Herr bin ich, Miniſter und Herrſcher — Herr über den brüllenden Stadtpöbel, in meinem Hauſe, über den Zorn, über mein Schickſal, — ach! an dieſem Buſen, mit dieſen Gefühlen Herr über die Welt! Er umarmt ſie. Sey ruhig, ſey luſtig, ſey fröhlich — ſcherze und tändle, lache und ſchwatze mit dem Miniſter — heut zieht er ſeines Weges, und morgen gebe ich ein Feſt — an dem der Wein ſtrömen ſoll.

Mad. Siward. Nun ſo erkläre mir denn, wie das werden ſoll.

Sekretär. Major von Walter ſoll aus dem großen Pokale auf Einen Zug die Geſundheit ausbringen: Das treue Weib — Julie Siward! — Ich will ihm Beſcheid thun — und trinken — Frauenlob! meinen Arm um deinen Nacken ſchlingen, und preiſen meinen Frieden, meine Seligkeit in deinem Beſitz. Er geht Arm in Arm mit ihr. Zur Sache.

Sechster Auftritt.

Vorige. Hofrath.

Hofrath schnell und freundlich. Eben suche ich Sie —

Sekretär eben so. Und ich Sie.

Hofrath. So ist es ja ungemein erwünscht, daß wir uns hier treffen.

Sekretär. Außerordentlich erwünscht.

Hofrath. Könnte ich Ihnen doch beschreiben, wie Ihre Heiterkeit mich erfreut!

Sekretär. Sie sind die Ursache.

Hofrath. Ich? Gott sey Dank! Heute Morgen waren Sie von schwarzer Laune.

Sekretär. Jetzt ist alles rosenfarb was ich seh' und thue.

Hofrath zu Madam Siward. Ach unser lieber Siward ist scharmant, beste Frau!

Sekretär. Ich bin immer scharmant, wenn meine Dame neben mir steht.

Hofrath. Doch muß ich Sie beide auf einen Augenblick trennen.

Sekretär lacht. O Sie Schalk!

Hofrath. Dann einige Worte im Vertrauen —

Sekretär. Und ich habe auch ein Wort im Vertrauen.

Hofrath. Es ist ein Auftrag des Herrn Ministers.

Sekretär. Schön!

Hofrath. Es ist die Rede von einer Ueberraschung. —

Sekretär. Bey mir auch.

Hofrath. Spaß apart —

Sekretär. Auf Ehre.

Hofrath. Ja — was machen wir nun da?

Sekretär. Wir reden, mein Freund. — Geh, liebe Julie! Fröhlichkeit — ist das Panier — bey Gott! ich verlasse es nicht mehr. Lachend sieh mich kommen, denn — lachend komme ich zu dir.

Mad. Siward geht ab.

Siebenter Auftritt.

Sekretär. Hofrath.

Hofrath. Etwa eine kleine Partie? — Soll jemanden eine Tour gespielt werden?

Sekretär. Sie habens errathen.

Hofrath. Nun so erzählen Sie —

Sekretär. Ah — der Antrag des Herrn Ministers geht vor.

Hofrath. Des Herrn Ministers Excellenz haben durch den angenehmen Aufenthalt, die bezaubernden Anlagen — den balsamischen Duft hier — einen so angenehmen Eindruck empfangen —

Sekretär. In der That, der Ort ist dazu gemacht.

Hofrath. Sie sind so guter Laune, hoffen so viel für ihr gutes Befinden, und sind dabey von Ihrem gütigen Empfange so hingerissen, daß sie ihren lieben Wirthen sogleich einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit ablegen möchten, der darin besteht, daß Seine Excellenz, mit Ihrer Erlaubniß, heute Abend dieses Wäldchen hier illuminieren lassen, und bey einer Musik mit Ihnen und allen Hausgenossen hier einen angenehmen Abend zubringen möchten, wo man denn spielen, essen, trinken, tanzen, singen kann — wer will, bis in den heuen Tag hinein.

Sekretär. Das ist überaus schön ausgedacht.

Hofrath. Seine Excellenz schmeicheln sich —

Sekretär. Das Lokale begünstigt es sehr —

Hofrath. Ungemein.

Sekretär. Ich erkenne darin ganz Ihre Angabe —

Hofrath. Ich bitte —

Sekretär. Ihre Generosität —

Hofrath. Sie beſchämen mich —

Sekretär. So wie Ihre Gewalt und den alles vermögenden Einfluß auf Ihren guten Herrn.

Hofrath. Seine Excellenz erzeigen mir die Gnade, ſo wohl ab und an meine allerunterthänigſte Meinung ſich vortragen zu laſſen —

Sekretär. Ey ſo laſſen wir die Curialien, und verſtehen wir uns denn endlich einmal, wenn wir mit einander zum Ziel kommen wollen; denn wir beide müſſen doch einverſtanden ſeyn.

Hofrath. Ach liebe Seele, er ergreift ſeine beiden Hände. das iſt ja mein Herzenswunſch!

Sekretär. Nun, wenn ich denn Zutrauen haben und von Ihnen etwas bitten ſoll —

Hofrath. Bitten — was Sie wollen — Sie bekommen es.

Sekretär. So geſtehen Sie auch — was ja die ganze Welt weiß — daß Sie den Miniſter abſolut beherrſchen.

Hofrath. Abſolut nicht — aber er lacht. doch ſo —

Sekretär. Daß man auf das rechnen darf, was Sie in ſeinem Namen verſprechen.

Hofrath. O ja! O Gott ja! Wenn ich etwas verſpreche — ſo gut als wenn er es ſelbſt verſprochen hätte. Schlägt ihn auf die Schulter. Nun nur heraus — nur begehrt —

Sekretär. Es iſt freylich ein wenig viel —

Hofrath. Thut nichts. Noch so zaghaft nach allem was ich Ihnen gesagt habe daß ich vermag? Allons donc, courage mon ami, courage! Nur zu! Ich stehe für alles.

Sekretär. Gewiß?

Hofrath. Ein Wort!

Sekretär. Nun — so machen Sie, daß mir der Herr Minister die Ehre erzeigt, und Sie mit ihm —

Hofrath verbeugt sich. Bitte — bitte —

Sekretär. Heute, nach der Illumination und dem Soupee, mein Haus auf der Stelle wieder zu verlassen, und für immer fortzugehen.

Hofrath sieht ihn an. Herr Siward — sind Sie rasend?

Sekretär. Da die Stadt glaubt, der Herr Minister wolle das Glück meines Hauses stören, so ist es das Interesse seiner Ehre zu gehen, damit jedermann sehe, daß die Stadt lügt. Da man sagt, daß Sie der Unterhändler und Verbreiter jener Lästerung auf meine Frau wären, so ist es Ihr Interesse, das alles durch Ihre Allmacht zu bewirken, und so dem Ehemann aus dem Wege zu gehen, der mit Degen oder Pistolen Ihnen lästig werden könnte.

Hofrath. Ich thue es nicht! Stark. Das thue ich nicht!

Sekretär. Theurer, werthester Herr Hofrath, Degen und Pistolen machen Löcher.

Hofrath. Wenn ich nicht will, so schlage ich mich nicht.

Sekretär. Ach bester Freund, ganz. wenn ich will, so werden Sie geschlagen.

Hofrath. Was! Was Teufel —

Sekretär traurig. Und sehr — sehr —

Hofrath. Sie sollen an mich denken.

Sekretär. Ach wenn ich nur Sie nicht sehe. — Jetzt, mein Herr — Sie exmuiveren mich — Ihre Hofhaltung ist heute noch mit blasenden Postillionen auf dem Rückwege pour jamais — oder Sie haben bey dem schweren Geschäft der Fete unter Schalmeyen und Hörnerklang — einen harten Ritterschlag zu bestehen. Er geht ab.

Hofrath. In dem Kerl ist der Teufel! — Was fange ich an? Er ist im Stande Wort zu halten. Und der Minister? — Hm! der besucht mich täglich am Krankenbett — lacht aber über meine Prügel! Verflucht!

Achter Auftritt.

Miniſter. Hofrath.

Miniſter. Haben Sie Siwarden geſprochen?

Hofrath verlegen. So eben.

Miniſter. Nun, was ſagt er zu meiner Fete?

Hofrath. Sie iſt ihm recht.

Miniſter. Wirklich?

Hofrath. Es wäre ihm, glaube ich auch recht, wenn ſie nicht wäre — Es iſt ein Menſch ohne Sinn und Gefühl. —

Miniſter. Deſto beſſer für uns.

Hofrath. Ich weiß nicht.

Miniſter. Arrangieren Sie nun einen Ball auf übermorgen, und proponieren mir eine Geſellſchaft.

Hofrath. Ihre Excellenz haben zu befehlen.

Miniſter. Sie ſind ſehr einſylbig, Herr Hofrath.

Hofrath. Ihre Excellenz entſchuldigen, die Luft ſcheint mir hier ſehr drückend —

Miniſter. Ich finde ſie ſehr leicht.

Neunter Auftritt.

Vorige. Räthin.

Räthin. So bin ich denn endlich so glücklich —

Minister. Ich werde noch hernach die Ehre haben — Es wird schon spät. Nicht wahr, Raning?

Räthin. Auf Schritt und Tritt bin ich Hochdenselben gefolgt, um mich nur zu exküsieren —

Hofrath. Seine Excellenz sind eben jetzt sehr pressiert. —

Minister. In der That — sehr.

Räthin. Nun so bitte ich nur mich zu exküsieren, daß ich bey Hochdero Empfang nicht zugegen war. Meine Schuld ist es nicht, es ist —

Minister. Hat gar nichts auf sich. — Kommen Sie, Raning.

Räthin. Es befindet sich hier ein gewisser grober Kapitän — der mich hinderte —

Minister. Ein andermal, Madam.

Räthin. Nun aber mein Prozeß —

Minister. Was für ein Prozeß —

Hofrath. Aber Sie sehen ja — daß der Herr jetzt eilt.

Räthin. Aus dem ſiebenjährigen Kriege, wovon mir verſprochen iſt, daß ich ihn gewinne.

Hofrath. Sie haben doch gehört, daß der Herr Miniſter heute Abend hier eine große Fete geben?

Räthin. So etwas. Aber —

Hofrath. Seine Excellenz wollen, daß Sie dabey die Honneurs machen.

Räthin verneigt ſich ſchmunzelnd. Ach Gott, ich bin ſo penetriert von Dankgefühl —

Miniſter. Auf Wiederſehen alſo. Er geht ab.

Hofrath. Das wird den Kapitän ärgern. Er geht ab.

Räthin verbeugt ſich von dem Augenblick an, wo der Miniſter abgeht. Die Honneurs — bey Seiner Excellenz — die Honneurs! Nun ſo danke ich Gott mit Thränen für die Satisfaktion, daß doch der Pöbel ſieht, wozu ich zu gebrauchen bin! Sie will gehen.

Zehnter Auftritt.

Sekretär von der Mitte. Hauptmann von der Seite. Räthin.

Räthin. Herr Sohn, ich mache auf Seiner Excellenz Verlangen für Hochdieſelben die Honneurs bey der Fete.

Sekretär. Ganz recht.

Hauptmann. Fete? Fete?

Sekretär raſch. Ja eine Fete! Er giebt ihm ein Papier. und dabey wollen wir nicht müßig ſeyn. Hier ſind eine Menge Aufträge für Sie; ich bitte, daß Sie, lieber Onkel, unſere Honneurs machen, wie ich es hier geordnet habe.

Hauptmann durchlieſt das Papier.

Sekretär. Mein Pferd ſteht geſattelt — Fort Onkel — ventre à terre hin und zurück — mein Poſtzug folgt im hellen Trabe. Schaffen Sie mir meine Leute — ich arbeite und ordne hier.

Räthin. Man ſieht alſo, daß gewiſſe Leute an ihren Platz erhoben werden, wenn ſchon das gemeine Volk ſie malitiöſer Weiſe hat opprimieren wollen. Das iſt meine Satisfaktion. Geht ſchnell ab.

Hauptmann schüttelt den Kopf. Was soll das da? auf das Papier deutend.

Sekretär. Onkel! Laſſen Sie mich meine Sache auf meine Weiſe machen. Gelingt mein Einfall — ſo iſt alles glänzend widerlegt, was die Verläumdung aufgebracht hat. Gelingt er nicht — ſo ſeyn Sie dann mein Sekundant. Sie waren es ja durch Jahre in Freude und Leid. Er geht ab.

Hauptmann umarmt ihn im Gehen. In Leben und Tod!

Fünfter Aufzug.

Das Zimmer mit den Atlaßſtühlen, Lichter auf dem Tiſche.

Erſter Auftritt.

Räthin kommt außer ſich mit ausgebreiten Armen herein. **Steh mir Gott bey! was iſt das?** Sie ſetzt ſich entkräftet. **Außer mir bin ich — von Sinnen komme ich! O Schmach — o ewiges Skandal!**

Zweyter Auftritt.

Räthin. Hofrath.

Hofrath von der andern Seite, lebhaft, unruhig, ängſtlich. **Madam, ich bitte mir aus, ſchaffen Sie Rath — denn ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen.**

Räthin steht auf und geht hastig auf ihn zu. Mir auch nicht; darum müssen Sie einen Ausweg schaffen, oder ich bin des blassen Todes, hier vor Ihren Augen.

Hofrath. Das kann ich nicht.

Räthin. Warum nicht? Freylich können Sie es, kein Mensch als Sie!

Hofrath. Zum Henker — mein ganzer Kredit steht auf der Spitze —

Räthin. Richtig! Drum schaffen Sie alles zum Hause hinaus!

Hofrath. Madam, sind Sie bey Sinnen?

Räthin. Rasend! Alles schaffen Sie fort, und zwar gleich!

Hofrath. Ich soll den Minister wegschaffen? Toll müßte ich seyn, wenn ich es wollte!

Räthin. Mein Gott, wer redet von Seiner Excellenz?

Hofrath. Sie!

Räthin. Ach nein!

Hofrath. Sie und Ihr verrückter Schwiegersohn. Ich soll den Minister hier weg, zurück in die Stadt schaffen —

Räthin. Ey du mein Gott!

Hofrath. Oder er will mich todt schlagen.

Räthin. Das wäre denn auf die Weise ein neues Malheur.

Hofrath. Freylich.

Räthin. Davon weiß ich kein Wort.

Hofrath. Aber Sie wollen ja auch, daß wir fort ſollen.

Räthin. Ich denke nicht an einen ſolchen Frevel.

Hofrath. Von was haben Sie denn vorhin geſprochen?

Räthin. Sie wiſſen es alſo noch nicht? Wieder ein beſonderes Malheur. Um Ehre und guten Namen bringt mich mein Schwiegerſohn! Seine halbe Ackerfamilie hat er zu dem Feſte einladen laſſen.

Hofrath. Was iſt das?

Räthin. Ach Sie ſehen mich ja mehr todt als lebendig. Ganz gemeines Bauernvolk. — Unten ſträubt ſich das Geſindel ab — ſcharrt mit den Füßen, giebt den Handſchlag — brüllt wie — losgelaſſene Thiere. — Ein Schulmeiſter — ſeine Kinder — ein Dorfſchulze — einen ganzen Leiterwagen von dem Gezücht hat er kommen laſſen.

Hofrath. Iſt der Menſch toll?

Räthin. Beſeſſen iſt er! Eine halbe Stunde von hier wohnen die Unglücklichen. Der Herr Kapitän iſt als Kurier hingeſchickt, hat ſie geholt. Meine Tochter hat ſie bewillkommt. Er — hat ihnen Blumenſträuße an den Magen geſteckt. — Die Weiber — ach beſter Herr Hofrath! ſie ſtan-

ren in Kallmank und Tamis — Ziehhauben haben sie auf. — Die Jungen — die Höllenbrut — schauckeln sich in des Herrn Ministers Karosse — Mit Einem Worte, ich bin todt — Uebermorgen giebt es hier eine Leiche — die stelle ich vor.

Hofrath. Mein Verstand steht still.

Räthin. Ich habe schon keinen mehr. Ich soll die Honneurs machen, wollen Seine Excellenz! Ich! die Räthin Bellmann, solchem Volk Honneurs machen! — Morgen bin ich todt!

Hofrath. Bekümmern Sie Sich um den Minister und um sonst niemand.

Räthin. Richtig! Zu Seiner Excellenz, da gehöre ich hin, das ist wahr.

Hofrath. Aber wenn der desperate Mensch Wort hält — und das ist er im Stande, und mich, wenn ich den Minister nicht wegschaffe, vor alle dem Gesindel thätlich injuriert —

Räthin [illegible]. Das wollen wir einmal sehen! —

Hofrath. Teufel auch, das sollen Sie nicht sehen! —

Räthin. So weit lassen Sie es kommen —

Hofrath. Daß ich durchgeprügelt werde? —

Räthin. Dann stecken Sie den ungeschliffnen Menschen in den Thurm — dann hat ers!

Hofrath. Aber ich habe es vorher.

Räthin. Sie können ja jederzeit einen Sukkurs von der Livree neben Sich gehen lassen. —

Hofrath. Das iſt nichts.

Räthin. Und die — o lieber Herr Hofrath — die faſſen denn in der erſten Furie meinen Herrn Kapitän auf und tragen ihn in das Schilfarädchen hinein. Sehen Sie, wenn dem Manne mit der Occaſion ein Affront geſchähe — ich wollte mir ja gern im Tumult auch einen Puff gefallen laſſen.

Hofrath. Da ſind wir verſchiedener Meinung: ich will nicht ladiert ſeyn, ſage ich Ihnen.

Räthin. Geben Sie mir nur einen Rath, wie ich mich gegen das Pack benehme, das er da hat ankommen laſſen.

Hofrath. Mein Gott! Sie thun, als wenn Ihnen die groſſes Vergnügen machten.

Räthin. Das bin ich nicht kapabel. Die Bauern ſind gegen meine Natur; das iſt in meinem Geblüt.

Hofrath. Er will uns mit ſeinen Gäſten dekontenancieren. Nun und wir? laſſen uns nicht dekontenancieren, ſondern amüſieren uns mit dem Pöbel: ſo ſteht er im Nachtheil, und wir ſind oben auf.

Räthin. Nun ja, wenn die Fete angeht, will ich mich ſo geberden; denn Leute von Rang müſſen ſich diſſimulieren können. Aber das nehmen Sie mir nicht übel, vor den Honneurs ſo unter uns, will ich dem Volk erſt das Leben ſauer machen. Das liegt in der Natur, und Leute von Rang kön-

nen recht gröblich verfahren, wo ſie nicht repräſentieren; das habe ich vielfältig erlebt.

Hofrath. Aber die Injurie, die er mir angedroht hat —

Räthin. Will er ſich etwas unterfangen — ſo fordern Sie ihn heraus.

Hofrath. Mein Gott, das iſt ja verboten!

Räthin. Ja ſo!

Dritter Auftritt.

Vorige. Sekretär.

Sekretär. Herr Hofrath, ich komme, Ihnen etwas Angenehmes zu ſagen.

Hofrath. Mir ſehr lieb, wenn Sie finden, daß es endlich dazu Zeit iſt.

Sekretär. Ich thue es übrigens, weil es meine Frau gern ſieht, mit der ich jetzt mehr zufrieden bin als jemals, und außerdem — weil es mich amüſiert, daß ich Ihrer nicht bedarf.

Räthin beſtig. Herr Sohn, menagieren Sie Sich!

Sekretär. Das wollte ich Ihnen eben rathen, denn Sie haben noch brilliante Geſchäfte vor Sich.

Räthin mit Ingrimm. Nach dem arrivierten Leiterwagen zu urtheilen — mehr skandalös als brilliant.

Hofrath zur Räthin. Laſſen wir das! Verbindlich zum Sekretär. Das Angenehme, was Sie mir ſagen wollten?

Sekretär. Iſt, daß ich ganz und gar nicht mehr darauf beſtehe, daß Seine Excellenz und ihr Gefolge durch Sie bewogen werden, hier wegzugehen.

Hofrath erleichtert. Bey Gott, es wäre mir auch eine Unmöglichkeit geweſen. Noch ſo eben haben Seine Excellenz mir Plane und Beſtellung auf vierzehn Tage gegeben.

Sekretär. Sie werden morgen reiſen.

Hofrath erſtaunt und verlegen. Aber ich ſage Ihnen —

Sekretär kalt. Vielleicht auch dieſe Nacht noch.

Hofrath. Sie ſind mir unbegreiflich, Herr Siward.

Sekretär. Das hoffe ich auch. Uebrigens können Sie, ſo viel Ihre Figur anlangt, dem Feſte ganz ruhig beywohnen. Sie haben ſeit unſrer letzten Unterredung mit beträchtlicher Höllenangſt Ihrem Gebieter gegenüber geſtanden; daran mag es genug ſeyn. Mit Ihnen habe ich nun nichts mehr zu thun. Unterſuchen Sie ein andermal den

Grund und Boden besser, wenn Sie eine ähnliche Entreprise wagen wollen, und danken Sie meinem Humor, daß Sie bey dieser mit Schamröthe abkommen, wenn anders das Erröthen noch Ihr Fall ist. Er geht ab.

Vierter Auftritt.

Vorige ohne den Sekretär.

Räthin. Was ist das nun wieder?

Hofrath. Ein sehr angenehmes Ereigniß, für jemand der sich nicht baren will.

Räthin. Er will den Herrn wegschaffen? Er?

Hofrath. Angenehme Träume sind seine Sache.

Räthin. Aber meine Aussichten, meine Plane, mein Prozeß — wie wird es damit?

Hofrath. Werthe Frau Räthin — ich will wohl allenfalls noch thun was ich kann; aber jetzt ist es Zeit, Ihnen zu sagen, daß Sie mich im Punkt des Einflusses, den Sie hier im Hause zu haben vorgeben, getauscht haben. Sie gelten hier gar nichts, und auf Ihren Einfluß war mein Plan gebaut. Sie sind Schuld, daß er scheitert. Indeß machen Sie jetzt nur standhaft die Honneurs; das Uebrige folgt sich dann ganz natürlich. Er geht ab.

Räthin. Ey du Gerechter! mit welch einem Verhängniß soll ich bekannt werden? Auf der einen Seite dunkle Repliken, mit Stachelworten vermischt; auf der andern Seite feine Courtoisie, mit vagabundischem Trug meliert — die korporalischen Handgriffe des Herrn Kapitäns, welche ins Bläuliche spielen — der Prozeß verloren! Da bliebe einer ehrlichen Frau nichts anders übrig, als zum Trost und Rath sich einem Beichtvater zu decouvrieren.

Sie geht, ihr entgegen rennen David und Liese.

Fünfter Auftritt.

Räthin. David und Liese.

Räthin, welche, wie die Kinder den Schritt in das Zimmer setzen, stehen bleibt und die Hände gen Himmel hebt. Da haben wir die Bescherung!

Liese und David bleiben erschrocken stehn, und sagen zu einander: Was will die?

Räthin. Brecht nur die Hälse nicht! Wo sind denn eure lieben Aeltern?

Liese geht an einen Stuhl und faßt ihn an. Wir wissen es nicht.

David geht an einen andern Stuhl, und streichelt den auch. Fühle nur, Liese, wie glatt!

Räthin. Wahre Hottentotten!

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Der Schulmeister, seine Frau, zwey Jungen. Der Schulz, seine Frau.

Räthin. Da kommen sie alle — jetzt versinke ich!

Alle durch einander. Grüße Sie Gott, Frau Räthin! Wie steht das Leben? — Noch frisch und gesund? Die Alten geben ihr die Hand.

Räthin. Schreyt nur nicht wie am Spieße! Sie macht ihre Hände los. Wenn mich die Familie ferner mit Händedrücken regaliert, so werde ich heute noch gerädebrecht.

Schulz. Nun, nun — Sie braucht Sich nicht zu oppenieren, wenn Sie nicht gegrüßt seyn will; wir können es bleiben lassen.

Schulmeister. In omnibus wie der Schulz.

Schulzin. Es soll hier ein Wesen mit Lichtern geben — wie wir vernehmen.

Schulmeisterin. Und der blinde Mann mit dem Horn ist herbestellt — etliche mit Geigen und Schalmeyen — einer mit der Flöteduse, auch der Mann mit dem Dudelsack. Es wird also was recht Starkes von einer Musik geben.

Schulmeister. Derohalben bin ich herbeschieden nebst meiner Jugend. Seyd Ihr alle da?

Alle Kinder. Alle, alle, alle.

Räthin. Ich bitte euch um Gottes Willen! Der Herr Minister sind ja hier.

Schulzin. Das wissen wir wohl.

Schulmeisterin. Den wollen wir mit besehen.

Räthin. Ihr Leute, sagt einmal, was wollt ihr hier?

Schulz. Wir sind eingeladen.

Schulzin. Die Frau Siward hat uns immer gern gesehn.

Schulmeisterin. Hat uns recht herzlich die Hand gedrückt.

Schulz. Und mit Einem Worte — warum soll ich nicht auch da seyn? Ich bin ein Mensch, so gut wie andere.

Schulmeister. In omnibus wie der Schulz.

Räthin. Aber nehmt doch Raison an — Ihr müßt hinten stehen — dürft nicht mitsprechen, müßt euch beständig von den Bedienten auf die Füße treten lassen —

Schulz. Hm! Einmal werden die Füße zurück gezogen, das zweyte Mal giebt es einen Klapps.

Schulmeister. Zu selbst eigner, derer Füße Conservation.

Räthin. Hört mich an. — Ich will euch einen bedeckten Wagen bezahlen — packt euch dahinein — ich will euch einen Eimer Wein mit hinauf geben lassen, Kuchen im Ueberfluß, jedem von den Weibern ein Halstuch, den beiden Männern jedem ein Schaustück, wo Kaiser Leopoldus der Große darauf abgebildet ist, jedem Kinde drey Groschen. Es ist ein Kapital! Aber die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut; nur schleicht euch die Treppe hinunter über den Hof, und lagert euch an den Katzenberg, wo ich alles hinschicken will, fahrt in Gottes Namen in eure Hütten, daß euch der Herr nicht zu Gesichte kriegt.

Die Weiber. Wir bleiben da.

Alle Kinder. Wir wollen hier essen.

David. Und trinken.

Liese. Und springen.

Räthin. Ich gebe den Geist auf!

Schulzin. Wir haben Sonntagsröcke an.

Schulmeisterin. Sind auch Menschen.

Schulz. Und wollen hier recht lustig seyn.

Schulmeister. In omnibus wie der Schulz.

Die Weiber. Was? wir habens auch gesagt. —

Schulmeister. In omnibus wie die Weiber!

David. Gehts bald los?

Liese. Die Lichter brennen schon.

Alle Kinder. Juchhe! Juchhe!

Räthin. Das ist zum Gotterbarmen!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Hofrath.

Hofrath. Ist denn hier der Teufel los?

Die Alten grüßen mit dem Kopf, die Kinder scharren mit den Füßen, bücken sich tief und bleiben so stehen.

Räthin. Die Rotte Korah! sehen Sie, Herr Hofrath, hier steht sie aufmarschiert.

Schulz. Steht gerade, Jungens, der ist nicht der Rechte.

Achter Auftritt.

Vorige. Ein Jäger.

Der Jäger. Es ist alles fertig. Wenn Seine Excellenz —

Hofrath. Meldet es ihm.

Der Jäger geht zum Minister.

Die Kinder. Aber jetzt —

Andere. Potz Teufel!

David. Jetzt gehts los!

Räthin. Hören Sie die brüllen?

Neunter Auftritt.

Vorige. Hauptmann.

Hauptmann. Nun, Herr Hofrath —

Räthin. Jetzt der noch!

Hauptmann. Jetzt gilts.

Hofrath. Sie haben Seiner Excellenz aufwarten wollen. Aber —

Räthin. In der Nacht doch nicht?

Hauptmann. Ich renonciere.

Hofrath. Wackerer Biedermann — es bleibt beym Alten.

Hauptmann. O ja. So — oder so.

Räthin. Ihr Leute, ihr Kinder, tragt die Stühle in den Garten. — Seine Excellenz werden sich doch nicht auf den Boden setzen sollen?

Schulz. Allons Jungens — packt an!

Die Kinder tragen die Stuhle fort, und rennen damit weg.

Räthin. Sachte — sachte! Gerechter — das geht ja alles zu Grunde, und kostet das schwere Geld! Ihr Aeltern, geht doch mit.

Schulz. Ja — ihr Weiber thut das. Wir Männer stehen an unserer Stelle.

Schulmeister. In omnibus wie der Schulz.

Die Weiber gehen den Kindern nach.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Kommerzienrath mit drey Söhnen.

Kommerzienrath. Weil es der Herr Vetter nebst Frau Base so befohlen haben, stellen wir uns ein.

Hofrath. Das ist ja der Herr Kommerzienrath —

Kommerzienrath. Der beste, gütigste Herr Hofrath werden Sich zu erinnern belieben, daß Sie mir den Rath ertheilten, mich in der bewußten Wasserangelegenheit —

Hofrath. Aha! Ganz recht, ja.

Kommerzienrath. Ich bin aber in so weit — dato noch schlimm angekommen.

Hofrath. Wie so?

Kommerzienrath. Die Couſine wollten gegen mich etwas von einem Scheuſal fallen laſſen — der Herr Vetter waren gar ſehr vehement. Nachdem er alſo — Nun Baſtiänchen, verneige dich vor dem Herrn Hofrath —

Baſtian verneigt ſich.

Kommerzienrath. Philippchen — Kasperchen — Allens!

Philipp verneigt ſich.

Kommerzienrath zu Kaspar. Schlingel — was gaffſt du? — Baſtian, gieb Kasperchen eine Maulſcheile.

Baſtian giebt Kaspern ganz ernſthaft eine Ohrfeige, und geht gerade wieder an ſeinen Platz.

Kaspar erſchrocken, hält den Kopf. Was ſoll das?

Kommerzienrath freundlich. Mit Permiſſion, es war nur eine Ermunterung zu guter Conduite. — Nun, nachdem der Herr Vetter Siward mich erſt angefahren haben, ſind ſie hernach dennoch ganz freundlich zu mir in den blauen Engel gekommen, und haben mich um zehn Uhr zur Antwort wegen oben bemeldeten Waſſerprojekts hierher beſchieden, und jetzt ſind wir denn daher gewieſen.

Hauptmann. Nun, Frau Räthin, das iſt doch noch ein Rath!

Räthin. Ich bin bey Seiner Excellenz.

Hofrath. Sie machen zuſammen des Herrn Miniſters Suite aus — ohne Rang — wir ſind ja auf dem Lande. —

Kommerzienrath. Wenn nur Seine Excellenz es nicht in Ungnaden vermerken, daß man — daß man — man ist in Stiefeln —

Hofrath. Gleichviel.

Kommerzienrath zu den Kindern heftig. Macht die Manschetten heraus, ihr Bösewichter.

Alle drey fahren nach den Manschetten und rangieren sie.

Hauptmann. Sind Seine Excellenz fertig, so — können wir gehen.

Hofrath. Ohne Zweifel.

Hauptmann zum Schulmeister und Schulzen. An euer Geschäft, liebe Männer.

Schulmeister. Ja, Herr Kapitän.

Schulz. Sogleich. Sie gehen ab.

Räthin. Was wollen denn die?

Hofrath nimmt den Hauptmann bey Seite. Gehe denn etwas vor? Was geht vor? — Ein Wort im Vertrauen!

Hauptmann. Hm! Ihr Herr Minister soll ein wackerer Mann seyn, behauptet Siward. Sollten die Vorposten der Argliſt geworfen und im honetten Hauptquartier seines Herzens Allarm geblasen werden — so lassen Sie einen geschickten Rückzug machen. — Verfolgt werden Sie nicht — wir machen auch keine Siegesberichte, sondern rücken still wieder ein. — Jetzt holen Sie den Herrn.

Hofrath. Aber —

Hauptmann. Kein Wort mehr.

Hofrath geht.

Hauptmann folgt.

Jakob tritt ein.

Hauptmann deutet auf den Tisch mit Lichtern.

Jakob trägt ihn weg.

Räthin. Was iſt das?

Hauptmann. Finſterniß. Aber wir kommen wieder ins Helle.

Räthin rückt an die Wand. Sie werden doch nicht —

Kommerzienrath. Frommer Gott — Baſtiänchen — Philippchen — Kasperchen — wo ſeyd ihr?

Alle drey weinerlich. Hier!

Kommerzienrath. Kinder, es wird nichts auf ſich haben. Nur beyſammen gehalten — nur beyſammen. Es geſchieht uns nichts.

Räthin ernſtlich, doch ohne Uebertreibung. Faſſen Sie mich nicht an, Herr Kapitän — meine Arme verbitten es — laut. ich ſtehe unter hoher Protektion Seiner Excellenz!

Elfter Auftritt.

Vorige. Hofrath.

Hofrath. Was iſt das?

Hauptmann ruft hinaus. Licht — heda — Lichter!

Zwölfter Auftritt.

Von der einen Seite treten der Schulmeiſter und Schulz mit großen Papierlaternen auf Stangen herein; von der andern der Miniſter. Das geſchieht zu gleicher Zeit.

Räthin. Ihre Excellenz! Sie verneigt ſich tief.

Hauptmann verneigt ſich ehrerbietig aber kurz.

Kommerzienrath. Huldreichſten, gnädigen Herrn Excellenz wollen geruhen —

Die Kinder begaffen die Laternen und drehen dem Miniſter den Rucken zu.

Miniſter. Guten Abend —

Hofrath. Kapitän Siward —

Hauptmann verneigt ſich.

Miniſter. Recht angenehm, Sie zu finden. Aha — der Kommerzienrath Bellmann!

Kommerzienrath. Allerunterthänigſt knieſallend und —

Miniſter. Ein Vetter von Ihnen? —

Räthin. Von meines ſeligen —

Miniſter. Alſo ein Vetter! — Apropos, Raning!

Hofrath. Excellenz!

Miniſter ſpricht leiſe mit ihm.

Kommerzienrath hat indeß den Kindern oft gedeutet, ſich zu verneigen, jetzt holt er einen und beugt ihm den Kopf vorwärts. Teufelsbrut! Indem er den andern droht: In drey Tagen kriegt ihr nichts zu eſſen.

Die andern zwey erſchrecken und verbeugen ſich tief.

Miniſter. Es wird Zeit ſeyn. — Alles richtet ſich, er ſieht die Laternen. Da haben Sie ja recht ingenidſe Laternen.

Hauptmann. Gegen Wind und Wetter, Ihre Excellenz.

Miniſter. Mit Inſchriften?

Schulz hält die tranſparente Inſchrift ſeiner Laterne vor.

Miniſter lieſt. „Unſer Leben iſt eine eitle Flucht der Tage.“ — Ja wohl!

Räthin. Für ein Freudenfeſt ſehr ſombre.

Schulz. Mit der eilten Flucht der Tage werde ich Ihre Excellenz voranleuchten. Ich bin der Schulz von Berlingen —

Räthin. Ein hiesiger Nachbar —

Hauptmann. Und Siwards naher Vetter.

Schulmeister. Ich bin der Zeit Schulmeister in Berlingen, und in omnibus ein Vetter wie der Schulz. Er hält seine Laterne vor.

Minister. Auch eine Inschrift? liest. „Segen dem, der keinen Frieden trübt!" Hm — sehr wahr!

Schulmeister. Mit dem Voto soll ich Ihro Excellenz nachgehen.

Minister. Raning, was sagen Sie zu dem Motto?

Hofrath. Ich? — Ich finde, daß man das Lob Ihro Excellenz nicht sinnreicher ausdrücken kann.

Minister. Es ist gar keine Flatterie darin.

Kommerzienrath. Und ist recht kompreß gesagt. —

Minister. Finden Sie — Nun — etwas Nachdrückliches finde ich auch wohl darin.

Philipp verdrängt sich. O ja!

Kommerzienrath halb laut. Halt das Maul!

Minister. Nun, so gehen wir. — Madam — Ihren Arm.

Räthin schießt auf den Minister zu. Zu Hochbero Befehl. — Nun, Herr Kapitän — den Weg gezeigt.

Hauptmann. Ja! geht. Dafür bin ich hier.

Der Schulz, Minister und Räthin, Hofrath und Kommerzienrath gehen.

Kommerzienrath zu den Kindern. Fallt nicht — behaltet die Hüte ab — geht auswärts — manierlich — sehat — kein Wort gesprochen, oder ihr werdet morgen alle todt geschlagen.

Die Kinder, gerade und auswärts folgen, der Schulmeister schließt.

Dreyzehnter Auftritt.

Das Wäldchen aus dem vierten Akt, so wie das Häuschen, reich und mit Geschmack beleuchtet. Auf jeder Seite zwey Stuhle, in der Mitte der Länge des Platzes.

Die Schulzin, die Schulmeisterin, die Kinder gehen zwischen den Bäumen herum, und besehen die Anstalten. Rechts hinter den Stühlen ordnet die Livree des Ministers eine Art von Buffet. Der Wein steht in Körben; links hinter den Stühlen eine Tafel mit Kuchen und was dahin gehört. Siward und seine Frau gehen, von einer Seite aus dem Hintergrunde kommend, ganz vor.

Sekretär. Nun, Julie, wie ist dir?

Mad. Siward. Ich bin sehr froh und sehr gerührt; aber bange vor der nächsten Viertelstunde.

Sekretär. Bange? Und du ſiehſt mich froh und wohlgemuth?

Mad. Siward. Nun ſo gieb mir Ruhe, ſage mir — was willſt du thun?

Sekretär. Das weiß ich in der Hauptſache: aber wie ich es thun will — darüber will ich nicht ſinnen. Ich werde an meine Hausehre denken — die Zeugen umher anſehen — dann dich — und es wird ſchon gehen.

Mad. Siward. Ich bin ſo ängſtlich — ſo manche Ahnung — Sieh, es bedarf ja nur eines unerwarteten Umſtandes, dann geht die höchſte Gutmüthigkeit ſo leicht in edeln — aber den furchtbarſten Zorn über. Ludwig, lieber Ludwig, beruhige mich!

Sekretär. Die Empfindungen einer Braut. Wahrlich heute empfange ich dich zum zweyten Male, deine Treue und Güte iſt bewährt worden. Ginge ich nicht dem Ernſt und den Thränen mit Gewalt aus dem Wege — ich könnte herzlich weinen vor lauter Freuden. Aber weg damit — laß uns heiter ſeyn. Friede und Freude iſt in uns, laß uns Frieden geben und Freuden, wo wir können. Er reibt die Augen. Weg damit! Stärke räumt weg, Weichheit räumt ein! — Er wendet ſich raſch nach dem Hintergrunde. Holla — ihr Gäſte — Baſen und Vettern — klein und groß — kommt hervor! Sie treten vor. Reichen wir uns die Hände! Sie thun es. Ihr Herren, zu den Bedienten. Wein her! Wein, an Große und

Kleine! Die Bedienten reichen den schon eingeschenkten Wein an jedermann herum. Habt ihr — habt ihr alle? — Sagt mir, ob ihr alle habt.

Alle. Alle! Ja. Wir alle.

Sekretär. Auf das Wohl meiner Frau!

Alle. Sie soll leben! Sie trinken.

Sekretär. Leben und froh seyn! Guter Muth — das ist die Losung.

Mad. Siward an seinem Halse. Ludwig!

Sekretär zu den Frauen. Wollt ihr austrinken? Sie soll ganz leben!

Schulmeisterin. Wahrhaftig, das soll sie!
Schulzin. Sie ist der Mühe werth!

Sie trinken.

Sekretär. Da — seht die Kleinen an — die verstehen sich auf leben und froh seyn, ihre Gläser sind längst leer. — Nun weg mit den Gläsern.

Die Bedienten holen sie, einige zucken mit den Achseln und schütteln die Köpfe.

Sekretär. Das ist nicht wahr, daß nur die Jugend guten Muths seyn kann. Ist die Brust frey, so ist man froh in jedem Alter — hat den Kopf in der Höhe — bey Sturm und Schwüle.

Man hört aus der Ferne eine Stelle aus der Ouvertüre der Nina.

Mad. Siward ängstlich. Sie kommen!

Sekretär muthvoll. Sie kommen!

Jedermann ſieht oben hinauf nach der Seite, woher ſie kommen; die Kleinen nehmen die Hute ab.

Sekretär. Recht ſo! höflich, ihr Kleinen — Freut euch alle, es kommt ein guter, braver Mann. Freut euch, weil er gut iſt, und ſeyd nicht ängſtlich, weil er vornehm iſt.

Vierzehnter Auftritt.

Der Schulz. Er bleibt in der Mitte ſtehen. Der Miniſter und die Räthin.

Miniſter grüßt jedermann mit freundlichem Kopfnicken, geht auf Madam Siward zu und küßt ihre Hand.

Räthin dankt herablaſſend.

Hauptmann, Kommerzienrath und die drey Kinder treten auf.

Schulmeiſter ſtellt ſich zum Schulzen.

Die Muſik hört auf.

Miniſter zu Madam Siward. Ein freundlicher Abend!

Mad. Siward. Durch Ihre Güte —

Sekretär. Und das Bewußtſeyn.

Hofrath. Ein allerliebſtes Plätzchen!

Räthin. Sonſt aber, was manche Arrangements importiert — iſt hier ein wahrer Vauxhall.

Miniſter giebt Madam Siward die Hand, und ſetzt ſich, nachdem er ſie zum Stuhl geführt, neben ſie.

Räthin. Kommen Sie, Herr Vetter Kommerzienrath. Sie ſetzen ſich, dem Miniſter gegenüber, neben einander, die drey Söhne laufen hinüber hinter des Vaters Stuhl.

Miniſter ſteht auf. Aber Sie ſtehen noch, Herr Siward — Raning, ſorgen Sie doch — Unſer gütiger Wirth iſt ſo gefällig in dem Augenblicke unſer Gaſt zu ſeyn. Haben Sie Acht, daß jedermann placiert ſey — der Herr Hauptmann, die guten Frauen.

Hofrath ſetzt ſich in Bewegung.

Sekretär deutet ihm zu bleiben. Die Arrangements Ihro Excellenz will ich nicht ſtören — aber Sie verſtatten, daß meine kleine Einrichtung vorhergehe! — Liebe Julie! du biſt die Königin des Feſtes — komm zu mir — denn ich wünſche, daß alle Augen auf dich gerichtet ſeyn mögen.

Mad. Siward ſteht auf, verbeugt ſich vor dem Miniſter leicht und grazios, und geht zu ihrem Manne.

Sekretär, der ihr entgegen geht. Onkel, nehmen Sie indeß den Ehrenplatz, den meine Frau verläßt.

Miniſter iſt etwas verlegen, er deutet dem Hauptmann, ſich zu ihm zu ſetzen.

Hauptmann verbeugt ſich reſpektvös und ſetzt ſich zu ihm.

Sekretär ſtellt ſich mit Mad. Siward zwiſchen den Schulmeiſter und Schulzen. Liebe Freunde! Gute

Menſchen ſind da zuſammen gekommen um fröhlich zu ſeyn. Laßt uns ein Wort von der Veranlaſſung dazu reden. — Ihr ſeht hier den Stellvertreter unſres Landesherrn, der uns Troſt und Beyſpiel iſt: Dieß Feſt, das er uns giebt, iſt kein Feſt, das die Langeweile erſonnen hat und der Uebermuth genießt. Der gute Herr hat gehört, daß in der Stadt die Läſterungen nichtswürdiger Menſchen den guten Ruf meines treuen Weibes verleumden, indem ſie den ſeinen entheiligen. Ihm — der unſers Vaters Stelle vertritt — ihm, zu dem wir alle im ganzen Lande als Muſter hinauf ſehen — iſt jedes Eheglück werth, es ſey auf dem Throne oder in der Hütte. Sparſam ſind die Tage der Muße dem zugetheilt, der für Tauſende denkt, ſorgt und wacht. — Frohſinn ſoll er ſchaffen, Thränen hemmen oder trocknen. Göttlich groß iſt ſein Beruf — doch ernſt — denn vor ſeinem Blicke ſchwebt die Wage des Richters.

Miniſter hat feierlich den Blick auf Siwarden gerichtet; alle auf den Miniſter.

Kommerzienrath ſieht gleichgültig vor ſich hin.

Sekretär. Im Bewuſtſeyn des Wohlwollens ſchenkt er ſich und uns dieſen Tag.

Miniſter ſenkt das Auge.

Sekretär. Er hat uns geprüft. — Er findet uns — ein glückliches Paar — ſtill ſeinen Weg wandelnd, ohne Forderung und im ſeligſten Frieden glücklich. — Er iſt davon gerührt — denn er iſt ein guter Menſch. — Richtet alle eure Blicke auf

ihn, und seht was sein Herz in diesem Augenblicke auf seinem Gesichte spricht! — Hier vor seinen Augen — in euer aller Gegenwart — verkündige ich es laut: — Mein Weib macht mein Glück — und nie hat sie mir Kummer bereitet. Deß zum Zeugen umarme ich sie, und danke ihr für das Glück, das sie mir giebt. Er umarmt sie.

Minister steht auf. Gerührt: Siward!

Alle stehen auf.

Sekretär. Diese Eintracht, dieser Frieden — das ist dem guten Manne ein Freudenfest! Darum leuchten diese Flämmchen in stiller Nacht — deßhalb hat auf sein Geheiß Musik die Melodie unsres Friedens verkündet. Er geht einen halben Schritt vor und verbeugt sich. Ihre Excellenz sehen nun unser stilles nie getrübtes Glück. — Sie sind gut und gerecht, Sie empfinden es — daß man ganz das Gute wollen muß, um die Inschriften, zwischen denen wir stehen — in Gegenwart guter Menschen, ohne Vorwurf zu lesen. Sie — von dessen Herzensgüte die Landesverwaltung oft Beweise giebt, die der Landmann verehrt — Sie kennen den Menschen, und haben beschlossen, mit raschem Edelmuth alles zu thun, was Ihrer Würde, unserm Frieden und gutem Namen Bedürfniß ist. Empfangen Sie dafür unsern reinsten Dank.

Minister nach einer kleinen Pause. Siward! Sie geben meiner Empfindung Gerechtigkeit. Ueberraschen mußte mich Ihr Fest, aber es rührt mich —

und ich werde Ihnen beweisen, daß ich Sie verstehe und achte. — Sie sind gut und fühlen lebhaft — Möge nie jemand Ihre Gefühle mißbrauchen, wie es Er wirft unwillkührlich einen leichten Blick auf den Hofrath. guten, lebhaften Leuten wohl geschieht! — Den Zweck, den dieses Fest haben sollte — haben Sie ganz erreicht. — Ihr Leute, achtet diesen Mann — er ist brav! Er umarmt ihn. Es wäre ungerecht — die laute Freude der Uebrigen auf irgend eine Weise zu unterbrechen — auch mag ich gern den Eindruck für mich behalten, den Sie mir gegeben haben. Also — Er verbeugt sich gegen Madam Siward. gute Nacht! Er reicht Siwarden die Hand. Leben Sie recht wohl. Er geht.

Sekretär mit Ruhmes und Feuer. Wahrlich, führt ihn zwischen die zwey Inschriften. Ihre Excellenz stehen sehr würdig da — Werden Sie dieses Bildes und unser gern gedenken — so kehren Sie einst nach Jahren — ermüdet von dem Begehren und dem Undank der Menge — hier ein. Hier — wo Sie jetzt Herr Ihrer selbst, Stifter unsrer erhöhten Glückseligkeit sind, werden Sie Herr unsrer Herzen seyn, und Sie werden dann das Willkommen mit Entzücken hören, das wir Ihnen zurufen werden.

Minister stark und geruhet. Es sey so! Gute Nacht, braver Mann. Er geht.

Sekretär hält ihn auf. Wir haben ein Liedchen, das wir oft hier singen, wenn wir uns froh und glücklich fühlen.

Hauptmann geht ab.

Sekretär. Wenn wir es künftig ſingen, werden wir Ihrer ſtets dabey gedenken.

Schulz, Schulmeiſter ſingen:

Die Muſik von außen begleitet.

Wem edler Menſchenliebe Hang
Den Buſen höher ſchwellt;
Wer über eigner Wünſche Drang
Das Glück der Brüder ſtellt;
Er ſey für unſern Lobgeſang
Der hochgeprieſne Held,
So oft uns Lied und Saitenklang
Zur Freude hier geſellt!

Hauptmann kommt wieder.

Der allgemeine Chor wiederholt das Lied. Bey dem Anfange des Chors geht der Miniſter, begleitet von Siwarden, weg.

Hofrath ſtutzt den Kopf auf die Stuhllehne.

Hauptmann umarmt Madam Siward.

Räthin ſieht verlegen in ihren Fächer.

Kommerzienrath macht dem abgehenden Miniſter ein tiefes Kompliment.

Der ſingende Chor ſammelt ſich um Madam Siward und den Hauptmann. Siward kommt zurück, und beide haben den Onkel in ihrer Mitte.

Der Vorhang fällt, ehe der Chor ganz aus iſt, welcher zu Ende geſungen wird.

W